Schultze, H.

Deutscher Volksspiegel Neu aufpoliert und eingerahmt von H. Schultze.
Neues Volksbuch. Hrsg. von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland
Bd.: 2

Eisleben 1852

Deutscher Volksspiegel.

Neu aufpolirt und eingerahmt

von

H. Schultze.

Neues Volksbuch.

Herausgegeben

von

dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Zweites Bändchen.

1852.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei Barth und Schulze in Leipzig.

Inhalt.

I.

Schuster bleib bei deinem Leisten!

Ursprünglich ist dies Sprüchwort freilich auf einen vorwitzigen Schuster gemünzt; darum jedoch keineswegs eine bloße Schusterregel. Sondern jedweder andere Handwerksmann, dem das Wort zu Ohren kommt, ist auch gemeint und soll sich's auch anziehen. Braucht nur in Gedanken statt „Schuster" sein Gewerk und Stand und statt „Leisten" sein Handwerkszeug zu setzen: so ist's richtig und das Sprüchwort gerade für ihn wie gemacht. Ja, es stichelt, behaupte ich, selbst auf solche Leute, welche nie einen Leisten oder deß etwas zu Gesichte bekommen und mit ihrer zarten Nase niemals den Qualm einer Werkstatt einschlürfen. Ein Wort ist's für jedermann. Werden's gleich sehen. Vorauf jedoch will ich die

Geburtstagsgeschichte des Sprüchworts

vermelden.

Es war einmal ein Malermeister, der nun schon an die 2000 Jahre todt ist. Sein Name ist Apelles. Der gab sich damit ab, die Leute, wie sie gehen und stehen, mit Haut und Haar, vom Kopf bis zu Fuße, wenn sie's verlangten, abzuconterfeien. Das verstand er aber aus dem Fundament und war deshalb renommirt. Hatte einmal ein Pferd so täuschend auf die Leinwand gemalt, daß der vorgeführte Leibschimmel Alexanders des Großen einen leibhaftigen Collegen zu sehen wähnte und vor Freuden laut aufwieherte. Dieser Tausendkünstler hatte nun auch einst — ob auf Bestellung oder zur eigenen Belustigung, weiß ich nicht — ein stattliches Menschenkind mit Stiefel und Sporn — oder nein, mit Eskarpins wollt' ich sagen — auf die Leinwand gebracht. An dem Schaufenster seines Bilderladens hatte er es groß und breit ausgestellt, sich selbst aber heimlich dahinter geduckt. Wollte doch einmal hören, was die Kunstrichter bei Betrachtung des Gemäldes sagen würden. Kommt ein Schuster desselbigen

Wegs und besieht's. „Hm, hm," sagt er, „Haltung und Gestaltung gut; aber das Schuhwerk kläglich: schlechter Schnitt und schlechtes Gesäß. Maler hinterm Bilde merkt sich das und denkt: das muß solch Leistenmann besser verstehen als du. Flugs macht er sich daran, den Fehler zu verbessern, und schon andern Tags steht die verbesserte Ausgabe am Schaufenster. Das kitzelt den Schuster, der etliche Zeit nachher abermals das Bild mustert; es kitzelt ihn, daß der Maler sein Urtheil respectirt hat, und es wächst ihm der Kamm. Mit Kennermienen steigt er von den Füßen des Conterfei's aufwärts und läßt sich beikommen, über Dinge, welche wohl Schneider und Friseur, aber kein Schuster versteht, Gericht zu halten. „Auch der Mantel ist miserabel," spricht er, „und die Haarfrisur sitzt schief." Da überläuft's den Maler hinter dem Bilde, und es reißt ihm die Geduld. Springt hervor aus seinem Versteck und „Schuster," spricht er, „Schuster bleib bei deinem Leisten!"

Diese Geschichte hat sich, wie schon bemerkt, vor 2000 Jahren zugetragen. Ich möchte aber wohl, daß der Maler Apelles spuken ginge und allen denen wacker auf die Finger klopfte, welche noch heutiges Tags, weil sie gute Schuhkünstler sind und ihr Fach verstehen, auch Allerweltskünstler zu sein und alles zu verstehen meinen. Das Abnasen solcher Naseweisheit wäre davon der geringste Gewinn; weit höher wäre der Wohlstand und das Familienglück und der Hausfriede anzuschlagen, welche da erblühen, wo Gewerke und Stände, Mann und Weib, Groß und Klein bei ihrem Leisten bleiben und sich den Kamm nicht wachsen lassen. Weil nun doch aber der alte Apelles nicht spuken geht, so will ich einmal in guter Wohlmeinung Apellesdienste thun und für allerlei Leute als Warnungstafel vor häuslichem Ruin und häuslichem Elend das Sprüchwort hier aufstecken: Schuster bleib bei deinem Leisten. Auch die ganze Verwandschaft dieses Sprüchworts soll betreffenden Orts mit herangezogen und mit aufgestellt werden und zwar für jede Gilde separat.

Schuster bleib bei deinem Leisten!

I. Ein Wort für Privilegirte und Flickschneider.

1. Tadeln ist leichter
Als Bessermachen.

2. Gauch, thu' er nach,
Dann sprich' von der Sach'!

3. Auf and're Leut' ein jeder sicht;
Doch niemand merkt, wo's ihm gebricht.

4. Richt' vor deinem Haus,
Dann guck' nach andern aus!

5. Es ist leichter gescholten
Als vergolten.

6. Sich prüfen und bürsten,
Ziemt Bauern und Fürsten.

7. Wer den Schaden hat,
Darf für den Spott nicht sorgen.

8. Schelten in Noth
Ist Gräuel und Spott.

9. Können wir nicht alle dichten,
Können wir doch alle richten.

10. Wer den andern lustig tadelt,
Ist im Herzen nicht geadelt.

11. Wer bauet an die Straßen,
Muß sich viel meistern lassen.

12. Vor deiner Thür feg' die Straße,
Und zieh' dich bei deiner Nase.

Der alte Heide Horaz (schon lange todt, und hat ihn keiner von uns mehr gekannt) hat einmal gesagt, man solle nichts in der Welt anstaunen; es tauge nicht und thue nicht gut und verrathe Dummheit. Daß man aber alles in der Welt bemeistern und begeifern, bemäkeln und tadeln solle, und daß das Klugheit verrathe: das hätte er um keinen Preis gesagt. Und doch — wer in unserer Zeit nicht für auf den Kopf gefallen gelten will, der muß, wie er glaubt, meistern, mäkeln und den Leuten was am Zeuge flicken. Für solche Flickschneider und Mäkler gehört der Unterofficier: Schuster bleib bei deinem Leisten! und seine hier aufmarschirte Korporalschaft von 12 Mann. Am meisterlichsten verstehen diese erbärmliche Kunst der Flickerei die Herrn Skribenten, Kunstrichter und Recensenten; aber die Nacheiferung des nicht schriftstellernden Publikums ist erstaunlich. Darf man doch jetzt kaum einen Gänsestall bauen und ein Kalb gewöhnen, so werfen die Maulwürfe vor dem Hofe auf und die Spechte holzen. Edukationsräthe werden jetzt, wie ich glaube, nicht mehr gemacht: aber es ist auch wahrhaftig kein Bedürfniß danach vorhanden. Jeder hat solcher Erziehungsräthe um und neben sich mehr als er begehrt und braucht. Würde ich einmal irgendwo Bürgermeister, das müßte anders werden. Keiner meiner Insassen dürfte sich auch nur über den schief angenähten Rockknopf seines Mitinsassen moquiren. Einen Schneidertisch setzte ich aufs Rathhaus und

den unberufenen Tadler darauf. Da sollte er dann im Angesichte der ganzen lieben Bürgerschaft nähen und nesteln, bis der schiefe Knopf gerade gerückt wäre. Solch ein Exempel statuirt, wäre besser als zehn Gesetze gegeben. Mäkeln ist leicht; besser machen schwer. Tadel spottwohlfeil, aber auch spottschlecht und wider die Liebe, welche die Gotteskinder und Jesubrüder unter einander haben sollen. Und wird gar zur Injurie die Lieblosigkeit, dann setzt's böses Blut: blutige Köpfe und zerschlagene Gliedmaßen, oder hundmagere Processe und was sonst noch sich dabei zuträgt. Will aber einer das Makelgeschäft treiben, nun gut; so fange er aber wenigstens von sich selbst an.

Straf keck das Böse ins Gesicht,
Vergiß dich aber selber nicht.

An sich selber vom Wirbel bis zur Zehe hat jeder viel Feld und Spielraum, und wer sein eigenes sündhaftes und schalkhaftes, ungehobeltes und ungeschliffenes Wesen abzuhobeln und abzuschleifen bemüht ist, vor dem hat der Nachbar wohl Ruhe. Wer aber an andern zum Ritter werden will, obwohl er selbst nichts als ein gemeiner Troßbube ist: dem wird zu Zeiten der Handschuh um die Ohren geschlagen und mit Recht das Wort ins Gesicht geworfen:

Wer da will strafen mich und die Meinen,
Der prüf' erst, was da mangelt ihm und den Seinen;
Find't er keinen Mangel an ihm und den Seinen,
So straf er alsdann mich und die Meinen.

Wer Schläge austheilt, Muß Schläge einnehmen.

Habe da einmal von einem würtembergischen Pastor, Namens Flattich, gelesen. Sonst ein rechtschaffener Edukationsrath, passirt's ihm doch eines Tags, daß seiner jüngsten Kostgänger einer, ein Kind von 6 Jahren, vom oberen Stock zum Fenster hinausstürzt. Wohl möglich. Kann doch der eigene Vater sein Kind nicht auf jedem Schritt und Tritt hüten und vor Unfall bewahren! Da indeß bei diesem Stürzling der liebe Gott seine Hände untergebreitet hatte, so ward der Knabe frisch und wohlbehalten von der Straße heraufgeholt und ins Zimmer geführt. Er kam mit dem bloßen Schreck davon. Kaum ist

der Unglücksfall — denn so hieß es nun gleich — — auf der Nachbarschaft ruchbar geworden, so kommt stracks, mit ihrem Kinde auf dem Arm, die Nachbarin von gegenüber angerannt. „Ei, Herr Pfarrer," sagt sie, „Ihnen möchte ich kein Kind anvertrauen. Lassen da den Buben zum Fenster hinunterfallen und sind im Zimmer?! Dies mein Kind hier lasse ich den ganzen Tag nicht vom Arm oder doch nicht aus den Augen."

Das sagte die Frau, und der alte Flattich im Lehnstuhle sagte kein Wort. Es sammelt sich im Zimmer von noch andern Nachbarsleuten, die ihr Beileid wegen des Unglücksfalls dem Pfarrer bezeigen wollen. Dazwischen wird das kleine Wesen auf dem Arm der Nachbarin unruhig, windet sich hinunter und spazirt, zum Theil an der Mutter Hand, im Zimmer umher. Unversehens hat's im Gedränge einen Stuhl erklimmt, fällt herunter und fällt sich ein Aermchen aus. „Frau Edukationsräthin," hub da der Pfarrer an, mußte aber leider die Fortsetzung seiner Gegenrede für sich behalten; denn schon indem er anhub, zogen Mutter und Kind wehklagend von dannen.

Da wandte sich der Pfarrer zu den Anwesenden und sprach: „Tadeln ist leichter als Bessermachen." Statt dieses milden Wortes hätte er übrigens, wenn Christenliebe ihm nicht das Spotten verboten hätte, der fortstürzenden Nachbarin sehr treffend nachrufen können: Frau Schusterin, bleiben Sie bei Ihrem Leisten!

Schuster bleib bei deinem Leisten!

II. Auch ein Wort für Wechsler und Sattler.

1. Aendern und bessern
Ist zweierlei.

2. Bessern
Ist oft bösern.

3. Das Alte
Behalte!

4. Neuerung
Macht Theuerung.

5. Handwerk
Hat gold'nen Boden.

6. Schlecht Handwerk,
Das seinen Meister nicht nährt.

7. Viel Handwerk
Verdirbt den Meister.

8. Wer viel anfängt,
Endet wenig.

9. Neunerlei Handwerk,
Achtzehnerlei Unglück.

10. Funfzehn Handwerke,
Das sechszehnte: Betteln.

11. Viel Rutschen
Macht schlechte Hosen.

12. Wer warm sitzt,
Der lasse das Rücken.

13. Hast Du ein Haus,
So denk' nicht draus!

14. Dreimal umziehen
So gut wie ein Mal abbrennen.

15. Wälzender Stein
Begraset nicht.

16. Was sich viel rührt,
Wächst nicht an.

17. Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn,
Der stets was Neues fanget an.

Traurig, aber interessant müßte es sein, die Treppe zu sehen, auf welcher das Personal eines Armenhauses von der glücklichen Höhe des Wohlstandes in die trostlose Tiefe der Armuth hinabgestiegen ist. Da würde man gewahr werden, wie das Personal respective sich arm gefaulenzt, arm gegessen, arm getrunken, arm gespielt, arm getanzt, arm geputzt habe. Nicht selten aber ist auch das leichtfertige Umsatteln und das hirnlose Wechseln des Lebensberufs der Sündenknüppel gewesen, mit welchem mancher selbst sich zum Armenkrüppel geschlagen hat. Und das geht auch ganz natürlich zu. Denn wo keine Lust und Liebe zum Dinge, sondern Berufsüberdruß: da schafft's und fleckt's nicht. Und wo immer Neues angefangen wird, kostet's immer neue Anschickung, Anlage und Einrichtung; das nimmt aber was weg, und doch fragt sich's noch, ob's nachträglich was einbringe. Mancher geht wie ein lebendiges Fragezeichen unter den menschlichen Berufsarten umher und fragt überall an; klopft heute an diesen, morgen an jenen Erwerbszweig, ob für ihn kein Apfel herabfalle; rührt sich viel und wächst nirgends an: begraset darum aber auch nicht, gleich dem wälzenden Stein.

Eine Berufswahl soll jedermann treffen; soll's besinnen, dann beginnen; soll's treiben und dabei bleiben. Rechtschaffen aber, versteht sich, muß der Beruf sein.

Nicht jedes gleich ein Handwerk heißt,
Was einen kleidet oder speist:
Nur dem, was einen nährt und ehrt,
Der Ehrennam': „Handwerk" gehört.

Und solch Handwerk hat dann gold'nen Boden; ein ordnungsmäßiger Lebensberuf nährt seinen Mann, wenn der Mann kein Wetterhahn ist und funfzehnerlei Handwerk anfängt. Sei also, das bitt' ich Dich, kein solcher Dreher und Wendehals; kein Springbock und Eichhörnchen. Hüpf' nicht von Baum zu Baum und suche nicht auf allen Aesten für Dich Nüsse. Könntest leicht auch einmal einen Pfirsich- und Aprikosenkern verspeisen, wo-

ran bekanntlich das Eichhörnchen stirbt. Schleckere nicht an jedem Nahrungszweige darum, weil er für diesen und den eine Frucht abwirft. Wer wollte denn, weil in allen Apothekerbüchsen Gesundheitswürze ist, darum auch aus allen naschen und nippen! Beruf ist mancherlei; aber nicht jeder Beruf ist für jeden. Quod licet Jovi, sagten schon die alten Heiden, non licet bovi. Zu deutsch: Wer schwindsüchtig ist, muß kein Trompeter und Grobschmied sein wollen, sondern Schneider werden und Schneider bleiben.

Eines schickt sich nicht für alle:
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Ich kenne solche, die früher warm saßen und jetzt der Armuth anheim gefallen sind, weil sie das Rücken nicht lassen konnten und bei dem Leisten, den sie ergriffen hatten, nicht ruhig verblieben. Die Betteltreppe, auf welcher der eine hinunterstieg, hatte fünf Stufen: Kossath, Ziegeleibesitzer, Amtmann, Fabrikant, Bettelant. Der andere war erst Kaufherr, dann Buchhalter, darauf Amtsverwalter, weiterhin Rechnungsführer, noch später in einem Winkelbüreau Comptoirist, endlich Gasthofs- und Küchenschreiber; jetzund Straßenfeger. Der dritte trieb erst die Schusterei, dann Handelei, darauf Höferei, vor Kurzem noch Trödelei, und jetzt nimmt seine eigenen Kleider keiner für umsonst. Auf den vierten und fünften kann jeder, wer dies lieset, selbst sich besinnen und vielleicht einem sechsten, der berufsmüde, unstätt und fahrig schon hier hinüber und da hinüber schweift, noch rechtzeitig einen der obigen Denksprüche ins Ohr blasen, oder auch mit mir ganz schlicht sagen: Schuster bleib bei deinem Leisten!

Gepfefferter guter Rath.

Donat, ein hungriger Magister,
Ein Thier, zu stolz für einen Küster
Und doch zu dumm für etwas mehr:
Beschloß, nach Art der neuern Weisen,
Die Welt empfindsam zu bereisen,
Und zog mit Stab und Sack umher.

Einst kam er mit betrübtem Schritte
Des Nachts vor eines Bauern Hütte

Und hielt um eine Zehrung an.
„Laßt," rief er, „eines edeln Armen,
„Laßt eines Meisters euch erbarmen,
„Der sieben freie Künste kann." —

„Mit sieben Künsten betteln gehen?"
Sprach Hans, „das kann ich nicht verstehen.
„Ich dummer Bauer weiß genug,
„Um Weib und Kind mit Gott und Ehren
„Von meinem Pfluge zu ernähren.
„Drum rath' ich Euch, ergreift den Pflug!"

(Pfeffel.)

Schuster bleib bei deinem Leisten!

III. Auch ein Wort für Luftschiffer und Seiltänzer.

1. Wäre Hoffart eine Kunst,
Wäre mancher längst Doctor.

2. Was zum Heller gemünzt ist,
Wird kein Thaler.

3. Wenn die Federn den Autor machten,
Wär' auch die Gans nicht zu verachten.

4. Kunst steckt nicht in den Kleidern,
Sonst wäre sie bei den Schneidern.

5. Mancher trägt ein Pfaffenschlappen,
Trüg' billiger einen Reiterkappen.

6. Mancher, der nie ein Pferd beschritt,
Singet doch ein Reiterlied.

7. Dickthun ist mein Reichthum,
Zwei Pfennig mein Vermögen.

8. Ob Dich gleich der Pfennig sticht,
Aendert sich Dein Stamm doch nicht.

9. Maulesel treiben viel Parlaren,
Daß ihre Voreltern Pferde waren.

10. Wer höher fliegt, als er Federn hat,
Der kommt dadurch in Spott und Schad.

11. Mit Titeln: im Großen;
Mit den Kindern: im Bloßen.

12. Hoffart
Muß Zwang leiden.

13. Waghals
Bricht den Hals.

14. Junger Springer,
Alter Stelzer.

15. Hochmuth
Thut kein Gut.

16. Hochmuth
Kommt vor dem Fall.

Luftschlösser kennt doch jeder; weiß auch wohl darin handlich Bescheid? Denn das getraue ich mir, jedem auf den Kopf zuzusagen: Auch Du hast Dir gewiß einmal eins gebauet, vielleicht mehr als eins; hast vielleicht jetzt gerade eins noch in Arbeit. —

Einen Aëronauten oder Luftschiffer hast Du wohl noch nicht auffahren sehen, und auch einen Seiltänzer nicht allzu oft? Höre, das Schauspiel kannst Du oft und ganz nahe haben. Denn solcher Luftschiffer, die immer in höheren Regionen schweben und oben hinauswollen; solcher Seiltänzer, die auf straffem Seil zu den Thurmspitzen hinauf karren, aber doch manchmal die Karre in den D.... schieben, giebts überall die Hülle und Fülle. Sollte indeß bei Euch Mangel sein an dieser Sorte, die immer oben hinaus will, nach oben sich drängt und hinaufschraubt, sich selbst sammt allem um und neben sich auf den hohen Fuß setzt: so könnten wir unser Orts Euch davon ablassen.

Hier zu Lande will der Schuster nicht mehr Schuster, sondern Schuhfabrikant, der Schneider Kleidermacher, der Höker Handelsmann, der Ackerbauer Oekonom, der Chirurgus Herr Doctor benannt werden. Ladenjungfern werden bei uns nicht mehr geführt, sondern nur Ladenmamsells im besten Format. Ja, man hat im eigenen Hause seine liebe Noth. Die Frau will nicht mehr Frau, sondern Madame, und die Mamsell Tochter nicht mehr Mamsell, sondern gnädiges Fräulein heißen. Meinen Neunjährigen titulirte neulich der Unverstand bereits mit „Monsieur" und: „Hören Sie mal." Nächstens werde ich rufen müssen: „Herr Sohn, kommen Sie gefälligst herein!"

Auf allen Ecken und Enden will's oben hinaus. Die Jagd nach hochfahrenden Titeln zieht stürmisch zu allen Thoren hinaus; man hastet sich über Kraft und Vermögen, solch gefeiertes Wildpret zu erjagen oder zu erhandeln, schämt sich seines ehrlichen Standes und will eine Stufe höher. Was vom Lande ist, will nicht mehr das biedere platt-, sondern stolz hochdeutsch sprechen. Und wer den niedrigen Barometerstand seiner geistigen und materiellen Fonds nicht will sehen lassen, der glaubt's mit Aufwand und Luxus vertuschen zu können. Heruntergekommene und ausgethane Größen brüsten sich wohl selbst mit der Herrlichkeit, welche einst ihre Urahnen besaßen. Maulesel treiben viel Parlaren, daß ihre Voreltern Pferde waren. Man sieht aus alle dem, wie alles oben hinaus will und voll Hochmuth steckt.

Es ist das ein Stück des alten Adam. Auch dagegen hat Vater Luther gepredigt und einmal gesagt: „Wir

können nicht alle Pauli und Johannes der Täufer sein; sondern es müssen auch Timothei und Titi sein. Man bedarf der Füllsteine mehr an einem Gebäu als der Quadrat- d. i. der Eckteine." Leider hat das Wort wenig durchgeschlagen. Man findet heuer viel Schutt, der doch Eckstein; viel Spreu, die doch Waizen; viel Unverstand, der doch Verstand sein; viel Menschenkind, das oben hinaus will.

Sehe man aber solche Hoffart und Luftschifferei doch ja nicht für eine Lappalie an! Sondern Hochmuth kommt vor dem Fall. Jene Titeljagd und Standeserhöhung ist für den Haushalt ein sehr kostspieliger Artikel. Denn muß nicht der avancirte Schuhfabrikant sammt der ganzen neugebackenen Fabrikantenfamilie nunmehr auch die Ober- und Unterröcke feiner tragen als zuvor; nicht sein ganzes Hauswesen, darin es sonst fein bürgerlich herging, fabrikantenmäßig einrichten? Muß Doctor und Ladenmamsell sich nicht mehr putzen als Chirurgus und Ladenjungfer? Muß hie und da nicht der letzte Thaler und Nothpfennig hervorgeholt und angegriffen werden, um sich auf der erschwindelten Höhe, so lange es möglicher Weise angeht, noch zu halten und zu behaupten? Es schwebt mir hierbei jener Bediente vor Augen, der als letzte Ruine früheren Wohlstandes in einem jetzt ganz verarmten hochgräflichen Hause Bedienter verblieben war. Was that der alte Mensch, als es galt, für eingetroffene Cavaliere ein standesmäßiges Mahl nach altem Styl herzurichten und den erblichenen Glanz seines herrschaftlichen Hauses nicht merken zu lassen? Er holt, da Keller und Küche leer sind und alle Vorrathskammern und Taschen nichts darbieten, die Bruthenne vom Neste, und Mittags giebt's Puterbraten à la bonne heure.

Und das Ende vom Liede? Wo läufts mit solchen Luftschiffern und Seiltänzern hinaus? Nun, ganz so wie ich zu Anfang es vorausgesagt und unter Nr. 10 — 16 prophezeiet habe. Mehr als ein Ikarus, der mit wächsernen Flügeln sich zur Sonne erheben wollte, ist im Meer ersoffen; schon mehr als eine Krähe, welche mit nicht naturwüchsigen Federn sich in höhere Gesellschaft begab, ist gerupft: nach Oben hin in Spott, nach Unten hin in Schand und daheim in Mangel und Dürftigkeit gerathen.

Sehr gelegen kommt mir in diesem Augenblick die Reminiscenz an solcher einen, der muthwillig aufs Glatt-

eis ging und das Bein brach. Sie möge sich hören lassen diese von mir nur in neue Reime gebrachte

alte wahre Geschichte.

Herr Langohr nahm die Löwenhaut,
Die er am Weg gefunden;
Schmückt sich gleich einer Löwenbraut,
Erträumend gold'ne Stunden.

„Verdeckt ist nun mein Eselsfell,"
Spricht er, trottirend weiter,
„Hab' nun zu hoher Ehrenstell'
„Erwischt die sich're Leiter.

„Mag Säcke tragen, wem's behagt;
„Ich geh' nunmehr stolziren;
„Kein harter Müller mich mehr plagt;
„Man thut mich respectiren." —

„Ein Löwe, Löwe!" rief's, und husch
War dort ein froher Haufen
Von muntern Jungen in den Busch
Vor blassem Schreck gelaufen.

„Hat schon mein Kleid sie so erschreckt,"
Denkt Langohr, „soll mein Brüllen
„Den Schelmen, die mich oft geneckt,
„Mit Furcht das Herz erfüllen."

„Ya, ya; ya, ya!"
Läßt er die Stimm' erschallen. —
Flugs sind die Büblein wieder da,
Als hätt' der Sang gefallen.

Die Eselsstimm' aus Löwenhaut
Ist ihnen unerhöret.
„Laßt uns," hieß es, „die Löwenbraut
„Beschauen, ob sie's wehret.

Da springt der Wicht zwar kühn hervor,
Voll Mordlust; doch ergötzlich
Lugt von dem dummen Kopf ein Ohr
Lang aus der Hülle plötzlich.

„Hallo, Hallo; Hallo, Hallo!
„Fort mit dir in die Mühle!“
Rief Müller's Fritzchen. Und also
War's aus mit Esels Spiele.

So geht's, wer hohe Dinge treibt
Und nicht bei seinem Leisten bleibt.

Schuster bleib bei deinem Leisten!

IV. Auch ein Wort für Amtleute.

1. Wer ein Amt hat,
Der warte des Amts!

2. Was deines Amts nicht ist,
Davon laß deinen Vorwitz!

3. Bleib, Priester, beim Buche;
Bleib, Bauer, beim Pfluge;
Bleib, Jäger, im Walde;
Bleib, Krüger, im Kruge.

4. Priester, bete;
Fürst, vertrete;
Bauer, gäte.

5. Die Wackelent', der Krückenmann,
Niemals Tanzmeister werden kann.

6. Zwischen Stroh und Feuer brennt's,
Wer klug, bedenkt's;
Zwischen Thür und Angel klemmt's,
Herrn Vorwitz fängt's.

7. Vorwitz
Bald festsitzt.

8. Hält jeder sich wie er soll,
Steht's allenthalben wohl.

9. Wer vieles zugleich thut,
Macht selten was gut.

10. Wenn Bürgermeister schenkt Bier und Wein,
Wenn Metzger und Bäcker im Rathe sein:
Dann leidet Noth die ganze Gemein.

Bescheidenheit ist zwar eben kein Gewächs, das in Frankreich einheimisch wäre. Dennoch hat jüngst ein französischer Gelehrter, den man in die Deputirtenkammer gewählt hatte, die Wahl abgelehnt mit der Erklärung: „An einer Stelle, wo alle alles verstehen, muß ich bekennen, daß ich von allem nichts verstehe.“ Sollte diese Denkungsart weiter in Frankreich um sich greifen, so könnte die dortige Deputirtenkammer ganz bequem aus Deutschland rekrutirt und kompletirt werden. Denn wir haben guten Vorrath an Viel- und Alleswissern. Eine einzige Bierhalle bei uns speiet an einem einzigen Abend mehr politische Köpfe und Minister aus, als an allen deutschen Höfen zusammengenommen placirt werden können. Ja, solchen Ministerposten versähe mancher noch so ganz nebenbei mit aller Leichtigkeit. Und können ihrem eigenen Hause

nicht vorstehen und ihre eigene Amtsstelle als Familienvater und schlichter Bürgers- und Bauersmann mit knapper Noth ausfüllen! Aber da ist kein Aufhalten. Von Großmannssucht, die ihnen zu Kopfe gestiegen, von Klugheitsdünkel, der sie benebelt, ganz besessen und stets geplagt, wollen sie platterdings mit ihrer solonischen Weisheit Land und Leute beglücken. Platzen heraus mit ihren ungewaschenen Mäulern, tappen hiehin und dorthin mit ihren unsaubern Händen. Um sie zu kuriren, sollte man wahrhaftig, wenn das Experiment nicht zu gefährlich und die Zahl der Bewerber nicht so groß wäre, alle diese unberufenen Staatsverbesserer aus der Bierschenke zur Erkenntniß ihrer Jämmerlichkeit acht Tage lang an den Ministertisch und auf die Rathsstühle setzen, wie einst König Friedrich Wilhelm I. gethan

mit dem Buchbinder.

Eines Tages ging bei dem Ausreiten des Königs in Berlin der dortige Buchbinder Reichardt den König an und verklagte die städtische Obrigkeit. Seit mehreren Jahren habe er bei selbiger einen Proceß, den er absolut nicht zu Ende bringen könne, weil er Feinde auf dem Rathhause habe. Diese hielten ihm, wie vielen andern, das Recht vor. Und dazu führte er ins Einzelne gehende Thatsachen an.

Der König, der auch eben nicht zum Besten auf den Magistrat zu sprechen war, sagte zu dem Buchbinder: „Du scheinst mir ein vernünftiger Kerl zu sein, und soll Dir geholfen werden. Da Du aber auch so gute Kenntnisse von der Wirthschaft des Magistrats besitzest, so sollst Du mir von Zeit zu Zeit Nachricht davon geben, und dann wollen wir den Magistrat schon kriegen. Ich mache Dich hiemit zum Rathsherrn, ertheile Dir Sitz und Stimme auf dem Rathhause und werde dem Magistrate deshalb die nöthigen Befehle zugehen lassen."

Und richtig. Mein Buchbinder wurde eingeführt und wohnte den Sitzungen regelmäßig bei; bemerkte jedoch keine Unregelmäßigkeiten, von denen er dem Könige hätte Meldung machen können. Nach einiger Zeit sah ihn der König wieder auf der Straße, erkannte ihn sogleich und rief ihn heran. Als er ihm Vorwürfe machte, daß er ihm nichts von der schlechten Wirthschaft des Magistrats berichtet habe, entschuldigte sich Reichardt damit, daß er,

seitdem er mit dazu gehöre, ganz anderer Ansicht geworden sei.

„Ihr seid alle Schelme," rief ihm der König zu, „wenn ihr nicht mit regiert, so räsonnirt ihr; und wenn ihr dann mit regiert, so macht ihr's nicht besser als die andern."

So war dieser Buchbinder kurirt und auf seinem Rathsstuhle zu der Einsicht gekommen, daß er ruhig bei seinem Buchbinderleisten hätte bleiben können, ohne daß Land und Leute Schaden genommen hätten.

Könnte man doch den politischen Kannegießern jetziger Zeit allzumal von ihrem totalen Unvermögen solchen practischen Beweis führen! Da rotten sie sich zusammen bei Bier und Wein und schäumen über wie ihr Bierkrug. Die einen lesen (wenn's ihnen gegeben ist) in der Hornisse und Reichsbremse, in der Fackel und Leuchtkugel, im Sonntags- oder einem Alltagsblatte mit einer Andacht, als wär's das Evangelienbuch, das sie vor sich hätten. Die andern steigen hoch zu Roß, rathschlagen über Fürstenrechte und Volksrechte, begeifern Landesregierung und städtisches Regiment, erhitzen sich über Zölle und Steuern, eifern über Kirchen- und Schulzucht, lassen Pfaff und Schulmeister die Revue passiren. Mitternacht ist längst vorüber, und schweren Kopfes ziehen diese Eisenfresser heim zu ihren Häusern; weiß einer nicht zu finden, dem leuchtet der Nachtwächter. — Die Gesellschaft hat sich verlaufen und man fragt: Wer waren die Leute mit den von Buschwerk bewachsenen Antlitzen und woher kommt ihnen solche Weisheit? — Nun, die Weisheit ist ihnen angewehet, und wer sie waren? Leute aus allerlei Volk! aber wahre Ausbunde von Einsicht und strotzend von Klugheit. Drum hieß es mit allem Rechte Bravo! Bravo! wenn hier der Philister ministern, und der Chirurg das Staatsleben arzen, und der Schuster der Staatsmaschine Hemmschuh machen, und der Schneider den Gottesgnadentitel wegschneiden, und der Actuar den Officierstand ausmerzen, und der Webersohn zum Staatsdrell seinen Einschlag geben, und der Pastor mit Politik handeln und der Händler pastoriren, und der Schmied das Ungleichartigste zusammenschweißen, und der Fabrikant aus dem ganzen Brei doch einen stattlichen Staatskuchen fabriciren wollte! Bravo! riefen sie selbst einander zu. Der bedächtige Mann aber dachte daran, daß die schlech-

testen Räder am Wagen am meisten knarren und die leersten Aehren das Haupt am höchsten recken und die hohlsten Köpfe oft die lautesten Schreier sind — und blieb drum unbethört geruhig bei seinem Leisten.

Uebrigens ist dies Geschlecht der politischen Knurrer und Murner am Himmel des Menschengeschlechts keineswegs ein unerhörter und noch nie gesehener Komet. Sondern sein Schweif war in den letzten Jahren nur etwas länger und sein Glanz mehr als früher in die Augen fallend. Früherhin fertigte man aber solche Maulhelden, die sich breit machten, mit allerlei Witz- und Spitzworten ab. War jemand überall, wo er nicht hingehörte, zu finden, flugs hieß er der Hans in allen Gassen." Spintisirte einer, noch ehe er das Erste vollbracht, schon über das Zweite und Dritte, und kam er über das Allerlei zu nichts Rechtem, so rectificirte man den nicht etwa mit zierlichen Worten:

Was nutzt es, Allerlei zu treiben,
Wenn man sich doch in nichts bewährt?
Bei Einem tüchtig sein und bleiben —
Das ist Verdienst und echter Werth.

Sondern man sagte spottweise: „Sehet, der heckt stets Junge und Eier in Einem Neste." Wollten Leutchen sich um Ereignisse, die eintreten könnten, viel Kopfbrechens machen und über die Dinge, die ihres Amts nicht waren, klügeln und grübeln, so wiesen den unsere Alten kurz zurecht mit den Worten: „Bekümmere Dich nicht um ungelegte Eier!" Und solchen vorlauten superklugen Volksredner der Neuzeit würden sie nach ihrem alten Sprachgebrauch sehr treffend mit „Kukuk" benannt und betitelt haben. Denn wenn dieser Geck auf der Waldkanzel steht, predigt er ja von nichts als von seinem eigenen lieben Ich. Und wie viele solcher Kukuks haben wir in den letzten Jahren auf der Volkskanzel radotiren hören. Legten dazu ihr Kukuksei in alle Nester, griffen in alle Aemter und hätten schier auch den im Himmel seines Amtes entsetzt, wenn er ihnen nicht zu hoch gesessen und sie nicht zurückgedonnert hätte mit einem: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!"

Ist je ein Wort zeitgemäß gewesen, so ist's heut zu Tage dies Wort. Denn so arg sind die Uebergriffe eines Standes in den andern, eines Amtes in das andere noch nie gewesen, wie zu dieser unserer Zeit. Vielseitigkeitsbil-

dung, wie man's wohl nennt, und Vielseitigkeitsdünkel sind jetzt wahre Landplagen. In früheren Tagen blieb doch wenigstens in der Regel der Schuster bei seinem Leisten, der Schneider bei seiner Nadel, der Schmied bei seinem Amboß, der Händler bei seinem Handel und wie es oben in Nr. 3 weiter heißt. Jeder wartete seines Amts und that auf seinem Posten für voll. Aber jetzt? Jetzt giebt's lauter Meister, und der Lehrjungenstand ist ausgestorben; jetzt will allgemein das Ei klüger sein als die Henne. Was uns jetzt fehlt, ist eine tüchtige Einseitigkeit, wo jeder einzelne gerade sein Fach und Werk aus dem Fundament versteht, mit Lust und Liebe gerade sein Geschäft treibt, mit Treue und Gewissenhaftigkeit gerade seines Amtes wartet. Was einer ist, muß er ganz sein. Muß nicht überall herumpfuschen und sich nicht in Händel mischen, die ihn nichts angehen. Sondern Eins treiben, Sein's treiben, und dabei bleiben: das giebt gute Schuster. Und so einen lobe ich mir; so einen wie den

Feldprediger Matthisson.

Ein tüchtiger Mann; stand im siebenjährigen Kriege bei einem preußischen Regimente und genoß von den Soldaten eben so viel Liebe als Achtung. Besonders beliebt war er auch als glücklicher Dichter. Er besaß diese schöne Gabe in hohem Grade und erheiterte damit oft junge und alte Krieger. Indessen nicht als Dichter, sondern als Feldprediger war er von dem alten Fritz angestellt; und obwohl er den Kugelregen nicht eben fürchtete, war er doch kein altfritzlicher Soldat, sondern eben nur Feldprediger.

Einst ritt er, als eben die preußische Armee zum Angreifen vorrückte, hinter die Fronte zurück. Der Oberst eines Husarenregiments, das eben in die Schlachtordnung einritt, sah den ihm sehr befreundeten Feldprediger und rief ihm zu: „Halten Sie Stich, Herr Feldprediger! Halten Sie Stich!" Da hielt Matthisson sein Pferd an und sagte zu dem Oberst:

Der Ruf geht nur an Euch, ihr Streiter,
Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin,
Stich halt' ich nicht. Ich reite weiter
Bis dort zu jenen Bergen hin.
Da bet' ich dann, wie Moses that,
Bis sich der Kampf geendet hat.

„Bravo!" rief gerührt der alte Oberst. „Thun Sie das, und das Schwert des Herrn wird mit uns streiten."

Kaiser Karl der Große vor 1000 Jahren hat einmal zweien seiner Amtleute sehr derb die Leviten gelesen. Einem Bischofe nämlich hat er das Bisthum stracks des andern Tags, nachdem er's ihm gegeben, wieder genommen. Warum? Besagter Bischof hatte Abends eine große Gastung angestellt und in Folge davon andern Morgens das heilige Amt verschlafen. „Bist du schon am ersten Tage so fahrlässig," hat der Kaiser gesagt, „wie würdest du erst dann sein, wenn du in deinem Bisthume erwarmt wärest."

Einem andern Bischofe entzog er das Bisthum auch wieder. Warum? Weil er so fertig zu Pferde sprang und tüchtig reiten konnte. „Du taugst besser zum Soldaten als zum Geistlichen," hat zu ihm der Kaiser gesagt. „Es wär schad, daß ein solcher Reiter daheim verliegen sollte. Zum Soldaten will ich dich machen und einem Schwachen, der zum Krieg nichts nutz ist, das Bischofsamt geben."

Ob's dem Kaiser mit dieser Rede Ernst gewesen, soll dahin gestellt sein; daß aber der Kaiser Amtleute hat haben wollen, die ihres Amts treu warteten, ist aus diesen beiden Proceduren unschwer zu merken. „Offiziere und Unteroffiziere, geht auf eure Posten!" lautet das Commando auf der Wachtparade.

Und solche schöne Einseitigkeit, welche Mund und Nase, Hand und Fuß nicht überall dazwischen stecken und sich nicht klemmen lassen will, liebte der bekannte

Alte Fritz

ganz sonderlich. Als er aus dem zweiten schlesischen Kriege ins Potsdamer Schloß zurückkehrte, fand er auf den untern Stufen der Schloßtreppe dasselbe alte Mütterchen, welches mit ihrem kleinen Obsthandel dort schon seit Jahren Sitz und Stimme hatte. Der Monarch fragt sie huldvoll: „Wie ist es ihr denn ergangen?" — „Ih nun, so ganz leidlich." — „Auch während des Kriegs?" — „Ih, is denn Krieg gewesen?" — „Das weiß Sie nicht einmal?" — „Ah, wat kümmert mi det; Pack schlägt sich, Pack verträgt sich." — Lieber Leser! Meinst Du, der alte Fritz sei da, was er recht tüchtig konnte, aufgefahren? O nein, sondern er schluckt die ihm so arglos gereichte Pille ruhig hinunter und lacht herzlich.

Es freuet ihn, daß die alte Dame sich nicht um Dinge bekümmert hat, die über ihren Horizont und Hökerkorb hinausgehen, und daß sie bei ihrem Leisten geblieben ist.

Und nun herbei ihr Amtleute allzumal, groß und klein! Gleichviel, ob hoch oder niedrig beamtet, ob mit Gewehr oder Dreschflegel, ob mit Feder oder Pfriem, ob mit Hirtenstab oder Nachtwächterhorn, laßt uns die Hände einschlagen und den Bund machen, von unserm Leisten nicht wegzusehen, uns nicht wegzusehnen, nicht wegzulaufen. Denn hat nicht schon so mancher mit Weglaufen vom Leisten Brot und Nahrung verlaufen und sich zum Landläufer gemacht? Ich mags nicht wissen, wie viele auch nur in dem einen Jahre 48 Beruf, Amt, Handwerk und Geschäft verludert und verloren haben!

Aber so mußte es kommen. Vorwitz, sagt das Sprüchwort unter Nr. 5 und 6 da oben, bald festsitzt. Dünkel der Anfang, Reue das Ende. Denn kein Hochmuth entläuft der Ruth'. Wer ungefragt antwortet, wird auf den Mund geschlagen; wer in fremden Revieren jagen, in fremden Küchen kochen will, wird festgenommen. Wie mancher, der auf fremdem Acker trefflich krauten konnte, hat darüber den eigenen Acker im Unkraut verkommen lassen. Wie mancher hat in den letzten Jahren gar fleißig nach fremden Uhren gesehen, ob sie recht gingen, und sie repariren wollen; und hat darüber die eigene Uhr aufzuziehen und richtig zu stellen und im Gang zu erhalten verabsäumt. (Nr. 7 und 8.) Daher trauert nun in Todtenstille die Werkstatt, und jämmerlich zerrüttet liegt das Hauswesen. Nun ist das Lachen hin, und die theure Zeit da, und der Eigendünkel und Selbstruhm aus. Nur ein kurzes Frühjahr ruft seinen Namen der vorwitzige, vorlaute Kukuk. Manchen Reiter hat das Amt abgeschüttelt; manchen Wirth das Haus ausgespieen, und dahin laufen sie. Denn

Vorlaut wird Kleinlaut.

In einem Dorfe waren drei Männer, die nannte man vielseitig gebildet und aufgeklärt. Das waren der Förster, der Schreiber und der holländische Kuchenbäcker. Der Förster tobte im Dorf und Wald von früh bis spät und fluchte, daß die Bäume hätten brechen mögen. Und weil er mit seinen losen Worten gleich wie mit Hetzhunden

durch alle Forsten schweifte, alle Anstände scharf revidirte und an aller Welt viel zu bessern wußte, so galt er für einen feinen Kopf. Nicht minder der Schreiber, dessen Zunge so spitz war, wie seine Feder, und der so klug sprach, wie ein Buch. Diesen Beiden war der Dritte, der Bäcker, ganz ebenbürtig. Der ließ an anderer Leute Gebäck kein gutes Haar, wollte alles Brot in seinen Ofen schieben und darin nach seinem Witz gahr backen. Diese Drei nun machten im Dorfe eine engverbrüderte Gesellschaft aus; aßen, tranken, spielten, fluchten, zoteten einen Tag wie den andern; gingen in keine Kirche, kamen zu keinem Abendmahl und hatten's ihren Spott.

Eines Abends traf der alte Lukas, des Wirthes Schwiegervater, mit ihnen im Wirthshause zusammen. An dem kleinen Ecktisch des Zimmers las er eben für sich in der Bibel; sie lag aufgeschlagen vor ihm. Da dringt das gottlose Gespäß der drei Verworfenen von dem andern Tische zu ihm herüber. Das Herz im Leibe hätte sich ihm umwenden mögen. „Was du thust, so bedenke das Ende!" rief da der alte Lukas, indem er aufstand, seine Brille in die Bibel legte und fortging. Sie aber lachten ihm nach und verhöhnten ihn, wenn er sich im Wirthshause wieder sehen ließ. Deshalb blieb der alte Lukas ganz weg. Die Drei aber trieben unbehindert ihr böses Wesen nach wie vor. Der Förster tobte und fluchte über schlecht Wetter und schlecht Regiment; der Schreiber kritisirte die Throne im Himmel und die Throne auf Erden; der Bäcker besorgte mit dem alten Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, welchen er dazu that, die volle Gährung unter den Wirthshausgästen. Der alte Lukas aber ließ sich nimmer sehen. Er wollte nicht sitzen, wo die Spötter sitzen.

Nach einigen Jahren war plötzlich der Förster aus dem Orte verschwunden: er hatte wegen Untreue Amt und Ehre verloren. Der Schreiber saß wegen falscher Urkunden, die er gemacht, im Zuchthause. Und der Holländer war, nachdem er sein Gut verpraßt hatte, davongezogen, und niemand wußte, wohin.

Da erschien der alte Lukas wieder im Wirthshause, sein Schöpplein zu trinken. Herzlich bewillkommten die Gäste den biedern Altvater, der so lange weggeblieben war, erinnerten sich des Spruchs, mit dem er geschieden: „Was du thust, so bedenke das Ende!" und gedachten auch jener

drei Männer, die ein so jämmerliches Ende genommen hatten. Da ließ sich der alte Lukas von seinem Schwiegersohne die Bibel bringen, schlug auf und las Ps. 37, 35: „Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig, und breitete sich aus, und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, siehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgends gefunden." — Ihr nanntet sie aufgeklärt, sprach der Altvater; aber sie waren verblendet. Ihr hießet sie gebildet; aber sie waren unwissend. Sie galten euch für kluge Köpfe, und waren doch schon vor ihrem Falle arme Tröpfe. Wären sie doch bei ihrem Leisten geblieben!

Schuster bleib bei deinem Leisten!

V. Kein Wort für Privilegirte.

Privilegirte soll's zwar jetzund nicht mehr in der Welt geben; also hat man's jüngst mehrfach decretirt. Indessen der liebe Gott kehrt sich nicht daran und theilt auch noch nach 1848 und zwar nach seinem alleinigen Belieben und Gutdünken Privilegien über Privilegien aus. Und darf noch nicht einmal wer fragen: „Was machst Du; warum diesem das Vorrecht und mir das Nachsehen?" Denn Er läßt sich nicht herbei, dem Frager auch nur zu antworten, sondern handelt souverain fort und fort. Wie das Gethier nicht einerlei Rock und das Geflügel nicht einerlei Kleid und die Kreatur nicht einerlei „Merks und Grips"*) empfangen hat von dem Schöpfer: so hat unser Herrgott auch in der Menschenwelt gerade an der Mannigfaltigkeit seine rechte Lust. Nach wie vor läßt Er Riesen und Zwerge, Gesunde und Kranke, Begabte und Unbegabte geboren werden. Wie Er sie nöthig hat und gebrauchen will, so ruft Er sie und giebt ihnen die Ausrüstung. Hätte aber einer von diesen, welche Er privilegirt hat, sich in der Wahl seines Lebensberufs versehen und vergriffen und sich, statt in Gottes Dienste zu treten, auf den Schusterschemel und auf den Schneidertisch gesetzt: so schadet das gar nichts. Der Herr vom Himmel weiß sie schon aufzufinden, sie zuzustutzen

*) Selbst zwischen zwei gleich dummen Schöpsen ist noch ein merklicher Unterschied.

und sich dienstbar zu machen. Mir nichts, dir nichts nimmt er sie von dem selbsterwählten Leisten weg, und hilft kein Widerstreben. Die Rüstung für sie hat er dann auch schon bereit. Anstellig und tüchtig über die Maßen stehen sie da. Dann erfüllt sich das Sprüchwort:

1. Wen Gott schickt,
Den macht er geschickt.

Wie einer von Gott geschickt und dann von ihm auch geschickt gemacht wird, ist an unserm Luther recht augenfällig. Der sollte nach seines irdischen Vaters Wunsch und Willen durchaus Advocat werden. Fing's auch an. Aber bei dem Leisten sollte er nach seines himmlischen Vaters Willen nicht bleiben. Unter Donner und Blitz wird er davon zurückgeschreckt. Da sucht der Erschrockene in der Möncherei seinen Beruf und sein Heil, und läuft ins Kloster. Aber seinem ihm zugedachten Amte entläuft er damit nicht. Hinter den dumpfen Klostermauern, wo er sich verkrochen, zieht Gott ihn wieder hervor, um ihn auf den Leuchter zu stellen. Auf die Kanzel, wo sein eigentliches Arbeitsfeld und Kampfgefilde ist, soll und muß er trotz alles Widerstrebens. „Herr Doktor," antwortet er zwar einmal dem Dr. Staupitz, der ihn zum Predigen ermunterte, „Herr Doktor; Ihr bringt mich um mein Leben; ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Aber der Ruf und Zug von oben war stärker als sein Widerstand. Mit halber Gewalt ward er auf die Kanzel gebracht. Seiner Wahl zum Schloßkirchenprediger widersetzte sich auch nicht Einer. So war er denn an den rechten Leisten gekommen, den er handhaben sollte und mit viel Kunst, Kraft und Geschick gehandhabt hat. Und Gott hat ihm dabei wacker geholfen.

Ein anderes Mal braucht Er für das Heidenland solche Lutherart. Von hoher Warthe aus ersieht er sich dazu seine Beamten, und daß sie dann nicht mit Schimpf und Schande bestehen, dafür sorgt Er. Erfüllen läßt Er sich an solchen das andere Wort:

2. Wem Gott ein Amt giebt,
Dem giebt Er auch Verstand.

Es sind ungefähr funfzig Jahre her, da schlug in Gottes Uhr die Stunde gnädiger Heimsuchung für Ostindien. Die armen heidnischen Hindu's bedurften eines

christlichen Apostels. Gott sieht sich also danach um. Ein armer Schuhmacher in England sitzt eben bei seinem Leisten und seufzt, so oft er mit den Händen ausstreicht, seine härteste Noth und betet für die Leute im finstern Lande. „Das ist dein Mann," denkt unser Herrgott, und wirft ihm was in die Seele. Da wird's dem Schuster auf seinem Schemel schwül; denn sein Herz ist entbrannt, und hat keine Ruhe. Legt sich also dahinter und lernt bei seinem Leisten vier Sprachen; sammelt auch nebenher bei Freunden, die ihn freilich verlachen, einige Pfennige und schwimmt mit Weib und Kindern 1793 hinüber nach Indien. In Bengalen steigt er ans Land, und was er da macht, das geräth wohl. Nach und nach wird er Professor der Sanskrit- und anderer Sprachen an der Missionsanstalt zu Serampore, arbeitet unter den Heiden 41 Jahre mit großer Kraft, glühendem Eifer und reichem Gottessegen. Zwei- und siebenzig Jahre alt, legte er sich hin und starb den 9. Juni 1834. An seinen vier Söhnen, die an seinem Grabe weinten, hat die evangelische Kirche vier verdienstvolle Missionare gewonnen. Dieser ehemalige Schuster ist aber kein anderer, als der berühmte Dr. Carey, aus dessen Anstalten 24 Bibelübersetzungen in indischer Sprache hervorgegangen sind, der bei Uebersetzung des Neuen Testaments in mehr denn 40 Sprachen thätig gewesen ist und 25 christliche Gemeinden im dortigen Heidenlande angepflanzt hat.

Wem bei diesem Dr. Carey die Erinnerung an einen andern Missionar, ich meine den Karl Gützlaff († 1851), nahe gekommen ist, der denke dem weiter nach. Denn allerdings ist auch dieser Freund nicht bei seinem Leisten geblieben, aber darum nicht, weil Gott ihn abgerufen und Verstand gegeben. Dieser eifrige Apostel China's — oder, wie er selbst sich nennt, der Chinesenfreund Karl Gützlaff — war 1820 noch Gürtlerbursche bei dem Gürtlermeister Gollmisch zu Stettin in der Schuhstraße.

Aber nicht blos zum geistlichen, sondern auch zum weltlichen Regiment holt Gott der Herr seine dienstbaren Geister mitten aus ihren Geschäften weg und von ihrem Leisten ab. Er braucht auch Leute, die den Degen, und die Feder und die Lanzette führen können, Soldaten, Minister und Aerzte. Die Parole, welche er dann für die Kriegsleute ausgiebt, lautet:

3. Für Gottes Wort und Vaterland
Nimmt man mit Recht das Schwert zur Hand.

Die Kinder Abrahams hält doch gewiß kein Mensch für kriegslustig und heldenmüthig. Erscholl aber in allen Zeiten von oben herab an sie der Ruf: Rüstet Euch! so verließen sie den Leisten, welchen sie eben vorhatten, und standen gerüstet auf dem Sammelplatze. Die Generale aber für diese Heerhaufen nahm der himmlische Kriegsherr aus Leuten geringen Standes, aus den Pflügern, Hirten und Dreschern; und die Hand, welche den Pflug, den Hirtenstab und Dreschflegel zu führen gewohnt war, führte in der Kraft aus der Höhe sieghaft das Schwert für Gottes Wort und Vaterland. Wie davon weitläufig in Israels altem Heldenbuch, dem Buch der Richter, zu lesen ist. In einem preußischen Heldenbuche müßte unter der Rubrik solcher Gotterkorenen vor allen der Name Georg Derflinger's glänzen. Ein ruhiges Schneiderblut, will er eben sich mit seinem Ranzen bei Wittenberge über die Elbe setzen lassen, da geräth er unter die Soldaten. Aber nicht von Ungefähr. Sondern Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, war ein General-Feldmarschall zugedacht, der ihm die Schweden vom Halse schaffte und aus dem Lande schlüge. Darum mußte der Schneidergesell unter die Soldaten gerathen und für Kurfürst und Vaterland das Schwert zur Hand nehmen. Von diesem, wie von dem hier folgenden Manne gilt auch noch das andere Wort:

4. Wenn Gott Einen erhöhen will,
Legen alle Heiligen die Hand an die Leiter.

Heinrich Stilling sollte nach väterlichem Willen ganz bestimmt und mit aller Gewalt bald unter die Schneider, bald unter die Schulmeister gehen. Hat auch auf beiden Punkten nicht ein Mal, sondern mehrmals angesetzt: bald zur Schneiderei, bald zur Schulmeisterei den Anlauf genommen. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre war er wieder bei der Schneiderprofession. Und doch sollte er erhöhet werden. „Da legten denn alle Heiligen die Hände an die Leiter." Und es ward aus ihm der berühmte Augendoktor, der mit seiner Hand armen un-

glücklichen Leuten den Staar stach, so daß auf Ruhmesschwingen sein Name den ganzen Rhein hinauf und hinunter flog. Hat auch eine Zeitschrift unter dem Titel: „Der graue Mann" herausgegeben, wodurch manchem, der an der Seele erblindet und geblendet war, der graue und schwarze Staar gestochen ist. Zu Karlsruhe, wo er im hohen Greisenalter 1817 gestorben ist, ruht das sterbliche Gebein dieses gottgesandten Mannes, für welchen ganze Schaaren von Sehendgewordenen Gebet und Thränen vor Gott geopfert haben bis zum Tage der Auferstehung.

Wem also, wie bei Heinrich Stilling, der selbstgewählte oder gar aufgedrungene Leisten von einer höhern Hand entwunden wird, der darf nicht dabei bleiben, sondern muß folgen, wohin er gezogen wird. Weil indessen niemand schon im Pathenbriefe die Anwartschaft auf solch Privilegium empfängt, so mußt du selbst vorläufig nach eigener bester Wahl einen ordnungsmäßigen Leisten ergreifen und dabei so lange ruhig verbleiben, bis von oben her Contreordre eintrifft. Mußt nicht eigenwillig davonlaufen. Würdest du aber einstweilig davon vertrieben, so führt Gott seine Heiligen wunderlich, und du wirst am Ende doch wieder, was du warst. Ich denke hierbei an den alten ehrwürdigen Pfarrer Oberlin im Steinthale bei Straßburg, der 1826 zu seines Herrn Freude eingegangen ist. Bei dem kann's wohl heißen:

5. Vom Leisten vertrieben, Und doch Schuster geblieben.

Auch in das Steinthal, wo damals der selige Oberlin als Pfarrer in vollem Segen wirkte, kam in den Schreckenszeiten der französischen Revolution der Regierungsbefehl: „Die gewöhnliche gottesdienstliche Feier soll aufhören: die Steinthaler sollen sich einen Präsidenten wählen, dieser einen Bruder Redner, und dann zu gewissen Tagen Versammlungen halten, bei denen der Bruder Redner gegen die Tyrannen spricht und mit der Gemeinde sich über die Mittel berathen soll, die Tyrannen abzuschaffen."

Selbst im Steinthale fehlte es nun wohl damals nicht an einzelnen, denen diese neue Sache gar verführerisch und anlockend vorkam, und die auch gern das mit- und nachgemacht hätten, was „die große Nation" ihnen vormachte. Der Pfarrer Oberlin ließ mithin seine Ge-

meinde unter der Linde zusammenkommen. Er las ihr das eingegangene Schreiben vor und fügte hinzu, das sei Befehl ihrer Welschen (so nannte man im Steinthale die Franzosen), und da es die Obrigkeit geböte, müsse man gehorchen. Er hielte es für gut, gleich heute noch zu den nöthigen Berathungen zu schreiten. Zuerst müsse ein Präsident erwählt werden. Als bisheriger gewesener Pfarrer des Orts dürfe er sich für heute wohl noch ein Mal das Recht nehmen, seine Meinung zuerst zu sagen. Er gebe dem bisherigen Schulmeister des Orts seine Stimme und schlage diesen zum Präsidenten vor. Der Schulmeister sträubte sich zwar gegen diese Wahl, aber Oberlin wußte ihn zu bestimmen, sie anzunehmen. Und von den Bauersleuten wurde die Wahl des Bruder Schulmeisters zum Bruder Präsidenten einstimmig bestätigt. Jetzt war nun an dem neuen Präsidenten die Reihe, aus der Mitte der Versammlung jemand zum Bruder Redner zu ernennen. „Wer paßt sich besser dazu," sprach er, „als der bisherige Pfarrer Oberlin?" Und auch diese Wahl wurde unter lautem Beifallrufen von der Versammlung gut geheißen.

„Jetzt ist nun die Frage," sagte Oberlin, „welches Haus und welchen Tag wir zu unsern Clubbs wählen wollen. Das Haus des Bruder Präsidenten hat nur eine große Stube: die Schulstube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, besonders da auch die Weiber gern werden zuhören wollen. Im bisherigen Pfarrhause aber ist gleichfalls der Raum gering, und so wüßte ich eben im ganzen Steinthale kein schicklicheres Haus für unsere Clubbs als die bisherige, gewesene Kirche." Die Bauern gaben hierzu allgemein ihren Beifall.

„Was nun den Tag der Versammlung betrifft," fuhr Oberlin fort, „so ist der Montag unschicklich, weil da viele von uns nach Straßburg zu Markte fahren; ebenso Mittwoch und Freitag. Ich dächte aber der schicklichste und bequemste Tag zu unsern Versammlungen wäre der bisherige gewesene Sonntag und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von 9 Uhr an." Auch diesem Vorschlage stimmte man bei.

Als nun die Gemeinde am Sonntage in die Kirche kam, stand der Bruder Redner in der Nähe des Altars auf der ebenen Erde. „Was dünkt Euch," sagte er zu den sich Versammelnden, „sollte es nicht besser sein, ich stellte

mich auf die bisherige Kanzel? Wir sind zu arm, uns einen besondern Rednerstuhl machen zu lassen, und da oben könnt Ihr mich besser sehen und hören.“ Die Versammlung billigte das.

Der neue Bruder Redner trat jetzt auf die Kanzel. Er zog abermals den Regierungsbefehl aus der Tasche und las ihn vor. „Die Welschen,“ sagte er, „wollen also, wir sollen gegen die Tyrannen reden und über ihre Abschaffung uns berathen. Tyrannen sind nun in der alten Zeit solche und solche gewesen und die haben dies und dies gethan. Hier in unserm stillen Steinthale haben wir nun freilich keinen solchen Tyrannen; es wäre also vergeblich, gegen einen solchen Tyrannen zu sprechen. Ich wüßte Euch aber dennoch Tyrannen zu nennen und zu beschreiben, die nicht blos im Steinthale und in Euren Häusern, sondern sogar in Euren Herzen wohnen. Und gegen diese Tyrannen: Mord, Ehebruch, Hurerei, Fleischeslust und gottlos Wesen — will ich also hier reden, Euch auch das beste Mittel nennen und beschreiben, diese Tyrannen abzuschaffen, welches aber eben kein anderes, ewig kein anderes ist, als das dargebotene Heil in Jesu Christo.“

Als der Pfarrer eine Zeit lang fortgesprochen hatte, sagte er: „Sollte es nicht besser sein für mich und Euch, dazwischen auch eins zu singen? Und zwar, da wir keine anderen Lieder haben, aus unserm bisherigen Gesangbuche den und den Euch allen wohlbekannten Psalm?“ Und es ward angestimmt.

So sangen und beteten die Steinthaler friedlich und in Gott vergnügt mit ihrem Pfarrer, und wie viele Leute in der Nachbarschaft, welchen diese Art von Clubbs besser gefiel, als die in ihren Orten gehaltenen, sammelten sich um Oberlin und seine Steinthaler und fanden da in jener bösen Zeit Trost und Erquickung!

Frage: War nicht jener Pfarrer, obwohl von seinem Leisten vertrieben, doch Schuster geblieben? — Von einer ältern Ausgabe des ehrwürdigen Oberlin steht nach Dithmar's Zeugnisse in einer alten Chronik zu lesen. Wir bezeichnen diese Geschichte mit

6. Hammer und Schwert.

„Conrad Stich von Ochsenfurt war ein Hufschmied, danach Kriegsmann. In Italien, unter dem letzten Herzog von Schwaben, dem unglücklichen Conradin,

kam er bei Hoch und Niedrig wegen seines biedern Wesens und seiner großen Mannlichkeit in hohes Ansehn. Als Herzog Conradin gefangen und auf Rath des Papstes geköpft ward zu Neapel am 29. Oktober 1268, wählten die Deutschen den ehrlichen Conrad Stich zu ihrem Obersten, sie vor der Welschen Ueberfall und Tücke zu schützen, was er auch ritterlich that, also daß ihm der Papst anbieten ließ, ihm das Königreich in Sicilien einzuräumen. Aber er verschmähete des Papstes Anerbieten und wollte den Menschen nicht trauen; mochte auch lieber ins liebe Deutschland zurück und in der Heimath ärmlich als auf fremdem Boden in Herrlichkeit leben. Darum führte er sein Heer mitten durch der Feinde Land unbeschädigt nach Deutschland, also daß sich jedermann darüber verwundern mußte, dankte ihnen ab, entließ sie des Eides, den sie ihm gethan, nahm seinen Hammer und Ambos wiederum zur Hand und wollte lieber in Frieden ein Schmied, als in Unfrieden ein König und Oberster sein." —

Schmied, dann Soldat;
Soldat, dann Schmied.
Dem Leisten treu,
Ist gute Sitt'.

II.

Borgen macht Sorgen.

Ist ein wahres Wort, und jeder, wen's angeht, soll sich's merken und den Borg fliehen, wenn er ohne Sorgen leben will. Kauf- und Geschäftsleute werden hierbei natürlicher Weise ausgenommen. Denn beim Geschäftsbetriebe und im Handelsverkehr kann's ohne Borg nicht abgehen. Und den nachbarlichen Borg nehme ich auch aus nach der Schrift (Ps. 112, 5.). Das müßte ja auch ein garstiger Filz sein, der seinem rechtschaffenen Nachbar nicht Handreichung thun, nicht Aushülfe gewähren, nicht ein Paar Thaler vorstrecken, nicht auf ein Paar Tage Wagen und Pflug, Schippe und Schaufel darleihen und borgen wollte. Und darf also aus Besorgniß vor Sorgen weder der Handelsmann vor dem Erborgen, noch der Nachbar vor dem Verborgen zurückschrecken. Sie beide sollen mit dem obigen „Borgen macht Sorgen" nicht gewarnt werden. Und was an Sorgensplittern auch bei diesem Geborge nach beiden Seiten hin abfällt, das ist eben so wenig beengend und drückend, wie die Sorge eines ehrlichen Namens und die Sorge um guten Ruf und gutes Gerücht schon irgend jemals einen beengt und gedrückt hat.

Borgen macht aber Sorgen, und soll auch Sorgen machen zweierlei Menschenklassen. Soll Sorge machen jenen leichtfüßigen Borgern (Borghard's), welche jeder Zeit fix und fertig sind, zu ihrem Wohl- oder Uebelleben (wie mans nimmt) Anleihen zu machen und, wie man sagt, einen Pump anzulegen. Erstens. Und zweitens soll Sorgen machen das Borgen jenen gutmüthigen aber schwachköpfigen Verleihern (Lehnhard's), welche sich von den Gebrüdern Wohl- und Uebelleb das Hemd vom Leib abschwatzen lassen und gefügig genug sind, immer darzuleihen oder, wie man so sagt, sich anpumpen zu lassen. Die Antipoden dieser Weichherzigen — will sagen: die hartherzigen Wucherer — müssen wir jedoch auch noch in die Lehnhardsfamilie hier aufnehmen. Werden nun von dieser Sorte ihrer zwei „verwandt" durch

Borg und Lehn, so giebts Sorgen über Sorgen hüben und drüben. Schon der Prophet sagt: Es geht dem Leiher wie dem Borger. Wer von beiden das geringere Sorgentheil habe, ist schwer zu sagen. Könnens aber einmal gegen einander abwägen.

I. Lehnhards Sorgen.

1. Sorgen und Wachen
   Sind Herrensachen.
2. Leihen macht Freundschaft.
   Mahnen macht Feindschaft.
3. Vornehme Schuldner:
   Schlechte Zahler.
4. Wer gern borgt,
   Bezahlt nicht gern.

Posito: Herr Lehnhard ist Kapitalist. Also ein Herr. Da denkt man an Nro. 1. Sorgen und Wachen sind Herrensachen. Und die fehlen denn auch unserm Geldmanne nicht. Was für Sorge und Plage hat der Mann, seine Kapitalien feuerfest anzulegen und unterzubringen! Sind sie aber glücklich gebucht: so kommt doch von hier oder dort Gefährdung und Kündigung und Ausloosung. Der Geldcours, der Zinsfuß, das Disconto, der Börsenzettel aus Frankfurt verursachen allerlei bedenkliche Gedanken und besorgliche Mienen. So ein Geldmensch hat auch sein Päckchen. Zumal, wenn er dabei solcher Kunde ist, der heimlich das Sprüchlein im Sinne führt:

> Wer sagt, daß Wucher Sünde sei: —
> Der hat kein Geld, das glaube treu!

Worauf der unvergeßliche Luther in trefflicher Replik die schlagende Antwort gegeben:

> Wer sagt, daß Wucher nicht Sünde sei: —
> Der hat keinen Gott, das glaube treu!

Hat Herr Lehnhard obenein Haus und Hof, Garten und Feld, Schiff und Geschirr zu verleihen: so giebts bald mit dem Pacht- und Miethsmann, bald mit Miethsmanns Weib und Kind, Vieh und Gesind allerlei verdrießliche Händel. — Man kennt das, oder kann sich's leicht denken.

Item: Herr Lehnhard ist ein schlichter Kauf-, Handels- und Gewerksmann, so muß er borgen und das macht auch ihm Sorgen. Denn er weiß: Wer gern borgt, bezahlt nicht gern; und: Je vornehmere Schuldner, desto schlechtere Zahler. Das ist ein alter Erfahrungssatz. Wird nun Tag für Tag aus seinem Fleischerladen auf Conto geholt, und er mit seiner Schneiderrechnung

von einem Quartal auf das andere vertröstet; muß der Schuster sich die Schuhsohlen ablaufen, und heißt es zum Kaufmann: „Schreiben Sie nur gefälligst an!" so ist damit den Herren Lehnhards die Einquartierung schwerer Sorgen ins Haus gelegt. Denn das: Schreiben Sie nur an — will oft nicht viel anderes sagen, als: Schreiben Sie's nur hinter den Schornstein. Wer aber thut das gern? und wo kratzt ein Huhn gern umsonst? Solche Borghard's aber sich vom Halse zu halten, sind nicht alle Lehnhard's so klug wie

jener Wirth.

„Behalten Sie's nur im Gedächtniß; ich habe heute kein Geld" — sagte zu ihm, im Weggehen begriffen, Herr Borghard, der Gast. „Sehr gern," erwiederte der schalkische Wirth, „erlauben Sie aber, daß ich bei meinem kurzen Gedächtnisse die Kreide zur Hülfe nehme." Und nun schrieb er mit fingerlangen Buchstaben des Gastes Namen, Stand und Schuld an die große Wandtafel im Zimmer. „Aber, Herr Wirth," bemerkte der Schuldmann, „da kanns ja alle Welt lesen, daß ich Ihnen schuldig bin." — „Wissen Sie was?" sprach, schnell gefaßt, der Gastwirth: „Lassen Sie gefälligst Ihren Mantel hier; den will ich darüber hängen."

Item: Noch manchem andern, der weder Gastwirth oder deß etwas, noch auch Kapitalist ist, hat das Borgen mehr denn einmal Sorgen gemacht. Wenn ein guter Freund mir gleich auf ein Vierteljahr mein Wagenrad abborgt und meinen Sattel nebst Reitzeug mehr benutzt als ich selbst: so ist das sicherlich sehr verdrießlich. Das Anmahnen und Einmahnen aber ist ein schlechtes Geschäft. Wer darin nicht routinirt ist, dem macht's Sorgen, wie er das Ding recht subtil angreife. Und mahnt er's dann ein, so giebt's krause Gesichter und allerhand anzügliche Antwort; er erfährt's dann, daß „Leihen Freundschaft, aber Einmahnen Feindschaft macht." Sollte doch solche bittere Erfahrung einem das Darleihen und Aushelfen bald ganz verleiden. Verargen darf man's gewiß keinem Lehnhard, wenn er vor dem Aus- und Verborg die Augen aufthut und nicht für jeden Borghard ohne Unterschied offene Ohren und offene Taschen hat, sondern es mitunter macht wie

der schlafende Moses.

„Schlofste, Moses?“ fragte Baruch den Freund, der schon im Bette lag. — „Nai!“ war die Antwort. — „Moses, borg mer en Tholer.“ „Baruch, ich schlof schon.“

II. Borghard's Sorgen.

1. Hüte dich vor Borgen,
So schläfst du ohne Sorgen.
2. Viel Borgen und Jucken
Macht Schmerzen und Zucken.
3. Viel Borgen
Verdirbt den Credit.
4. Wer borgen will,
Darf nicht viel dingen.
5. Vorgegessen Brot
Bringt Noth.
6. Heute muß dem Morgen
Nichts borgen.
7. Einen Bären losbinden
Ist besser als einen anbinden.
8. Wer seine Schulden bezahlt,
Verbessert sein Vermögen.
9. Besser, ohn' Abendbrot zu Bette gehn,
Als mit Schulden aufstehn.
10. Lieber Motten in Kleidern
Als Ehre in Schuldscheinen.
11. Willst du über den Bau nicht weinen,
So baue nur mit eignen Steinen.
12. Interessen
Täglich mit aus der Schüssel essen.
13. Zehre wenig, zahle baar;
Rede wenig, rede wahr.
Fürchte Gott und sei verschwiegen;
Was nicht Dein ist, das laß liegen.
14. Baar Geld lacht.
15. Ein Pfund Sorgen
Bezahlt kein Loth Borgen.
16. Bist du schuldig,
Sei geduldig! (Spr. Sal. 22, 7.)
17. Borghard
Ist Lehnhard's Knecht.
18. Viel Sorgen und Jahre
Machen graue Haare.
19. Sorgen macht graue Haare
Und altert ohne Jahre.
20. Sorg' und Klage
Wächst alle Tage.

Geborgtes Gut hat eine böse Zugabe und Mitgift. Das ist die Sorge. Wer ihren Druck nicht gewahr wird, ist entweder kurz- und blödsichtig oder ein Leichtfuß. Ein Käufer ohne baar Geld in der Hand besorgt mit allem Grunde den Theuerkauf. Ja, wer Credit haben will, darf nicht einmal viel feilschen. Und um den Creditor bei Gute zu erhalten, darf man auch nicht viel mucksen und nicht viel von seinem guten Rechte sprechen, sondern muß Hohn, Schimpf, Kränkung, Drangsal hinnehmen, aufladen, hinunterschlucken und verbeißen, stille sein, fünf für gerade gelten lassen, und wie Salomo spricht, Lehnhards Knecht werden und zittern. Das muß jedweder, der sich in Gläubigers Hand giebt. Sitzt man dann

auch da bei „verschlossenen Thüren aus Furcht vor den Juden und Manichäern,“ so zuckt man doch zusammen, wenns klopft. Hat man sich aber bloß gegeben und muß man „Herein!“ rufen, so hilft's nichts, daß man hinzusetze: „was kein Schneider ist!“ Denn Herr Mahnert, der Schneider, und Herr Lehnhard, der Schuster, treten stracks ein und präsentiren die Rechnung, bedrohend mit Klage und Execution. Soll das einem nicht Sorgen machen?

Plackt einen zum Ueberfluß der Hauswirth mit dem Miethszins, und Borgmann der Creditor, mit Berichtigung der Interessen, die täglich mit aus der Schüssel essen; muß in den sauren Apfel gebissen, hier zurückerstattet, dort zurückgezahlt werden: so kommt das manchem so sauer an, wie dem Bär das Tanzen. Borgen macht Sorgen!

Und ist noch gut, wem's Sorgen macht. Denn dann bezahlt er je eher, je lieber, und hütet sich künftig vor Borgen je länger, je mehr. Aber es giebt Leichtfüße, die sich um ihre Schulden keine Sorge machen und darüber sich keine grauen Haare wachsen lassen. „Schulden sind keine Hasen,“ ist ihre Rede, und ihre sonstigen Besänftigungsmittel sind, wie das Naturel des Volks, dem sie angehören, es mit sich bringt. Der Deutsche vertreibt sich die Sorgen mit Trinken, der Franzose mit Singen, der Spanier mit Weinen, der Italiener mit Schlafen. Und wachen sie auf, haben sie ausgeweint, ausgesungen, ausgetrunken und ausgeschlafen, so bleibt allen der gemeinsame Trost: „Schulden sind keine Hasen“ und finden ihre Fassung in dem nobeln Liedlein:

Still bin ich und geduldig,
Bleib allen Leuten schuldig.
Verleiht mir Gott das Leben,
Gedenk' ich keinem was zu geben.

Herr Lehnhard ist ob des Betruges voller Sorgen. Noch größerer Sorge voll soll aber Herr Borghard sein; er wird mit seinem Diebsgut auch keine Seide spinnen. Denn wer sich das Tuch zum Mantel stiehlt, besagt ein altes Sprüchwort, dem besorgt der Teufel das Unterfutter.

Ein schneller Borghard
Und schlechter Zahlhard

war der deutsche Kaiser Maximilian I. Regierte von

1493—1519. Ein herzensguter Mann vom besten Willen, der auch mit seinem neu organisirten Fußvolk, den sogenannten Lands- oder Lanzknechten unter dem Commando des trefflichen Fronsberg, in deutschen Landen tüchtig aufgeräumt hat. War er's doch, der namentlich das Reichskammergericht aufrichtete und dadurch einem wahren Landesbedürfniß gegen Faustrecht und innere Befehdung abhalf. Hat auch, um die Reichskammerbescheide kräftig vollstrecken und bestimmte Leute mit der Execution beauftragen zu können, das ganze deutsche Reich in 10 Kreise getheilt, die sich mit gutem Erfolge bis zur französischen Revolution gehalten haben. Alles, wie gesagt, gut und schön. Aber einen großen Fehler hatte er: er war ein schlechter Wirthschafter, fast nie bei Kasse und stak in der Regel bis über beide Ohren tief in Schulden.

Zu Anfang scheint ihm das freilich wenig Sorge gemacht zu haben. Denn den Vorwurf schlechter Wirthschaft schlug er immerdar kurz zurück mit der Antwort: „Ich bin über Land und Leute, und nicht über Geld gesetzt!“ Hinterher aber hat ihm doch seine beständige Insolvenz und daß er immer abgebrannt war, viel Herzeleid bereitet und Handschellen angelegt und ein Schloß vor den Mund, und ihn mit Schimpf und Unglimpf übergossen. Und wer sich da der Sorgen erwehren kann, den will ich sehen. Warum haushalterte er aber auch so schlecht! Wenn er den prächtigen Waffenschmuck für 200,000 Gulden, worin er 1511 auf dem Reichstag zu Augsburg erschien, nicht baar bezahlen konnte, so hätte er lieber „den alten Flausrock“ anziehen sollen, worin sein Urahn, Kaiser Rudolph, den Böhmenkönig Ottokar einst empfangen hatte.*)

Weil Kaiser Max keine Baarschaft hatte und keinen Sold zahlen konnte, mußte er sich namentlich von den Franzosen hänseln und narren und es sich gefallen lassen, daß ihr König Karl VIII. ihm, dem deutschen Kaiser, die bereits verlobte Braut vor der Nase wegschnappte und der deutschen Kaisertochter den Korb gab. So was wurmt doch gewiß, und Kaiser Max hat auch in seinem „rothen Buch“ diese und noch andere Karlschen Injurien dick unterstrichen; aber er hatte doch und behielt auch den Sorgenstein auf dem Herzen.

---

*) 1. Theil Nr. VII.

Als er sich beikommen ließ, seine lüsterne Hand auch nach einem fetten Bissen von dem

Land, wo die Citronen blühen,
Im dunkeln Land die Goldorangen glühen,

vorwitzig auszustrecken, war's vollends aus. Weil er nämlich mehr Geld in fremden Schuldbüchern als im eignen Seckel hatte, blieb er stecken und verunglückte total. Die Wasserratten, die Venetianer nämlich, trieben ihn zwei Mal zum Tempel von Italien hinaus, und alle Welt lachte, sein guter Freund, der König von Frankreich, am meisten.

Seiner kaiserlichen Gesandten einer, den er an diesen seinen guten Nachbar und desgleichen abgeordnet hatte, blieb rundweg unterwegs liegen und wollte nicht weiter, bis ihm der Herr Kaiser aus der Hofburg zu Wien frische Reisegelder geschickt und die gehabten Auslagen von 50 Thaler ihm zuvor wieder erstattet hätte. Woher aber nehmen und nicht stehlen?

Der Kaiser war nicht mehr als aller Welt schuldig: seinen Truppen den Sold, den Handwerksleuten ihren Arbeitslohn und den Wirthen die Zeche. Als er nach einem Hoflager in der freien Reichsstadt Nürnberg die Stadt wieder verlassen wollte, ließen ihn die Bürger nicht wieder zum Thor hinaus und begehrten, daß er seine hinterbleibenden Schulden an sie erst bezahlen sollte. Noch schlimmer gings ihm zu Insbruck. Bei den dasigen Bürgern war er von einer andern Gelegenheit her mit Bezahlung der Zehrungskosten noch im Rückstande. Als er nun bei diesen seinen theuern Tyrolern einmal wieder vorsprach, wollten sie sein Gefolge durchaus nicht aufnehmen. Menschen, Wagen, Pferde mußten bei der rauhesten Witterung auf offner Straße bivouakiren. Wohl bekomms! Der Kaiser hat übrigens von dieser Kränkung den Tod gehabt. Er ist wenigstens auf dieser nämlichen Reise kurz darnach zu Wels in Oberöstreich gestorben am 22. Januar 1519.

Jetzt halt einmal inne Du, gefälliger Vorleser. Und Ihr, Nachbar von der Ecke, langt doch einmal die Bibel her und laßt mich Euch, ehe wir weiter gehen, vernehmlich vorlesen, was geschrieben steht im Buche Sirach, Kap. 29, 1—10: „Wer seinem Nächsten leihet, der thut ein Werk der Barmherzigkeit; und wer Güter hat, der soll solches thun. Leihe deinem Nächsten, wenn er es bedarf; und du anderer, gieb es auch wieder zur bestimmten Zeit. Halte, was du geredet hast, und handle nicht betrüglich

mit ihm; so findest du allezeit deine Nothdurft. Mancher meinet, es sei gefunden, was er borgt, und macht den unwillig, so ihm geholfen hat. Er küsset einem die Hand, dieweil man ihm leihet, und redet so demüthig um des Nächsten Geld. Aber wenn er soll wiedergeben, so verziehet er es, und klagt sehr, es sei schwere Zeit. Und ob er es wohl vermag; geibt er es kaum die Hälfte wieder, und rechnet es jenem für einen Gewinn zu. Vermag er es aber nicht, so bringt er jenen ums Geld. Derselbe hat ihm dann selbst einen Feind gekauft mit seinem eigenen Gelde; und jener bezahlt ihn mit Fluchen und Schelten, und giebt ihm Schmähworte für Dank. Mancher leihet ungerne, aus keiner bösen Meinung; sondern er muß fürchten, er komme um das Seine."

III. Borgen ohne Sorgen.

Borgesorgen den Landeskindern abzunehmen, ist unser Landesregiment väterlich bemüht. Das zeigt jenes Gesetz über die abgekürzten Verjährungsfristen und die Beschränkung der Proberitter. Das alles indessen langt noch nicht zu. Vor allen andern thäte noch ein Gesetz noth, das nur einen einzigen Artikel hätte und ganz kurz so lautete: „Zur Einziehung von Trink-, Spiel- und Luxusschulden ist kein Gerichtshof befugt. — Von Rechtswegen." Das zwänge manchen, sich nach der Decke zu strecken.

Glaubt aber jemand, durchaus borgen zu müssen: der borge statt bei andern lieber bei sich selber. Baue dir, ohne eigene Mittel dazu, kein Haus; kaufe ohne Baar kein Hemde; begieße deinen Braten nicht mit fremdem Fette; übe Versagung, lerne Entbehrung. Was am Munde und Leibe, an Speis und Kleide erspart wird, giebt eine Baar- und Sparschaft, einen Spar-, Noth- und Hauspfennig, der zuletzt das Borgen vom fremden Geldbeutel unnöthig macht und einem, während man also spart, sammelt und bei sich selber borgt, keine Sorgen verursacht, sondern ein zufriedenes, fröhliches Herz bereitet. Spare also von dir selber!

Dieser Rath rührt übrigens von dem alten Sokrates her, welcher ihn seiner Schüler einem ertheilt hat. Und obwohl nun Sokrates kein Professor der Kameralia war: so kann doch allen, welche die Hauskameralia studiren und gute Hauswirthe und Hauswirthinnen wer-

den wollen, der angegebene Weg nicht genugsam empfohlen werden. Denn er bewahrt vor Borgen und mit dem Borgen vor Sorgen.

Wollen übrigens die lieben Hausfrauen von dem Sokrates, weil er ein Mannsmensch ist, keine Lehre annehmen: so können sie ihre Lection sich von einer Madame sagen lassen, nämlich von

Frau Ameise.

Erntezeit war just vorbei;
Dame Heuschreck saß im Bloßen,
Nichts fand sie auf all den großen
Feldern, was zu schmausen sei.
Im Bewußtsein ihres Werthes
Trat sie zu der Nachbarin,
Madam Ameis', als gelehrtes,
Stolzes Wesen kecklich hin.

„Seht, es will jetzt nichts gedeihen,"
Sprach sie, „alles Feld ist leer;
Was mir fehlt, von Euch zu leihen,
Komm ich ohne Scheu nun her.
Wenn die Saaten wieder reifen,
Zahl ich Kapital und Zins;
Darf ich doch nur um mich greifen
Nach der Fülle des Gewinns." —

Doch Frau Ameis' drauf entgegnet:
„Ei, Madam, kein Leihhaus steht
Hier vor Eurem Aug'. Gesegnet
Hat mein Fleiß sich; doch vergeht
Auch der Winter nicht so eilig,
Braucht vielleicht ein langes Brot.
Was ich habe; reicht, doch theil' ich,
Käm ich wahrlich selbst in Noth.
Da im Reichthum Ihr gesessen,
Sprecht, was habt Ihr da gemacht?" —

„Nun, gesungen und gegessen,
Nur an Kunst und Lust gedacht!"
Sprach Madam kurz und vermessen,
„Künft'ge Zeit ist leicht vergessen,
Wenn die Gegenwart uns lacht." —

„Ei, Madam, wer nicht will sorgen
Auch für einen spät'ren Tag,
Wundere nie sich, wenn zum Borgen
Niemand ihm bereit sein mag.
Kunst ist gut; doch muß sie bringen
Auch das Nöth'ge für den Leib.
Habt Ihr nichts gethan als Singen,
Tanzet jetzt zum Zeitvertreib!
Borgen kann ich nicht; wer sparet,
Sieht auch zu, wie er's bewahret.

A. Bode.

III.

Jung gewohnt, Alt gethan.

a. Aus dem Bereiche der Menschenwelt.

2. Jung gethan,
Alt gewohnt.

3. Des Knaben Tritte
Sind Greises Sitte.

4. Faule Jugend,
Lausig Alter.

5. Jung denk' an den alten Mann,
Wenn du nicht willt betteln gahn.

6. Was Hänschen nicht lernt,
Lernt Hans nimmer.

7. Hans Ohnefleiß
Wird niemals weis'.

8. Gewohnheit
Ist andere Natur.

9. Alte Schuh verwirft man leicht;
Alte Sitte schwerlich weicht.

10. Was jung getollt,
Wird alt gezollt.

11. Viel Zucker der Jugend
Macht kranke Zähne dem Alter.

12. Anfang und Ende
Reichen einander die Hände.

13. Wie jung sie spann,
Hat alt sie an.

b. Aus der Manufactur- und Produktenkunde.

14. Wie das Garn,
So das Tuch.

15. Eisen schmied',
Wenn's noch glüht.

16. Schlechtes Leder,
Schlechte Schuh.

17. Wie der Markt,
So der Zoll.

18. Jung gebogen,
Alt gezogen.

19. Je früher die Zucht,
Je besser die Frucht.

20. Ein guter Haken
Krümmt sich bald.

21. Ein guter Dorn
Spitzt sich bei Zeiten.

22. Wie die Saat,
So die Frucht.

23. Was im Frühjahr gesäet,
Wird im Spätjahr geerntet.

c. Aus dem Thierkreise.

24. Alte Hunde
Schwer zu bändigen.

25. Leder fressen lernt Hündchen
Am Riemchen.

26. Die Katze läßt
Das Mausen nicht.

27. Der Fuchs ändert den Balg
Und behält den Schalk.

28 Der Wolf ändert das Haar
Und bleibt, wie er war.

29. Nach der frühen Jugendweis'
Hüpft der Elster noch als Greis.

30. Tanzen lernt der alte Bär
Nimmermehr.

31. Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl,
Ob er gleich säß auf gold'=nem Stuhl.

32. Man erkennt schon am Kalb
Den Ochsen mehr als halb.

33. Man sieht schon am Kamme,
Ob Hahn oder Hanne.

„An der Wiege ist mir's nicht gesungen, daß ich in meinen alten Tagen —" betteln müsse, wollte dieser Freund, der mich neulich um ein Almosen ansprach, eigentlich sagen; verschluckte aber diese unbehagliche Fortsetzung seiner Rede aus guten Gründen. Er wollte seine Reputation, die er durch Hinweis auf den versäumten Wiegengesang in seinen Augen gerettet glaubte, nicht durch das fatale Bettelwort im Schwanz seiner Rede vor meinen Augen kassiren.

Wiegenlieder sind eine schöne Sache; aber theure Waare. Sind sie indessen blos Schlummerlieder für die Kleinen, so sind sie wie Münzen mit nur einseitigem Gepräge. Ein rechtschaffenes Wiegenlied muß das Knäblein in den Schlaf und den Knaben aus dem Schlaf singen. Dieser Art ein Kinderlied ist nicht mit Gelde zu bezahlen. Man sollte auf solch Produkt, wo es einer zur Welt brächte, einen hohen Preis setzen.

Bin nicht dafür, daß man schon Kindern in der Wiege so grauliche Geschichten vorsingt und schon vor den zarten Kinderohren von zertrümmertem Lebensglücke und von der verschuldeten Elendigkeit der erwachsenen Adamskinder jammert. Höre lieber singen den Buko von Halberstadt, der den Kindern etwas bringt, als den wilden Jäger, der Leib und Leben nimmt. Aber von dem schwarzen Schaf, welches das Kind, wenn es nicht schlafen, d. h. nicht gehorsamen will, laß ich meinen Kindern ganz früh etwas vorsingen: denn jung gebogen ist alt gezogen. Und daneben dann auch von dem Wächter Israels, der nicht schlummert noch schläft; und von dem himmlischen Kinderfreunde, der die Kleinen zu sich bringen hieß; und von der lieben Engelein Hut und Wacht, die mit ihrem goldenen Flügelschlag den Kindlein Schlummer zufächeln und mit ihren goldenen Waffen schützend und schirmend sein Lager umstehen. Denn solch Wiegenlied strahlt an dem Kindeshorizonte, wie die liebe Sonne am Himmelszelte Licht, Wärme und Leben ganz unmerklich auch auf die aus, welche die Sonnenstrahlen noch nicht im Brennglase ihres Kopfes sammeln oder prismatisch zerlegen können. Und es ist ein schwerer Vorwurf für Elternherzen, wenn die großgewordenen Kinder anklagend vor sie hintreten und sprechen dürfen: So etwas ist mir nicht an der Wiege gesungen.

Also meinte den Vorwurf der obgedachte Bettler nun

allerdings nicht. Er wollte nur der Wohlhäbigkeit seiner Kindheitsjahre gedacht wissen und dabei nicht die Mutter, welche ihn gewiegt, sondern das harte Schicksal, das ihn bis zum Bettel heruntergestürzt, vor mir anklagen. Und doch schien mir sein Wort wie ein schwerer Vorwurf auf seiner Eltern Herz zurückzufallen. Denn ich kannte die Geschichte seines allmählichen Verfalls und endlichen Sturzes; ich durfte, und nicht ohne Grund, argwöhnen, daß die Schuld seines Versinkens dennoch in den elterlichen Versäumnissen läge. Es waren ihm in der That nicht die rechten Wiegen- und Kindergesänge im elterlichen Hause vorgesungen. Jung war er schlecht gewöhnt, darum war es alt schlecht mit ihm gethan und schlecht mit ihm bestellt. Oder auch umgekehrt: Schlechte Thaten, die er jung gethan und ungestraft hatte thun dürfen, hafteten als schlechte, unabschüttelbare Gewohnheiten im Alter ihm an.

Auf welcher Kindheitssprosse nun aber mit der guten Gewöhnung der Anfang gemacht werden solle: darüber lasse ich gern mit mir sprechen. Zu meinem Theile gehe ich von dem Sprüchwort aus: Jugend hat keine Tugend und sage: Weil die Jugend mit dem Geburtstage anfängt, so muß auch mit Einimpfung der Tugend und Ausfegung der Untugend in früher Jugend angefangen werden, und viel früher als mancher damit anfängt. Ob freilich mein guter Freund, der Justizrath, Recht daran gethan, daß er sein schreiendes Söhnchen schon in der vierzehnten Woche abklatschte, weil es ja nun, wie er meinte, aus dem „dummen Vierteljahre“ heraus sei, ist mir zweifelhaft. Ob hingegen jener Amtmann, der sein Töchterchen „vor ihren verständigen Jahren“ nicht zum Gebet lassen wollte, daran Recht oder Unrecht gethan, das ist mir gar nicht zweifelhaft. Denn auf diesem Punkte saumselig im Prinzip ist schlimmer als anderswo Aufschieb und Tagedieb.

Mag sein, daß einer in den eigentlichen Wiegenjahren die gute Gewöhnung mit den Kleinen noch nicht anfangen will; aber dicht dahinter muß unfehlbar angefangen werden. Denn da böse Gewöhnungen sich in den frühesten Lebenstagen einschleichen und einnisten, so müssen auch gute Gewöhnungen fein frühzeitig bei den Kindlein angesiedelt und heimisch gemacht werden. Wenn solch stämmiges Bürschchen sich auf dem Schaukelpferde und auf dem Zimmergebälk vor'm Hause wiegt und das Jüngfer-

chen die Puppen in Schlaf singt: dann ist's die allerhöchste Zeit, ihnen den Ton anzugeben und die Melodie vorzusingen und vorzugeigen, aus welcher ihr ganzes künftiges Leben gesungen werden, und das Liedchen ihnen vorzupfeifen, welches ihre ganze Lebenszeit hindurch ihnen vor den Ohren summen soll. Denn das Eisen muß man schmieden, wenn es warm, das Wachs formen, so lange es weich, den Baum biegen, so lange er jung, das Herz richten, so lange es gefügig ist. An kaltem Eisen, hartem Wachs, knorrigem Baum, knorpeligem Herzen ist Hopfen und Malz verloren. Natur kann man nicht austreiben und eingewurzelte Gewohnheit nicht ausrotten. Den Raben vermagst Du nicht weiß zu waschen; dem Mohr giebst Du wohl ein weißes Hemde, aber keine weiße Haut. „Denn kann auch ein Mohr seine Haut wandeln? Oder ein Parder seine Flecken? So könnt ihr auch Gutes thun, weil ihr des Bösen gewohnt seid" — sagt eine alte Gottesstimme (Jer. 13, 23).

Gewöhnung hat also große Macht. Gewohnheit die andere Natur: sagt darum das Sprüchwort:

> Die Schwalbe baut ihr Nest von Koth,
> Der Sperling baut's von Stroh;
> Und käm' vom König ein Verbot,
> Sie machten's dennoch so.

„Natur aber zieht stärker als sieben Ochsen." Wo wäre einer, der das an sich selbst noch nicht genugsam erfahren hätte! Einen alten Matrosen brennt's unter den Sohlen, wenn er zu Lande ist; der alte invalid gewordene Fuhrmann krückt an die Landstraße hinaus, um dort das Peitschengeknall seiner vormaligen Kameraden zu hören. Jener Schneider warf in Gedanken — sagen wir lieber aus Gewohnheit — von seinem eigenen Rocke, den er in Arbeit hatte, ein Stück in die Höhle, und mußte, als er sich besann, über sich selbst lachen. „Hm, hm," sagte er, wat de Gewohnheit nich deit!"

Zum Lachen ist aber die Sache wahrhaftig nicht. Wer denkt nicht an die Wüsteneien, welche durch solche leidige böse Gewöhnungen in großen und kleinen Hausständen heraufbeschworen sind. Denn sie sind ja die rastlosen Schaufeln, welche das Gebäude des irdischen Wohlstands und zeitlichen Glücks unterminiren und seine Bewohner ins Grab legen. Auf diese Weise ist mehr als einer sein eigener Todtengräber schon gewesen.

Auch jener Mann, der am Eingange dieses Stücks mit Hut in der Hand kummervollen Ansehns dasteht und sich über die Disharmonie zwischen seinen einstmaligen Wiegenliedern und seinem heutigen Bettelliede baß verwundert, auch er ist davon ein lebendiges Beispiel. Seine Wiege hatte nicht am Webestuhle seines Vaters gestanden, sondern er gehörte zu den Wohlgeborenen oder sehr Wohlgeborenen. Es begab sich aber, daß das Knäblein wuchs und bekam zwei böse Schäden: einen am Halse und den andern am Kopfe. Am Halse nach der Zungengegend zu hatte er einen beständigen Kitzel nach Leckerbissen und Raritäten. Und im Kopfe hatte er ein beständiges Gebrause, war ein Brausekopf, der den Nacken nicht beugen und seinen Kopf durchsetzen wollte. Setzte ihn auch im elterlichen Hause wirklich durch, weil der schwache Vater dem nicht steuerte. Und der Kitzel ward ihm auch nicht vertrieben; dafür sorgte schon die schwache Mutter mit dem Taschengelde. Daß ich's kurz mache: Es hat dieser kleine Verzug, der ohne das Sprüchlein:

Schick Dich in die Welt hinein;
Denn Dein Kopf ist viel zu klein,
Als daß sich schick' die Welt hinein!

gelernt zu haben, zum Manne ward, sich den Kopf eingerannt und ist vom Amte entsetzt. Und weil er von da an haut gout, welchen seit seinen Kindheitstagen alle seine Genüsse an sich haben mußten, nicht anders herzustellen weiß, so trinkt er Sprit und — ißt dazu Bettelbrot. Er gehörte, wie gesagt, zu den Wohlgeborenen, eine Zeit lang auch zu den Wohllebenden; zu den Wohlgestorbenen wird er wohl schwerlich gehören. Wer aber hat dies sein Unglück verschuldet? Die Versäumniß früher Zucht und guter Gewöhnung. O wehe!

Elternhaus, du Heimath des Vater- und Muttersegens, warum müssen in deinem Heiligthume solche Wasser des bittern Wehes entspringen! Warum verstopfen die Vater- und Mutterhände nicht von früh an und unabläßig diese trübseligen Quellen, die auf ihren wachsenden Wogen das arme Kindervolk des Hauses in den Ocean des Nothstandes hinunterfluthen! Warum setzt man den Damm guter Gewöhnung diesem Unglückselement nicht entgegen! Gute Gewöhnung ist das beste Erbtheil aus dem Elternhause, ist Freund, Führer, Helfer, je nach Bedürfniß; ist ein still wucherndes Kapital und doch dabei

kein ungerechter Mammon. Eltern, welche dies Stück dem auf die Wanderschaft gehenden Sohne mitgeben, ziehen eine starke Brustwehr um ihr Kind, gegen dessen Brust in fremdem Lande viel feurige Pfeile des Bösewichts abgeschossen werden. Eltern, welche ihren Töchtern die gute Gewöhnung zu Fleiß und Arbeit, zu Ordnung und Sparsamkeit, zur Versagung und Selbstbeherrschung, zur Häuslichkeit und Zufriedenheit, zur Demuth und Anspruchslosigkeit als Erbtheil übereignen, betrügen ihre Schwiegersöhne nicht um die Mitgift.

Nun aber! Was für eine Erbschaft aus dem elterlichen Hause empfangen viele Söhne und Töchter! Was für Dinge werden ihnen da anerzogen und angewöhnt! Dinge, welche wahrhaftig keine Bausteine zum künftigen Lebensglücke abgeben, sondern dabei nur hinderlich sind und im Wege liegen. Ich meine die Arbeitscheu und die Genußsucht und die Lüsternheit und die leichtfertige, unbedachtsame Art und den ungenügsamen Sinn und das fahrige, unbeständige, flatterhafte, wetterwendische Wesen.

Dies Letzte thut heutiges Tags ganz besonders dem Volkswohle Abbruch. Es sind der Windhalmnaturen, die vor jedem Luftzuge der Verführung und falschen Vorspiegelung nicken und nachgeben und sich mit fortreißen lassen, so gar viel! Die feste Grundlage aber alles Wohlstandes, was darum auch der Anfang aller guten Gewöhnung sein sollte, ist Entschiedenheit; aber Entschiedenheit für alles, was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet. Wird darauf der Kompaß des jungen Herzens fest gerichtet, so fährt das Lebensschifflein sicherlich nicht auf die Untiefen der Armuth, sondern bleibt immer flott, oder wird doch bald wieder flott, wenn's einmal strandet. Solche glückliche Lebensfahrt, die an den Untiefen des Elends vorbei und allewege gut von Statten geht, allen Kindern von mir zum Wunsche! Läuft aber wo aus dem Hafen des Elternhauses ein Schiff mit gut angestellter und gut gewöhnter junger Mannschaft aus, so hat's keine Fahr und voll zweifelloser, freudiger Hoffnung schaut ihnen mein Herz nach.

Gute frühe Gewöhnung ist aller Hauszucht erste Aufgabe. Wie aber greifen wir's an? Wie geschieht das? fragt Luther. Und giebt auf unsern vorbesprochenen Punkt die schlagende Antwort: „Man muß die Kinder also strafen, daß der Apfel bei der Ruthe

sei.“ Hat's auch also prakticirt. Trotz seiner sonstigen Freundlichkeit und Kinderliebe durft einst seiner Söhne einer drei Tage lang nicht vor sein Angesicht kommen. Gattin und etliche Freunde legten vergebens Fürbitte ein, und er antwortete: „Ich wollte lieber einen todten, denn einen ungezogenen Sohn haben.“ Das war die Ruthe. Und die Aepfel theilte er, wenn's an der Zeit war, auch aus. Ich will zum Beweise doch einmal aus dem Jahre 1530 hieher setzen den

Brief Dr. Luthers an seinen kleinen Sohn Hans.

Gnade und Friede in Christo, mein herzliebes Söhnlein!

„Ich sehe gar gerne, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Thue also, mein Söhnchen und fahre fort! Wenn ich heim komme, will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen und Kirschen und Spillinge und Pflaumen auf, singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären. Da sprach er: Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind.

Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch ein Söhnchen, heißt Hänschen Luther; dürfte der nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schönen Aepfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er in den Garten kommen; Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, so daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Manne: Ach, lieber Herr! Ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete, wohl lerne und fromm sei, auf daß

er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme, Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll so sein, gehe hin und schreibe ihm also!

Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Jost auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiemit sei dem lieben allmächtigen Gott befohlen."

So wußte Luther Ruthe und Apfel zu rechter Zeit in Anwendung zu bringen. Er war also keiner von denen, welche, wie weiland zu Dessau, den Kindern alles singend und spielend anbilden und auf diese Manier ihnen auch gute Angewöhnung zu Zucht und Sitte einprägen wollten. Mit eitel Zuckerbuchstaben auch nur das ABC, wie versucht worden, einem beizubringen, hat sich als ein mißglücktes Experiment ausgewiesen. Viel weniger wird zu dem Ganzen des künftigen Lebensglücks eine spielende Grundsteinlegung genügen und glücken können. Bittere Mandeln, die man den Kindern zu knacken giebt, und sauere Aepfel, darein man sie beißen läßt, thun auch gute Dienste. Der Stab „Wehe," vergesellschaftet mit dem Stabe „Sanft," ist auch nicht zu verachten. Nicht immer aus „Fidelio," sondern zu rechter Zeit muß auch aus „Tristan" den Kinderchen ein Stück vorgesungen und aufgespielt werden. Das ist probat und thut Wirkung. Und solche Procedur, verständig und beständig mit den Kleinen exercirt, schafft jene andere Natur der guten Gewohnheit, welche stärker zieht als sieben Ochsen und besser ist als gute Gesetze. Denn wenn diese durchlöchert werden, hält jene noch Stich.

Was noch weiter hiervon zu sagen wäre, das erfährt man in einem künftigen Kapitel von der Kinderzucht. Hier Orts will ich nur noch einige Namen nennen, an welchen das „Jung gewohnt — Alt gethan" zur Anschauung kommt.

---

1. Alte Liebe rostet nicht.

Ein alter achtzigjähriger Katholik in der Nähe von Lisle in Frankreich war in seiner Jugend mit frommen Christen, vermuthlich Jansenisten, bekannt. Jansenisten sind so eine Art katholischer Herrnhuter, stille, sittsame,

glaubenstreue Leute, von der päpstlichen Kirche mehr als einmal verfolgt. Im Umgange mit diesen Leuten setzte sich bei unserm Katholiken etwas fest, was man als Ahnung vom wahren Christenthum und als Sehnsucht danach bezeichnen könnte; denn klare Begriffe von seinem jugendlichen Sehnen hatte der Mann selbst in seinen alten Tagen noch nicht. Zum Jüngling gereift, ward er weggerissen aus dem stillen Kreise und unter die Soldaten gesteckt. Nun hat im Felde mancher, noch ehe er seinen Kopf zugesetzt, auch einen andern unersetzlichen Verlust erlitten und seinen Glauben eingebüßt; unser Freund aber wehrte sich tapfer gegen alle Anläufe. Vierzig Jahre hat er gedient und alle Feldzüge der Revolution mitgemacht; aber seine Jugendeindrücke hat weder die Rohheit seiner Kameraden, noch die Ungunst des wilden Kriegslebens verwischen können.

Wohin ihn auch die Kriegswetter verschlugen, überall war sein beständiges Fragen: „Giebt es hier auch Personen von der Religion Jesu Christi?“ So nannte er nämlich die Christen, mit denen er in seiner Jugend bekannt gewesen war. Nirgends konnte er jedoch welche finden. Wohl glaublich, wenn man zusammen nimmt: Frankreich; Revolution und die funfzig dürren Jahre von 1770—1820.

Nach Verlaufe fast eines halben Jahrhunderts kehrte er wieder in sein Dörfchen zurück. Sein erstes Fragen war, wie überall, so auch hier: „Giebts denn hier keine Personen von der Religion Jesu; finde ich keine mehr, ehe ich sterbe?“ Man sieht, wohin sein heißes Sehnen stand fort und fort. Er war alt und grau geworden im Kriegstrubel; sein Sehnen aber war jung und frisch geblieben. Und zu guter Letzt ward's ihm auch noch erfüllt.

Seiner Enkel einer, der Führer und Pfleger seines Alters, begegnete einst einem Manne, der mit dem Kinde sich in ein Gespräch einließ und ihm ein Paar Büchlein schenkte mit lieben Geschichten. „Seid Ihr denn etwa,“ fragte da der Knabe, „von der Religion Jesu Christi?“ Als der freundliche Mann das bejahet hatte, bat das Kind gar inständig den Fremden, daß er doch mit hinabkäme zu dem Großvater, nur 3 Stunden von hier; denn er fragt unabläßig,“ setzte der Kleine hinzu, „nach Leuten von eurer Religion und kann sie nicht finden.“

Nicht lange danach betrat ein anspruchsloser Bibelträger die arme Hütte des alten Achtzigjährigen und gab

sich dem Greise kund. Da fiel ihm der alte Mann um den Hals und rief mit innigster Rührung: „Du bist also mein Bruder in Jesu Christo? Ich grüße Dich, mein geliebter Bruder in Christo!“

Alsbald rief er seine ganze Familie herbei und sprach: „Höret zu, was mein Bruder in Christo aussagen will!“ Und während der ganzen Rede, die der schlichte Bibelbote hielt, vergoß der alte, fromme Mensch viele Thränen. „Das ist's, das ist's,“ rief er aus, „was auch in meiner Jugend mir die Leute erzählt haben.“

Seitdem dieser alte Simeon den Heiland gefunden, hat er ihn in seinem Herzen sanft gebettet. Jeden Sonntag ist er 5 Stunden weit mit seiner Familie zur Kirche gegangen und Wochentags hat er sein Stüblein zum Kirchlein gemacht für sich und die Nachbarn.

Seines Namens wird in dem Briefe des französischen Pfarrers Colany Neez an Andrew Reed nicht gedacht. Der Herr aber kennet die Seinen.

2. Junge Liebe rastet nicht.

Zu Straßburg am Rhein erzählte vor etwa 100 Jahren, am Kamine sitzend, eine fromme Mutter, die Frau eines Professors, ihren horchenden Kindern von dem unverschuldeten Unglücke einer armen Familie. Als sie die mitleidigen Gesichter ihrer Kleinen wahrnahm, schloß sie mit den Worten: „Seid nur getrost, liebe Kinder, ich und der Vater, wir wollen ihnen helfen. Da schrie die kleine Schaar vielkehlig: „Mutter, liebe Mutter, wir wollen auch mithelfen!“ Und brachten ihre Sparbüchsen.

Einer aus diesem Geschwisterkreise, Fritz mit Namen, ging ein anderes Mal an einer Trödelbude vorüber, wo ein armes Weib sich ein Kleidungsstück kaufen wollte. Aber es fehlten ihr noch einige Groschen an dem geforderten Preise und sie mußte daher, weil die Trödlerin nicht ablassen wollte, traurig von dannen gehen. Das jammerte den Fritz, griff flugs in die Tasche, drückte das der armen Frau fehlende Geld der Trödlerin in die Hände, bat noch: Rufet die arme Frau zurück und laßt ihr den Rock! und lief dann stracks davon. Aus diesem kleinen lieben Fritz ist der ehrwürdige Pfarrer Friedrich Oberlin im Steinthale bei Straßburg geworden, jener Mann, der in diesem Jugenddrange wohl zu thun und mitzuthei-

len, bis in sein spätestes Alter gehandelt, mit und für seine Gemeinde gelebt und gewirkt, geduldet und gelitten hat und endlich nach einem liebethätigen, aufopferungsvollen Leben 1826 zu seines Herrn Freude eingegangen ist.*)

3. Klein gedacht, Alt — vollbracht.

Wie sich bei dem nachmaligen Papste Sixtus V. (1590) zu jener Zeit, wo er noch fremder Leute Vieh auf dem Felde hütete, der jugendliche Drang nach der dreifachen päpstlichen Krone kund gegeben, das weiß ich nicht. Wohl aber weiß ich von einem andern Hirtenknaben in der Champagne, bei welchem die Neigungen, deren Pflege und Kultur ihn später zum berühmten Manne gemacht haben, schon im Kindesalter mächtig hervortraten. Trieb das vierzehnjährige verwaisete Bürschchen mit seiner kleinen Heerde des Morgens auf die Weide hinaus, so hatte er in seiner Hirtentasche außer dem Mundvorrath für den Tag noch ganz andere Sachen: Zwirn und Bindfaden, Messer, Hammer, Meißel, Nadel und Pfriem; später, als er lesen gelernt, auch wohl noch ein altes zerledertes Buch, namentlich einen Abriß der Arithmetik. Mit seiner Meßschnur maß er seinem Viehe das Terrain zu, das es für jeden Tag abgrasen sollte. Gabs hellen Himmel und Sonnenschein, so spannte er an einem Pfahle, den er in die Erde trieb, seine Zwirnfäden aus, um jeder Zeit zu wissen, was die Glocke geschlagen habe. Dann saß er im kühlen Schatten eines Baumes und machte von weißem und von gelbem Bleche Sonnenuhren, das Stück zu 6—8 Sous. Um der blendenden Sonne ungehindert ins Angesicht sehen zu können, führte er in seinem Ranzen stets geschwärzte Glasscheiben bei sich, durch welche er mit wißbegierigem Auge die räthselhaften Sonnenflecke manche liebe Stunde hindurch betrachtete. Ein Stück Rohr, im Wipfel einer Eiche von ihm befestigt, diente ihm als Tubus. Seine Landkarten standen mit dem Hirtenstabe von ihm an die Felsenwände gezeichnet. Ging Abends das leuchtende Tagesgestirn zur Ruhe, so lief er auf den nächsten

*) Vergleiche Oberlin's Leben von H. v. Schubert. 5 Sgr. Noch billiger im: Jahrbuch des Kaiserwerthers Kalenders von 1846. Preis 2½ Sgr.

Hügel, um zu erspähen, wo der feurige Gesell von da oben jetzt Nachtquartier nehme. Er hatte nun einmal zu Sonne, Mond und Sternen eine ganz absonderliche Liebe. War seine Heerde in die Hürden oder Ställe Abends eingebracht, wie manche liebe Nacht hat er dann noch wachend zugebracht, am Fenster seines Schlafkämmerleins gestanden, oder auf den höchsten Bäumen in den Krähennestern gesessen, um des gestirnten Himmels Stand und Gang zu beobachten!

Dieser kleine wißbegierige Sterngucker war aber kein anderer, als der später viel gerühmte, kenntnißreiche Mathematiker und Astronom Val. Jam. Düval, gestorben zu Wien 1775.

4. Kleiner Funke, Großes Feuer.

Dominik Cartouche war ein berüchtigter Dieb, der zu Paris im Anfange des vorigen Jahrhunderts an der Spitze einer sehr zahlreichen Gaunerbande stand, bei welcher er das unumschränkteste Recht über Leben und Tod sich vorbehielt. Sein Vater, ein Bötticher zu Paris, hatte den fähigen Kopf seines Sohnes bemerkt und schickte daher den Knaben in das dortige Jesuiten-Kollegium. Hier befand er sich unter lauter jungen Leuten, welche sämmtlich viel Taschengeld hatten, wofür sie sich Näschereien kaufen konnten. Dies reizte die Lüsternheit des jungen Cartouche, und da er kein Geld hatte, so versuchte er, die Obsthändlerinnen, welche unter dem Schulthore mit ihren Früchten ausstanden, zu bestehlen. Dies waren die kleinen Anfänge seines Diebes- und Räuberlebens. In seinem Gefängnisse, wo er zur Erkenntniß seiner Sünden kam, hat er selbst es bekannt, daß die böse Gewohnheit, am fremden Gute sich zu vergreifen, bei seinen jugendlichen Diebereien, die ihm geglückt und ungeahndet hingegangen seien, sich angesponnen und eingewurzelt habe. Er endete sein Leben auf dem Blutgerüst 1721.

5. Desselbigengleichen.

Ein Seitenstück zum Vorigen ist jener andere unter dem Galgen. Ehe er die Leiter hinansteigt, kommt seine Mutter daher gelaufen, durchbricht die aufgestellte Soldatenreihe und fällt schreiend und heulend ihrem zum

Tode verurtheilten Sohne um den Hals. Da beugt er sich zu ihr hernieder, als wolle er ihr etwas ins Ohr sagen, und beißt ihr das Ohr ab. Der Vorfall erregte natürlich die allgemeinste Entrüstung über den Missethäter. Er aber winkt und es wird still. „Diese meine Mutter,“ ruft er dann laut, „hat mir den Galgen bereitet. Hätte sie mir das Stipitzen abgewöhnt, so hätte ich das Rauben nicht gelernt. Mag das abgebissene Ohr ihr eine stete Erinnerung bleiben, meine Brüder, die noch bei ihr zu Hause sind, desto strenger zu halten!

Fabula docet,

daß keine Mutter mit Erziehung ihrer Kinder sich ein abgebissenes Ohr verdienen und kein Vater durch Versäumung früher Kinderzucht selbst den Nagel zu seinem Sarge schmieden soll. Fabula docet, daß man überall, wo verwahrlosete Kinder umherlaufen, Rettungshäuser, wo die Kleinen gute Gewohnheit früh einsaugen, ungesäumt gründen und aufrichten soll, sowohl aus Mitleid mit den sonst leicht Verlorenen als aus Fürsorge für unsere eigene, durch ein versunkenes Geschlecht stark gefährdete Person. Fabula docet, daß man unerzogenen Eltern, welche keine Kinder zu ziehen verstehen, und armseligen Eltern, welche über ihren sonstigen Arbeiten die Notharbeit an ihren Kindern verabsäumen und ins zweite Glied stellen, um der Liebe Christi willen zu Hülfe kommen und Klein-kinder-Bewahranstalten zu Stadt und Land ihnen aufthun soll! — Kann jedoch über solch heilsame Philanthropie für dies Mal mich des Weiteren nicht auslassen; drum seien, damit es nicht übersehen werde, wenigstens die Namen sammt meiner kurzgefaßten Meinung nochmals hieher geschrieben. Rettungshäuser und Kinder-Bewahranstalten sollten zur Einimpfung guter junger Gewohnheit in Stadt und Land aus der Erde wachsen! Das wäre ein gutes Präservativ gegen Bettelei und Lumperei. Versucht's!

IV.

Wer Pech angreift, Besudelt sich.

2. Womit man umgeht,
Das hängt einem an.

3. Beim Lahmen lernt man hinken,
Beim Säufer trinken.

4. Böse Gesellschaften (Geschwätze)
Verderben gute Sitten.

5. Ein böser Geselle
Führt den andern zur Hölle.

6. Bei Wölfen und Eulen
Lernt man's Heulen.

7. Wer sich mischt unter die Kleie,
Den fressen die Säue.

8. Ein räudiges Schaf
Macht räudig den ganzen Stall.

9. Ein fauler Apfel,
Macht zehn andere faul.

10. Ein faules Ei
Verdirbt den ganzen Brei.

11. Ein Bube (Schalk)
Macht mehr.

12. Wer mit Katzen jagt,
Fängt gern Mäuse.

13. Mitgegangen mitgefangen,
Mitgestohlen mitgehangen.

14. Besser allein
Als in böser Gemein.

„Es ist je zwei besser denn eins" — sagt Salomo der Weise. Und sagt das nicht blos so, sondern hat für dies sein Wort auch guten Grund. Schrift und Erfahrung stehen ihm zur Seite. Heißt's nicht schon in des ältsten Schriftstücks ältster Ehestiftungsurkunde: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei?" Und hat nicht nach unverjährter Erfahrung Einsiedlerei majoritätsgemäß für Unnatur, und Möncherei für Naturzwang gegolten? Zur Geselligkeit ist also das Menschenkind geschaffen. Und alle gesunde Kreatur hat von Alters her Drang und Zug gefühlt, sich zu vereinigen, zu paaren, zu schaaren. Alle Ehen, die geschlossen; alle Vereine, die gestiftet; alle Gesellschaften, die gebildet; alle Bündnisse, die gemacht werden: sind sie nicht allzumal unzweideutige Beistimmungsadressen für den alten Salomo?

Und doch sage ich: „Es ist je eins besser denn zwei." Unter solchen Umständen nämlich, je nachdem. Bei Mißheirathen zum Exempel und auch bei sonstigen Mesalliancen. Denn oftermalen braucht sich die Paarung noch nicht einmal zum Verbrüderungs- und Ehestands-

knoten zu verschürzen; die Vereinigung kann noch ganz locker und lose sein: und das Misere ist doch schon da, daß man herüber und hinüber schreiet: „Hier wäre entzweit besser, als vereint, Entzweiung besser, als Vereinigung."

Was sich nämlich vereinen, paaren, schaaren, liiren, associiren, uniren, verbrüdern und vergesellschaften will: das darf nicht wie Feuer und Wasser, wie Katze und Hund total unvereinbar sein. Es soll das fromme Lamm kein Verbrüderungsfest feiern mit dem scharfgezahnten Wolf; sonst wird es entweder zu Tode gebissen, oder aber selbst bissig gemacht. Denn „bei Wölfen und Eulen lernt man heulen." Und das ist schlimm. Drum ist's nicht so ganz ohne, wenn man spricht: Es ist je eins besser als zwei — unter Umständen nämlich und je nachdem. Die sieben Paare von Sprüchwörtern, welche dort oben den Reigen eröffnen, meinens in ihrer Sprachweise gerade auch so. Was der letzte Mann in Nr. 14. dürr und trocken ausspricht: „Besser allein — als in böser Gemein;" das bekräftigen in ihrer kostbaren Bildersprache die vorangehenden dreizehn bis hinauf zu dem ersten, der so malerisch, pikant und zutreffend das Ding bezeichnet mit seinem: „Wer Pech angreift, besudelt sich." Das ist ein gar feines, sauberes Sprüchlein; man sollt's nicht meinen. Der Eingangs beregte alte Salomo ist auch nicht dawider und hat's in seinen Sprüchen Kap. 1, Vers 10. klar übersetzt. Wirfs drum nicht weg, sondern nimms als

gute Warnung vor bösem Umgang.

Und wie das herauskommt?

Wer Pech angreift — Pech! weißt du, was das ist, und wo die aschgrauen Pechhütten liegen und die Pechbrenner zu Hause sind? — Wenn dem Studenten ein Mißgeschick arrivirt, und er etwa durchs Examen fällt, spricht er wohl: Ich habe Pech gehabt. Aber nein, lieber Student, das war kein Pech, sondern nur etwas Lauge. Man hat dich nicht besudelt, sondern im Gegentheil, dir den Pelz gewaschen, und das war gut. Was aber Pech sein soll, veritables Pech, das muß schmutzen, riechen, kleben — dies Dreies, sonst ists kein Pech. Man muß das wissen, um nicht wider Wil-

len damit besudelt zu werden. Die Pechhütten, in welchen sothanes Pech fabricirt und präparirt wird, sieht man nun aber Tag und Nacht qualmend sonderlich an zwei Stellen: in der Personenwelt und in der Bücherwelt. Ich signalisire dir beide. Also

I.

Ungeflügelte Pechvögel.

Du sitzest etwa Abends, wenn der Tagesschweiß abgetrocknet ist, mit deinem Pfeiflein bei Freund und Nachbar. Weib und Kinder sind billig auch dabei und eure Zuhörer. Und ihr erzählt euch Altes und Neues, aus der Kriegs- und Friedensgeschichte oder dem eigenen Haushalt; lasset dabei den Nächsten unangefochten und ungeschoren; gebet auch dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. Da kommt einer zu euch herangetreten, der giebt seinen Senf auch dazu und hat euch bald überholt also, daß er allein das große Wort führt. Wie Wasser laufen ihm die ungewaschenen Reden zum Munde heraus und ergießen sich, wie Schlackerregen, über die Throne im Himmel und die Throne auf Erden, daß es nur so rauscht. Und kann über schlecht Weltregiment und miserabele Staatswirthschaft donnern und wettern, daß die Wände bersten und die Balken aus den Fugen gehen möchten, um sich vor diesem Baumeister mit großem Maul und scharfem Messer zur Erde zu beugen. Und du sitzest dann wie bedonnert da; das Pfeiflein ist dir vor Schreck ausgegangen; deinem Weibe brennts unter den Sohlen; zur Seite der Mutter kauert verschüchtert dein Büblein. Weißt du was? Stecks nicht wieder an das Pfeiflein, sondern greif nach Stock und Hut und geh davon mit Weib und Kind. Denn was du gehört hast, siehe, das war das Gekreisch und Gekrächze eines Pechvogels. Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto! Und draußen vor der Thür schüttle den Staub von deinen Füßen und fege den Rock, damit von dem rebellischen Schmutzregen und Schlackerwetter, darin du gestanden, nichts an dir hangen bleibe und sich einfresse und dich besudele. Denn Pech schmutzt. Wie viele sind unter dem Schmutz gepriesener Volksversammlungen seit 1848 an Leib und Seele verkommen! Exempla sunt odiosa sed dantur, exempla, d. h. es wäre manches Stückchen davon zu erzählen, wenns beliebte. —

Pech riecht auch, oft entsetzlich schlecht. Wer freilich den Schnupfen hat, riecht nichts, und so geht's manchem. Sonst begriffe mans nicht, wies mancher aushalten könnte mit Brandmaal am Gewissen. Denn wo Brandmaal ist, da muß es doch brandig riechen. Aber seltsam. Gerade die brandigsten, böſesten Gesellen rühmt man oft als die besten Gesellschafter. Man leckert förmlich nach dem ungesalzenen, zuchtlosen Gerede jener jungen Wüstlinge und alten Lüstlinge, jener verlebten Lebemänner und entweiblichten Weibsbilder, als wären ihre unschlachtigen Worte Gewürznägelein oder Zimmtblüthe. Tritt sie aber nur mit einer gewissen Unverschämtheit und Manier auf, so findet man in vielen geselligen Cirkeln sogar liebenswürdig diese Pestilenz jener anrüchigen Buben und Bübinnen, von deren Zeuge der Schmelz der Sittsamkeit längst abgestreift, auf deren Antlitzen die Blume der Schamröthe längst verblüht, in deren Herzen der Hammerschlag des Gewissens längst verklungen ist. Widert dich denn aber nicht vor dieser Giftatmosphäre jener Spiel- und Trinkbrüder, die offen und heimlich ihrem Gelüst fröhnen; jener bankerotten Freibeuter und zuchtlosen Wilddiebe, die in Winkelherbergen und Schandhäusern ihr zuchtloses Wesen treiben und in die häuslichen Gehege stiller Familienkreise einzubrechen versuchen? Widert dich nicht? Riechst du von dem Pech nichts? So laß dirs bemerklich machen, daß du im Umgange mit Leuten dieses Gelichters in die Pechhütten und unter die Pechbrenner gerathen bist. Befassest du dich mit ihnen, wirst du inficirt von der Pechschwärze und besudelt. „Wer sich mischt unter die Kleie, den fressen die Säue." „Böse Gesellschaften verderben gute Sitten." Denn „beim Lahmen lernt man hinken, beim Säufer trinken." „Ein faules Ei verdirbt den ganzen Brei," wie an mancher Landes- und Stadtverordnetenversammlung zu sehen gewesen und an ganzen Ortschaften sichtbar geworden ist. „Was ist," fragt Henry, der neuste Lebensbeschreiber Calvins, „was ist aus jenem Genfer Völkchen geworden, seit des sittlichstrengen Calvins frommer Bibelglaube dort verhöhnt wurde und die Grundsätze jenes romantischen Rousseau dort durchgedrungen sind, jenes Mannes, der alle seine Pflichten als Sohn (er lief von Hause fort), als Gatte (er war nie mit seinem Weibe ehelich verbunden), als Vater (er setzte seine Kinder aus), als Mensch (er endete, sagt man, durch Selbstmord), mit

Füßen getreten hat?" Antwort giebt die Geschichte der jüngsten Jahre.

Kann man denn aber so leicht angesteckt und besudelt werden: was willst du thun? Dich loszumachen und davon zu heben im Taubenfluge, wär's Beste. Will aber etwa geschäftliche Rücksicht den sofortigen Abbruch und Aufkündigung des Verkehrs nicht leiden: so schließ inzwischen mit aller Sorgfalt den Kelch deines Herzens dicht und fest: ziehe dich in dich selbst zusammen, wie jene sensiblen Blümlein — Sinnpflanzen (mimosae) nennt sie der Botaniker — welche ihre Blüthen- und Kelchblättchen zusammenrollen, wenn eine täppische Hand sie berührt. Darfst auf diesem Punkt die Feinfühligkeit und Reizbarkeit eher zu weit als nicht weit genug treiben.

Laß dir von den mehreren Species des Nolimetangere vier Prachtexemplare hier vorlegen.

1. Ein ägyptisches (mimosa casta).

Als Joseph, der Sohn Jakobs, des Hebräers, nach Aegyptenland verkauft war ins Haus Potiphars, des königlichen Kämmerers, und wider Gedenken Gnade fand und zu hofmeisterlichen Ehren kam: da begab sichs, daß seines Herrn Weib ihre Augen auf Joseph warf (denn er war schön von Angesicht), und mit Macht versuchte, den israelitischen Jüngling willig zu machen ihrem unkeuschen Gelüste. Er aber weigerte sich dessen standhaft und sprach: Wie sollt ich ein so groß Uebel thun und wider Gott sündigen! Und ob sie wohl nicht abließ und tagtäglich mit lüsterner Rede seine Seele plagte: gehorchte er ihr doch nicht; ja, er mied es von dem an, auch nur um sie zu sein, auf daß nicht durch ihr eitel „böses Geschwätz verdorben würden seine guten Sitten." — Starb als Pharao's erster Minister 1700 vor Christo.

2. Ein italienisches (mimosa pudica).

Als der sechzehnjährige Carl Borromäus, nachmals Cardinal und Erzbischof von Mailand, die Universität zu Pavia bezog, um die Rechte zu studiren, herrschte dort die grenzenloseste Wollust. Von den blühenden jungen Männern, welche dort Studirens halber aus vielen Ländern zusammenströmten, erlag dermalen die Mehrzahl den mannigfaltigen Verführungen, womit sie auf der dortigen Hochschule des Wissens und des Lasterlebens um-

ringt waren. In solchen Umgebungen Körper und Gewissen rein und unbefleckt zu erhalten, wollte etwas bedeuten. Carl Borromäus bestand die Versuchungen ritterlich. Wenn seine Commilitonen sich in Trink- und Spielhäusern, auf dem Tanz- und Fechtboden und an noch gefahrvolleren Oertern umtrieben, saß er auf seinem Zimmer in Gebet und Arbeit. Wo fade Tändeleien getrieben wurden, schwieg er und ließ sich's nicht beirren, deshalb für einen Schwachkopf gehalten und verschrieen zu werden. Schamlose, schlechte Rede war er so wenig auch nur anzuhören im Stande, daß er sich alsobald aufmachen und stracks fliehen mußte, wie man vor einer Schlange flieht. Unversehens einst in Gefahr gerathen, seine Unschuld einzubüßen, erschütterte ihn sein Gewissen dergestalt, daß er am ganzen Leibe zitterte und bebte. — Ein Studentenblut, desgleichen damals auf dem Musensitz zu Pavia schwer zu finden; ein nachmaliger Cardinal und Erzbischof, wie nicht alle gewesen sind. Starb 1584.

3. Ein deutsches (mimosa sensitiva).

Philipp Jakob Spener wurde in seinem zwölften Jahre mit andern jungen Leuten zu einer Gesellschaft erwachsener Personen eingeladen. Man forderte ihn auf zu tanzen. Er wollte nicht. Da redete man ihm so lange zu, bis er's that. Kaum hatte er aber den Tanz angefangen, so überfiel ihn eine solche Angst, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als mitten aus dem Tanze davon zu laufen, um in einem verborgenen Winkel seine Gewissensqual durch Thränen zu erleichtern. Dies war das erste und letzte Mal in seinem Leben, daß er an solchen Lustbarkeiten Theil genommen hat. Die Erinnerung an diese Seelenqual hat ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen, und noch kurze Zeit vor seinem Tode erzählte er seinen Freunden diesen Vorfall als einen Beweis davon, daß er in seiner Jugend böse gewesen sei. — O des zarten Gewissens! Wär's doch bei meinen und bei deinen Kindern, lieber Leser, auch so zart! Wem's aber etwa allzuzart ist, der überdenke sich das sprüchwörtliche Sprüchlein:

Wenn die Keuschheit
Kommt zu Tanz:
Bleibt der Glasschuh
Schwerlich ganz. —

und lasse den als Propst und Consistorialrath zu Berlin

Anno 1705 selig heimgegangenen fein besaiteten Spener in Frieden.

Und damit es nicht heiße: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer," so will ich dem frommen Spener einen Genossen, den er sich wohl gefallen lassen wird, hier zugesellen, nämlich den seligen Consistorialrath und Prälaten Dr. Albrecht Bengel († zu Stuttgart 1752), einen der ersten Theologen Deutschlands. Der sei einst — erzählt sich noch heut zu Tage das würtembergische Volk — von seinem Herzoge Karl bei Gelegenheit eines Hoffestes aufgefordert worden, mit der Frau Herzogin einen Tanz zu thun. Der Mann Gottes aber von unsträflichem Wandel habe nicht daran gewollt. Als man trotzdem in ihn gedrungen, habe er sich endlich dazu verstehen wollen und gesprochen: „Nun denn in Gottes Namen." Musikanten spielt uns das Lied auf:

„„Zum Leben führt ein schmaler Weg."" —

Kannten nun die Musikanten das Lied nicht, oder wollte die Frau Herzogin nach dieser Melodie mit ihrem Consistorialrathe nicht tanzen: ich weiß nicht. Genug, es kam nicht zum Tanz. —

4. Ein preußisches (mimosa fugitiva).

Als Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, noch Kurprinz war, verweilte er am Hofe zu Haag, der für den Sitz feiner Sitten und Manieren galt. Dort wurde er mit jungen vornehmen Leuten bekannt, die bei ihren Zusammenkünften vielfache Laster trieben und dieselben mit dem Namen „jugendlicher Freuden" beschönigten. Der Kurprinz, auf die schrecklichen Folgen eines solchen Lebens aufmerksam gemacht, erschrak und beschloß, augenblicklich Haag zu verlassen. Böse Gesellschaften, wußte er, verderben gute Sitten. Er eilte in das Kriegslager des Prinzen von Oranien, der damals (1637) Breda belagerte und eröffnet ihm den Grund seiner Josephs-Flucht. „Vetter," antwortet ihm da der tapfere Prinz, „Vetter, Eure Flucht beweiset mehr Heldenmuth als wenn ich Breda erobere." — Und nun weiter im Text.

Pech klebt endlich auch. Es giebt auch solch gesellschaftliches Pech. Gute Gesellschaft will gesucht sein; böse hängt und drängt sich einem von selbst auf. Es kann

mir bange werden um die hoch- oder niedriggestellten Leute, welche nicht ausfahren, ausreiten und ausspaziren können, ohne ein großes Gefolge hinter sich oder um sich zu haben. Denn ich weiß, in diesem Schweif ist viel Pech, das sich anhängt, „so man mit ihm umgeht." Die von losen Schmeichlern umlagerten Fürstenhäupter wissen davon zu sagen und zu klagen; und schlichte Bürgersleute, wie unsereins, haben darin auch wohl bittere Erfahrung gemacht. Die besten Jünglinge sind im Schmutz versunken, weil sie mit klebrigen Gesellen Cameradschaft schlossen. Wie ging's denn dem Apostel

St. Johannes mit seinem Pflegesohn?

Auf einer seiner Reisen in der Nähe von Ephesus fand einst der Apostel Johannes einen offenen, viel versprechenden Jüngling, der ihn so anzog, daß er sich sogleich zu dem Bischof der Gemeinde wandte mit den Worten: „Diesen lege ich dir vor Christo und der Gemeinde allen Ernstes ans Herz." Der Bischof übernahm den Jüngling, pflegte sein, bis er ihn endlich zur Taufe zulassen konnte; dann aber ließ der geistliche Vater von seiner Sorgfalt und Wachsamkeit nach. Der Jüngling gerieth in schlechte Gesellschaft, deren Mittelpunkt er bald wurde, und zuletzt kams dahin, daß er mit seinen Genossen in eine Wüste zog, wo sie vom Raube lebten. Der Pflegesohn des Johannes übertraf alle so sehr an kühner Bosheit, daß sie ihn zum Anführer wählten. „Ein böser Geselle führt den andern zur Hölle."

Nach einiger Zeit kam Johannes wieder in jene Stadt. Als er alles andere abgethan hatte, redete er den Bischof an: „Wohlan, gieb das Pfand uns wieder, was der Heiland und ich dir vor der Gemeinde anvertraut haben!" Der Bischof verstand es erst nicht; als aber der Apostel sich näher erklärte, seufzte der Greis tief auf und sprach mit Thränen: „Der ist gestorben!" — „Gestorben? Und welcher Todesart?" — „Er ist Gott gestorben, er ist gottlos geworden und am Ende ein Räuber." Und nun erzählte er die Geschichte dieses durch böse Gesellschaft verloren gegangenen Sohnes.

Glücklicher Weise ist diese Geschichte noch nicht aus. Der Apostel, als er die Erzählung vernommen hat, zerreißt mit lautem Schrei sein Kleid und schlägt an sein Haupt und ruft: „O welchen Wächter habe ich über mei-

nes Bruders Seele zurückgelassen!" Er nimmt ein Pferd und einen Wegweiser und eilt hinaus, wo die Räuber sind. Bald gefangen von den Räubern, bat er diese nur, ihn zum Hauptmann zu bringen. Als dieser aber den Apostel erkannte, ergriff er die Flucht. Johannes eilte ihm nach und rief: „Mein Sohn, warum fliehest du vor deinem Vater, der unbewaffnet, vom Alter gebeugt zu dir kommt? Fürchte dich nicht, es ist noch Hoffnung; glaube mir, Christus hat mich zu dir gesandt." Und siehe, das durch so viele Sünden unterdrückte Glaubensfünklein glomm wieder auf; zitternd und bitterlich weinend stand nun der geharnischte Räuber vor dem wehrlosen Greise. Dieser aber küßte und herzte ihn. Der wiedergefundene Sohn kam mit zur Gemeinde zurück, wo der Apostel ihn nicht eher verließ, bis er im Guten ihn befestigt sah.

Mit knapper Noth ward also dieser besudelte Jüngling noch gerettet und wieder rein gewaschen von dem Pech, das sich um seine Seele dick angesetzt hatte. Nicht allen verführten Jünglingen aber wirds so gut geboten; nicht alle finden einen Johannes, der nach ihnen fragt und sich nach ihnen umsieht. Sondern „mitgegangen mitgefangen, mitgestohlen mitgehangen" — das ist in den allermeisten Fällen der traurige Schluß. Willst du also unangefochten bleiben, so laß dich durch bösen Umgang und schlechte Gesellschaft nicht besudeln und greife kein Pech an! Trau, schau, wem.

II.

Fliegende Pechvögel.

Und nicht die Personen blos sollst du dir beschauen, mit denen du dich befassest, sondern auch über die Bücher, die du in die Hand nimmst, sollst du Revue halten. Auch in der Bücherwelt stehen hin und her die rußigen Hütten mit dem klebrigen, verpestenden, schmutzenden Pech. Solche Hüttenwerke sollte man einpferchen, wie einen Wildstand, mit dem dichtesten Wildhag, damit die wilden Säue daraus nicht hervorbrechen könnten. Halte das für nicht mehr als billig. Müssen doch schon die Apotheker, um leiblichen Vergiftungen vorzubeugen, eine expresse Giftkammer anlegen, worin sie ihr Mäuse- und Rattengift und so was Guts unter strengem Verschluß

halten. Sollte man nun nicht viel mehr solche Büchergifte, welche Leib und Seele verderben, mit guter Manier und aller Kraft unter Schloß und Riegel legen?

Der römische Papst hat einen förmlichen index prohibitorum, d. h. ein Verzeichniß solcher Bücher, welche den päpstlichen Decreten zuwiderlaufen, sich angelegt. Luthers Werke stehen auch in diesem Sündenregister. Wäre ich päpstlicher Rath, ich wollte den Papst anders und besser berathen; ganz andere als Luthers Schriften ließe ich von ihm einkerkern. Alle die Schriften und Comödien, worin die Gebrechen eines alten Vaters verspottet und die Andacht einer frommen Mutter belächelt und die Unschuld eines armen Fabrikmädchens für gute Beute erklärt; alle Bücher, worin es gelobt wird, wenn Eheleute auseinander laufen und die saubern Töchter hinter der Eltern Rücken Liebschaften anzetteln und die Kammerjungfer pfiffigen Betrug treibt; alle Werke, in denen Sünde und Schande überfirnißt, Haß und Rachgier für Edelsinn ausgegeben, Selbstmörder als Helden bewundert, Räuber und Todtschläger als wahre Ausbunde von Tugend gepriesen werden —: alle diese Früchtchen, und ob sie auch dem Hirn eines Hof-, Regierungs- oder Legationsraths entsprossen wären, müßten ohne Gnade marsch! marsch! hinunter ins päpstliche Burgverließ, d. i. in den index prohibitorum. Alle Geister-, Ritter- und Räubergeschichten von Spieß und Cramer (um keine neueren Namen zu nennen) müßten hinterher, und wären sie noch so schön gebunden, wohl gepreßt, stark vergoldet und so glatt geschrieben, daß es einginge wie Butter. Denn sie sind trotz ihres Rosengewandes ein Pech, das schon viele Seelen besudelt hat und immer noch besudelt.

Seitdem man in deutschen Landen viel schreibt und wenig treibt, mehr sandelt als handelt, sind es besonders die Eintagsfliegen der Bücherwelt, welche viel Schmeich absetzen und sogar Gift im Rüssel führen. Die Tagesblätter und Zeitungen sinds, welche ich im Sinne habe. Schreien wie die wilden Gänse am Himmel der deutschen Literatur; rumoren und klaffen, wie des wilden Jägers wilde Jagd; geberden sich zu einem nicht geringen Theile, als hätten die unsaubern Geister zu den Säuen der Gergesener Ausfahrt und bei ihnen Einfahrt gehalten. Ist mir das ein Gespeis und Gebräu, das da in manchem dieser Flugblätter aufgetischt wird! Und

das nimmt nun der Schlafrocksmann gleich als Morgeninbiß bei der Morgenpfeife und der Schurzmann als Schlaftrunk vorm Zubettgehn! Das muß ja wilde Träume, unruhiges Blut und schmutziges Getreibe geben, oder es wäre ein Wunder. Mußt es also, mein neubegieriger Zeitungsleser, immer dein Erstes sein lassen, zu fragen, ob Dein Zeitungsmacher nicht etwa ein Schelm und Sudelkopf ist. Und frügst Du mich, wollt' ichs Dir wohl sagen, falls Du mir nur einiges Laubwerk Deiner Zeitung mitbrächtest; auf's Haar wollt' ichs Dir sagen, ob Du gut oder schlecht berathen seist. An dieser Stelle hier kann ich aber nur so ganz von fern Dir das Zeitungspech kennzeichnen.

Manchem dieser Zeitblätter kanns freilich schon jeder an der Nase ansehn, weß Geistes Kinder sie sind. Steht mir nur da vorne gleich in der Benamung, Betitelung und Aufschrift solcher losen Fliegen, die täglich an der Schwindsucht dahinsterben, ein Großes und Breites, was an die französische Freiheit und Gleichheit erinnert, so kenn' ichs schon und sage Dir: Paß auf, daß Du nicht an der Nase herumgeführt wirst, wenn Du keck genug bist, Deine Nase ins Blatt hineinzustecken. Denn drinnen wird, nach dem anpreisenden Aushängeschilde der Betitelung zu schließen, nicht viel Myrrhen und Spezerei zu holen sein. Nun hat man zwar jetzt die alten Stich- und Schlagwörter von Anno 48, als: Tyrannendruck, Regierungsdespotie, Bluthunde, verthierte Soldateska, souveraines Volk, Pfaffen- und Junkerthum, Kamarilla, Volksverdummung, Mittelalter und dergleichen sich — aus guten Gründen, nämlich von wegen der Polizeien — etwas abgewöhnt. Aber das Hundegeklaff von damals war mir weit lieber als das Schlangengezisch in mancher heutigen Zeitung. Denn wenn in zierlicher und manierlicher Weise Glaube und Sittlichkeit angefochten; in scheinbar gutmüthigem Ton geistliche und weltliche Obrigkeiten verdächtigt, in unverfänglich lautenden Redensarten an allem Bestehenden ohne Unterschied gebessert (eigentlich aber geböſert) wird: so ist das von dem Zeitungsschreiber und seinen Helfershelfern keine schlechte Speculation auf die Einfalt. Sie thun bei ihrem Leser, der tagtäglich bei ihnen in die Schule geht, gewiß einen Fang, und erreichen es, daß er auf ihr Zeitungsblatt Stein und Bein schwört, als wäre es ein Evangelium. Willst Du also von dem Zeitungspech

nicht besudelt; von der bösen Gesellschaft, welche in manchem Tagesblatt ihren Unfug treibt, nicht verdorben und an Leib und Seele nicht vergiftet werden: so untersuche zuvor den glitzernden und glitschigen Zeitungspilz.

In unserer schreib- und leselustigen Zeit kann man schwanken, ob man mehr vor Umgang mit bösen Personen, oder vor Umgang mit bösen Büchern und Zeitungen warnen soll. Sind nicht für viele gerade Bücher und Zeitung stehende Gesellschafter oder Zeitvertreiber, wie man sagt? Und Zeitvertreiber möchten sie immerhin sein (wiewohl die Zeit schon von selbst wie der Wind davon fliegt und keines Treibers bedarf) — aber immerhin Zeitvertreiber, wenn sie nur nicht zugleich Zeitverderber und Sittenverderber wären! Wie viele Jünglings- und Jungfrauenseelen mag wohl namentlich die Romanleserei ganz heimlich schon abgewürgt haben! Ich muß dabei immer an die Kinder von Hameln denken. Es geht die Sage von einem Pfeifer und Rattenfänger, der auf seiner Pfeife blasend durch die Stadt Hameln gezogen wäre, und alle Kinder des Orts wären dieser Zaubermusik nachgelaufen, bis der Mann sie außerhalb der Stadt gehabt habe, wo er dann mit ihnen am Fuße eines Berges in einem Abgrunde verschwunden sei. Diese alte sagenhafte Geschichte trägt sich leider noch immerfort und aller Orten und Enden in der Welt zu. Es laufen dergleichen Rattenfänger vielfältig durch die Welt. Die Lockpfeifen aber, auf denen sie blasen und womit sie Unerfahrene an sich locken, das sind ihre schandbaren Bücher. Wer sie angreift, greift Pech an, und wer Pech angreift, besudelt sich.

Noch giebt's eine ganz aparte Sorte von Zeit- und Sittenverderbern, nicht Vogel, nicht Fisch; aber theilweis um kein Haar besser als die geflügelten und ungeflügelten Pechvögel. Das sind die Comödien- und Possenspiele, oder wie sonst das Narrentheiding heiße. Bitterböse Gesellschaft, obwohl sich mancher so behaglich darin fühlt und sie herausstreicht. „Kann man nicht," heißt es, „aus der Comödie manches Gute lernen und manche gute Lehre sich daraus entnehmen?" — Nun ja, wenn noch ein gutes Haar daran ist, so kann man's; aber will man's und thut man's? Habe meines Theils wenigstens noch nicht vernommen, daß der Flattergeist eines Comödienstücks irgend jemand von der Flatterhaftigkeit kurirt und

das Comödienhaus irgend jemand ins Bethaus getrieben hätte.

Und vollends nun solche Stücke, an denen auch nicht ein gutes Haar ist! Wie man daraus Gutes lernen und gute Lehren sich daraus entnehmen will: das begreife mir einer. Ich denke und sage im Gegentheil: Wer sich unter die Traufe stellt, der bleibt nicht trocken; wer Pech angreift, der bleibt nicht rein. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, und Feigen von den Disteln? Wer das Comödienhaus für eine Schulstube ansieht, der hat eine sittengefährliche Ansicht. Denn es ist nicht aus der Luft gegriffen, was einmal eine geistreiche Frau gesagt hat. „Das Theater," hat sie gesagt, „ist allerdings ein Lehrer, aber nur der Lehrer einer Stunde und dabei der Verderber vieler Jahre!"

Bekannter als dieser Ausspruch ist's vielleicht, daß auch König Friedrich Wilhelm I. der Comödie nicht eben grün war. Eines Mittags, da auch der potsdamer Prediger Heinrich Schubert zur königlichen Tafel befohlen war, meldete sich ein Comödiant und bat um die Erlaubniß, Comödie spielen zu dürfen. Einige an der Tafel sprachen dafür, andere dagegen. Da wandte sich der König schnell an den Prediger und fragte: „Schubert, was sagt Er dazu?" Dieser antwortete: „Ich denke eben darüber nach, wenn ich während der Comödie stürbe, und vor dem Throne Gottes befragt würde: Schubert, wo kommst du her? Ob ich wohl mit Freudigkeit sagen könnte: Aus der Comödie?" — Da sagte der König mit großem Affect: „Nein, in der Comödie möchte ich auch nicht sterben. Man soll die Leute abweisen!"

Und somit wäre nun allem, was im Umgang mit Personen und Büchern als Pech bezeichnet werden muß, das Urtel gesprochen und die Warnung: Wer Pech angreift, besudelt sich — wohl begründet worden. Da treten aber mit Appellation dagegen vier Mann vor die Schranken und behaupten, daß man dann und wann Pech angreifen müsse. Hier stehen sie, die

vier Appellanten.

1 Wer vor der Hölle wohnt,
Muß den Teufel zu Gevatter bitten.

2. Wer unter den Wölfen ist,
Muß mit den Wölfen heulen.

3. Wo man den Pumpernickel in der Kirche singt,
Muß man mitsingen.

4. Wer lange will zu Hofe reiten,
Muß den Mantel tragen auf beiden Seiten.

Alle vier sprechen von einem Muß. Ich sage aber: Es ist kein Muß und will's beweisen.

1. Höllische Gevatterschaft — kein Muß.

Das zeigen „die lieben Propheten all', die theuren Märt'rer allzumal." Nur an einen derselben will ich namentlich erinnern. Im Jahre des Heils 167 wurde der greise Bischof von Smyrna, Polykarpus, noch ein Schüler des Apostels Johannes, von dem heidnischen Gerichtshof verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Als man ihm zumuthete, seinen Glauben zu verleugnen, antwortete er: „Sechs und achtzig Jahre schon diene ich Christo, meinem Herrn, und er hat mir nie etwas zu Leide gethan; wie sollte ich nun Ihm untreu werden, der mich erlöset hat!" Nachdem man ihn an den Pfahl gebunden, und er noch brünstig gebetet hatte, wurde der Scheiterhaufen angezündet. Aber so hell auch das Feuer brannte, so wollte es den frommen Mann doch nicht ergreifen, wie wenn es sich vor ihm gefürchtet hätte. Sie durchbohrten ihn endlich mit einem Dolche und ließen seinen Leichnam zu Asche brennen.

Man lernt von Polykarp, daß man, selbst vor der Hölle wohnend und von Höllenbränden umgeben, dennoch den Teufel nicht zum Gevatter zu bitten braucht. Uebrigens soll ein schlichter Christ, der zum Martyrer keinen Beruf hat, sich nicht vor der Hölle und in Sodom anbauen, sondern vor dem Himmel und in solcher Nachbarschaft wohnen, die man getrost und ohne Fahr zu Gevatter bitten kann.

2. Wölfisches Accompagnement — kein Muß.

Daß man sich mit den Wölfen nicht ins Musiciren einzulassen brauche, das lehrt Johann Huß, der sich 1415 zu Costnitz von wüthenden Römlingen eher braten ließ, als daß er die Wahrheit verleugnet hätte. — Das lehrte auch auf dem Reichstage zu Worms 1521 unser Luther, welcher, obwohl nur ein schwaches Mönchlein, grimmigen Gewappneten gegenüber vor Kaiser und Reich

die heldenmüthige Erklärung gab: Ich kann und will nichts widerrufen, es sei denn, daß man mich aus der heiligen Schrift oder mit offenbaren, klaren Gründen widerlege. Denn es ist weder sicher, noch gerathen, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen. — Das haben uns endlich auch die protestantischen Fürsten auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 gelehrt. Kaiser Karl V. war daselbst absichtlich am Abend vor dem Frohnleichnams-Tage angekommen. Er verlangte, daß die Fürsten Tags darauf der feierlichen Prozession beiwohnen sollten, und ließ sie hiezu in seinem Namen durch den König Ferdinand einladen. Aber der Markgraf von Anspach und Baireuth protestirte im Namen der übrigen gegen diese Zumuthung und sagte im Eifer, indem er seine Hand an den Hals legte, „er wolle lieber sofort niederknieen und sich vom Henker den Kopf abschlagen lassen, ehe er Gott und sein heiliges Evangelium verleugnen und falsche und irrige Meinung annehmen und billigen würde.“ Da ließ sich der katholische Kaiser herab, sehr gnädig zu antworten: „Löwer Fürst, nit Kopp ab, nit Kopp ab!“ und gab den protestantischen Fürsten bis auf den folgenden Tag Bedenkzeit. Sie aber blieben ihrem Entschlusse getreu und erschienen nicht bei der Prozession. Denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

3. Das Tutti zum Pumpernickel — kein Muß.

Die fürchterlichen Menschen, welche zur Zeit der ersten französischen Revolution 1789 zu Paris am Ruder saßen, erfrechten sich, gleicherweise wie gegen ihren irdischen König, auch gegen den, der im Himmel wohnet, zu rebelliren. Sonn- und Festtage wurden abgeschafft, in den bisherigen Kirchen Freiheitslieder und Gassenhauer (Pumpernickel) gesungen und durch ein öffentliches Decret ward erklärt: Es soll kein Gott mehr sein! Nur die Göttin der Vernunft (dargestellt durch eine unzüchtige Weibsperson) wurde noch verehrt. Nach einiger Zeit ging dann der neue Befehl aus: Gott dürfe nun wieder regieren! Damit waren aber bei weitem nicht alle einverstanden, namentlich in der Stadt Nantes nicht. Bei einem Streite über das Dasein Gottes in einem dasigen Revolutionsklubb wurde endlich vorgeschlagen, doch einmal die Probe zu machen und diejenigen, welche noch an einen Gott glaub-

ten, die Hand emporheben zu lassen, damit man erfahre, ob noch ein vernünftiger Mensch daran glauben könne. Die Aufforderung geschieht. Da erhebt unter allen Anwesenden nur ein einziges altes Mütterchen ihre knochendürre Hand. — Wenig freilich, blutwenig; aber du siehst doch, lieber betroffener Leser, daß es kein Muß ist, den Pumpernickel mitzusingen und zu sitzen, wo die Spötter sitzen.

Die rasenden Wellen jener ersten französischen Revolution spritzten ihren höllischen Gischt auch nach Deutschland herüber, auch nach Berlin. Aber Christian Mende, der Nachtwächter in der Frankfurter Straße, ließ sich das Pech nicht anfechten und nicht besudeln. Er sang seine Wächterlieder und sein „Lobet Gott den Herrn!" vor allen Häusern und Ohren, welche die altmodischen Wächterrufe noch hören wollten oder aber auch nicht. Eines Nachts, kurz vor dem Morgensternliede, kommt, unbekannt aus welcher Gesellschaft, sonst aber ein dem Christian Mende wohlbekannter und wohlgebildeter Mann die Straße entlang. „Aber, Vater Mende," spricht er, „ihr singt so viel vom lieben Gott und wißt doch wohl, daß die Nationalversammlung in Paris bestimmt hat, es soll keinen Gott mehr geben." — „Dummes Zeug und kein Ende!" platzte der Wächter heraus und wollte in seinem Unmuth das dumme Zeug eben noch einmal repetiren; da fiel ihm ein, wen er vor sich habe. „Lieber Herr Rath," entgegnete er etwas sanftmüthiger, „was kümmert das uns, wenn die da in Paris überschnappen und solchen alten Kohl aufwärmen?" — „Wie so, alten Kohl? Den Beweis, daß es mit dem Gottesglauben nichts ist, haben ja erst die neusten Forschungen der Wissenschaft geführt und zwar glänzend." — „Verzeihen der Herr Rath," antwortete Mende, „wenn ich dabei bleiben und die grausige Gottesleugnung für alten Kohl erklären muß. Denn solche Narren hats nach König Davids Zeugniß schon vor 3000 Jahren gegeben, wie wir im Psalter (Ps. 14, 1.) lesen: Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! Der Unterschied möchte nur der sein, daß die Narren zu Davids Zeiten ihre Gottesleugnung im Herzen, die Narren unserer Tage aber sie mit den Mäulern aussprechen. Guten Morgen, Herr Rath." — Sprachs und ging, um weiter seines Amts zu warten in der Frankfurter Straße, und ließ bei dem nahen Morgen-

lichte des jungen Tags weithin ertönen das altgewohnte Wächterlied: „Wie schön leucht uns der Morgenstern.“ — Trotz aller Herrn Räthe und aller Herrn Franzosen ist der „Pumpernickel“ also doch kein Muß.

4. Höfische Mantelträgerei — kein Muß.

Die beiden Hofprediger, Heinrich Schubert am Berliner Hofe unter Friedrich Wilhelm I., und Jakob Weller am Dresdner Hofe unter Churfürst Johann Georg II., sind dafür Beweises genug und auch bekannt genug. Drum will ich lieber von einem minder bekannten Hofprediger aus älterer Zeit und von einer Hofpredigerin jüngern Datums ein Stück berichten.

Der römische Kaiser Theodosius also ernannte 395 seinen Sohn Arcadius zum Mitregenten und befahl, diesem dieselben Ehren zu erweisen wie ihm selber. Dieser Gelegenheit nahm Amphilochius, ein frommer Bischof, wahr. Schon lange hatte er vergebens in den Kaiser gedrungen, den damaligen Irrlehren, welche frech die Gottheit Christi leugneten, zu steuern. Der Bischof kam jetzt mit andern an den Hof und erwies seine Ehrenbezeugungen dem alten Kaiser, bei dem Sohne aber ging er ohne Reverenz vorüber. Der Kaiser läßt ihn vor sich fordern und erinnert ihn, er solle des Königssohns und Mitregenten nicht vergessen. Da gab Amphilochius zur Antwort, es wäre genug, daß er den Vater geehrt hätte; was frage er nach dem Sohne. Darüber ward der alte Kaiser zornig und sprach: „Willst du allein in meinem Reiche eine Meuterei machen und mich in meinem Vornehmen tadeln, daß ich bei Leibesleben sorge, wie nach meinem Tode möge die Regierung bestellt und mein Land versorgt sein?“ — Da brach Amphilochius los. „Allergnädigster Kaiser und Herr,“ sprach er, „kanns Euch verdrießen, wenn man Eures Sohnes nicht achtet, so bedenkt: was wird der große himmlische Kaiser dazu sagen, daß man Seinen Sohn unter Eurem Schutze gering schätzt und Ihn nicht ehren will, wie man den Vater ehret, da es doch der Herr Jesus selber gesagt hat?“ — In Folge dieser freimüthigen und nicht achselträgerischen Vorhaltung hat darauf der Kaiser strengen Befehl ausgehen lassen, daß niemand arianischer Schwärmerei zugethan sein solle.

Ebensowenig wie Amphilochius, der Hofprediger,

den Mantel nach dem Winde hängte, hat auch jene alte Hofpredigerin, die viel zu Hofe kam und von der Hofluft täglich umwehet wurde, jemals geschwenkt oder auch nur geschwankt. Ich meine jenes alte Mütterchen, welches vor, während und nach dem siebenjährigen Kriege Aepfel feil hielt unter dem Schloßportal zu Berlin. Weil es keine Zankäpfel waren, welche sie feil bot, ließ der König die alte Handelsfrau ruhig hökern, und dafür hielt sie ihm denn in schuldiger Dankbarkeit ab und zu eine Predigt. Kommt eines Tags der alte Fritz mit seinem Krückstock die Treppe herunter, kauft selber von der Apfelmutter einen Apfel und spricht dann, vermuthlich im Scherz: „Mütterchen, deine Aepfel sind sauer.“ — „Desto besser,“ war die Antwort, „so schmeckt der Herr König doch auch einmal, wie's thut, in einen sauern Apfel beißen.“ Da hat der alte Fritz laut aufgelacht, sich umgedreht nach dem Officier, der hinter ihm stand (es war sein Adjutant) und hat zu dem gesagt: „Hat Er gehört? Mit der darf man nicht anfangen. Mein Glück, daß die nicht Kaiserin-Königin war. Die hätt' das letzte Wort behalten.“

Aus diesen beiden Geschichten lernt man aber, daß selbst zu Hofe man nicht zu katzbuckeln und zu mantelträgern braucht und man sogar nach Befund der Umstände auch wohl die rauhe Seite einmal nach außen kehren darf.

Summa: Pech anzugreifen, ist kein Muß. Das sag' ich dreist und behaupt' ich fest. Und wer anders sagt, der ist ein — ein — — nun, ich will's verschlucken, was der ist; aber lügen thut er. Das ist gewißlich wahr.

V.

Trau; schau, wem.

Oder:

Vorsicht
Schad't nicht.

Dies Sprüchwort ist nach Inhalt und Füllung echt deutsch; nach Form und Fassung echt lakonisch; nach Anfang und Eingang echt ciceronianisch. Denn wenn der alte Cicero zu Rom als Staats- oder als Rechtsanwalt vor den Assisen zu plaidiren hatte und zu parliren anfing: so that er's nicht anders; es mußte ein recht pausbäckiges, breitspuriges und volltöniges Wort sein, mit welchem er seinen Anlauf nahm. Er schickte, um in der Kriegssprache zu reden, eine Bombe vorauf und dann die Kartätschen hinterdrein. Nach meiner bäuerlichen Anschauung kommt mir so ein „quamquam," womit er eine seiner Staatsreden eröffnet, gerade vor, wie wenn einer seinen großen Bullenbeißer losmacht und spricht: Faß an! Und fängt er ein anderes Mal mit einem „quousque" an, so klingt mir's gerade, als spräche einer zu seinem Faßan: Huß! Huß! Solche ciceronianische Bombe*) ist nun

*) Weil man bei jenem alten Musterredner überall zu Anfang ein Kraftwort erwartet, so hat man's nicht klein kriegen können, wie der alte Meister sich einmal so gewaltig sollte vergalopirt und eine seiner besten Reden (pro Milone) mit einem so schmalbäckigen, schmächtigen Worte, wie das etsi ist, sollte angefangen haben. Die gedachte Rede beginnt nämlich mit Etsi vereor. Nun finde ich freilich in diesem Anfang nichts Unciceronianisches, vermisse auch den besagten „bombenhaften" Anfang nicht zum mindesten; im Gegentheil. Denn wenn man mit aller Leichtigkeit aus dem knurrigen „vereor" den schmetternden Donner und aus dem seufzenden „etsi" den zischenden Blitz heraushört: so hat man zu Anfang Donner und Blitz, also noch mehr als Bomben und Granaten, und was will man mehr? Wäre indessen jemand gegen diesen Donner und Blitz taub und blind und wollte doch auf den alten Cicero nichts kommen lassen: der könnte jenes famose etsi auch wohl noch anders, wie denn geschehen, resp. erklären oder entschuldigen. Er könnte, ob auch deutsche „Barbaren" darüber die Nase rümpften, die Meinung eines gewissen jemands, welche hier in einem vergnüglichen Reime vorgetragen werden soll, für sich adoptiren und in einer gelehrten Vertheidigungsrede pro Ciceronis Ciceronitate etwa sagen:

in dem lakonisch-deutschen Sprüchwort: „Trau; schau, wem" — der Anlaut.

A. Trau'!

Sollten eines unglücksschwangern Tags diese vier Buchstaben außer Cours und Geltung gesetzt werden; so wollte ich mein Bündel schnüren, mich eilends aufmachen und weinend davon heben. Denn ich möchte den Greuel der Verwüstung nicht sehen, welcher dann auf dem Erdboden ausbrechen müßte; möcht's nicht miterleben, wie dann jedes Verhältniß sich lösen, alles aus Rand und Band gehen und der ganze große Gesellschaftskörper in tausend Granatbischen zerbröckeln würde. Noch ist's, Gott Lob! so weit nicht. Noch stemmen sich jene vier Buchstaben gleich vier Strebepfeilern dagegen und halten von allen vier Seiten her des Hauses Gestein und Gebälk in Loth und Fugen. Aber denke man einmal das Entsetzliche; denke man einmal das Vertrauen des einen Menschen zu dem andern aus der Welt ganz weg; denke man sich, daß keiner dem andern weiter traute, als er ihn sähe, ihm also mit andern Worten total mißtrauete: was sollte aus allen Verbänden, womit die Menschheit jetzt an und in einander gefugt ist, alsdann werden!

Das erste, was sich auflösen müßte, wäre der Ehestand. Denn er beruhet ganz und gar auf dem gegenseitigen Vertrauen des Mannes und Weibes, weshalb ja auch unsere Alten den Eingang zu diesem Stande sehr sinnig und sehr treffend mit dem Namen der „Trauung," d. h. des Vertrauens bezeichnet haben. Nun will ich gerade nicht sagen, daß man blind zutappen; daß jedes Weib unbesehens einen Lüderli, und jeder Mann unbesehens ein Schlämpli nehmen soll. Aber wenn's genommen ist, dann trau! Vertrauen, selbst unverdient geschenkt, bringt manchmal den, der's nicht werth war, zurück und zurecht.

Als Cicero einst auf dem Rednerstuhl stand
Und lange den schicklichen Eingang nicht fand:
Da kam ihm plötzlich das Niesen an,
Woraus sich ein kräftiges „etsi" entspann.

Flugs schreibt Stenograph, der des Anfangs geharrt,
Und wird von Cicero's Nase genarrt.
Das „etsi," welches vernommen sein Ohr,
Schreibt er als „etsi" zu „vereor."

Mit dem Zerfall des Ehestands, welcher die Grundlage alles bürgerlichen und menschlichen Zusammenhaltens bildet, müßten auch alle übrigen Haus- und Gemeinde-, Schul- und Kirchen-, Geschäfts-, Handels- und Staatsverbände, in sich selbst zerfallen, weil sie nicht mehr durch das Band des Vertrauens zusammengehalten würden. Ohne Vertrauen liegt Handel und Wandel still; der Verkehr stockt; Absatz und Umsatz hat die Schwindsucht. Was ist der Kauf- und Handwerksmann ohne Credit? Was aber in der Kaufmannssprache „Credit" heißet, das heißet zu deutsch: Vertrauen. Ohne Vertrauen überließe man keinem Doctor seinen Leib, keinem Bartscheerer seinen Hals, keinem Lehrmeister seine Kinder, keinem Rechtsanwalt seine Rechtshändel, keinem Bürgermeister das Gemeindewesen, keinem General die Kriegsführung, keinem Minister das Staatsregiment. Ohne Vertrauen creditirte kein Tagelöhner seine Löhnung auch nur bis auf den Abend, und wenn nun der Arbeitgeber das Tagelohn nicht vor gethaner Arbeit schon am Morgen würde auszahlen wollen: müßten nicht Werkstätten und Fabriken durch solch allgemeines Mißtrauen tödtlich getroffen werden? Solchem Greuel, wo alles durch Mißtrauen und Mißcredit des einen bei dem andern gänzlich zerfetzt und zerfressen ist, vorzubeugen, ruft das Sprüchwort: Trau! Credit ist das Band zwischen Menschen und Menschen; noch mehr, Credit ist die Kette zwischen Himmel und Erde. Darum fordert ja auch von uns Erdenwürmern der Herr vom Himmel vor allen Dingen Credit, oder, wie es zu deutsch heißet: Glaube. Hat er, ich frage so nebenher, hat er und sein Wort bei Dir Credit, und bist Du bei ihm gut accreditirt?

Wenn Du nun, mein vertrauensvoller Leser, gesinnet bist, wie ich bin, so pflanzen wir beide in unsern Hausgärten das Kräutlein Trau recht fleißig an und hegen und pflegen es. Dem bösen Feinde aber, der uns den Unkrautssamen des Mißtrauens, des Mißcredits und des Mißglaubens, welcher das edle Kräutlein überwuchern soll, dazwischen säen will: dem wollen wir beide als gute Gärtner zeigen, was eine Harke ist. Ja, das wollen wir, damit vorläufig wir beide gute Freunde bleiben. Denn siehe, das Trau, trau! ist ganz besonders auch die Grundlage unserer und aller Freundschaft überhaupt. Man kann noch mehr sagen und dreist behaupten, das „Trau, schau, wem" sei ein Ruf und eine Aufforderung

zur Freundschaft. Das „Trau!" gründet sie; das „Schau wem" erprobet sie. Und von dieser Seite fassen wir denn zu diesem Male den ersten Laut, das „Trau!" Wir verstehen es als ein Lob und

Vivat auf die Freundschaft.

1. Besser: in der Tasche, kein Geld,
Als ohne Freund in der Welt.

2. Ein Freund liebt treuer,
Denn ein Bruder.

3. Freunde in der Noth,
Freunde in dem Tod,
Freunde hinterm Rücken:
Das sind drei starke Brücken.

4. Bewährter Freund, versuchtes Schwert,
Sind in Nöthen Goldes werth.

6. Alt Freund, alt Wein, alt Geld
Führen den Preis in der Welt.

5. Guter Freund:
Guter Fund.

8. Besser ein sauersehender Freund
Als ein süßlächelnder Feind.

7. Guter Nachbar an der Wand,
Besser als ein Bruder über Land.

9. Freundesschläge:
Liebesschläge.

10. Freundschaft für den Reichen eine Gnade,
Freundschaft für den Armen eine Rente,
Freundschaft für den Vertriebenen ein Vaterland,
Freundschaft für den Kranken Hoffmannsche Tropfen.

Freundschaft ist, wie aus vorstehenden Zeugnissen unschwer zu merken, etwas gar Kostbares. Es verlohnt sich der Mühe um einen treuen Freund, der mit uns lacht und mit uns weint; der uns beständig bleib getreu, wie falsch die arge Welt auch sei. Du sprichst: Wer doch einen solchen hätte! Sag lieber: Wenn ich doch ein solcher wäre! Denn ohne selbst solcher zu sein, wirst Du nimmermehr solche haben. Das Symbol der Freundschaft sind, wie Du weißt, zwei in einander verschlungene Hände, d. h. es gilt bei der Freundschaft Herz um Herz. Liebe erwirbt Liebe; Vertrauen erweckt Vertrauen. Darum vor allem: Trau! Denn die Freundschaft ist ein zartes Vögelein. Wo der kalte, schneidende Wind des Mißtrauens pfeift, da bauet es sich nicht an. Und ist dabei auch ein schüchternes Vögelein. Wo der Hauch des Mißtrauens es verscheucht, da gewöhnt sich's weg und so leicht nicht wieder hin. Wo aber Vertrauen waltet, da fliegt Freundschaft hinüber und Freundschaft herüber und trägt in ihrem Schnäblein den Oelzweig und unter ihren Flü-

geln Blumen und Balsam, Heil und Hülfe, je nachdem es Noth thut.

Freundschaftsstücke,

wie sie die Gebrüder Kastor und Pollux einer dem andern und jener Orestes seinem Pylades und jener David seinem Jonathan und neuerdings einige französische Adelsfamilien dem Exkaiser Napoleon, welchem sie auf das trostlose Helena gefolgt sind, bewiesen haben, sollen in allen Ehren bleiben. Ich erzähle aber am liebsten und darum zuerst aus der vaterländischen Geschichte.

1.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, ein allverehrter Vater seines Volks, empfing in der denkwürdigen Schlacht bei Fehrbellin am 18. Juni 1675 den größten Freundschaftsbeweis, welcher überhaupt denkbar ist. Der Churfürst ritt in jener Schlacht ein weißes Pferd, und da die Farbe des Pferdes vor andern in die Augen fiel, so konnten die Schweden ihr Geschütz vorzüglich nach dem Orte hin richten, wo sich der Churfürst befand. Dies merkte der edle Stallmeister Emanuel Froben und sein Entschluß war augenblicklich gefaßt. Er beschloß, für seinen Fürsten das Leben zu wagen. Unter dem Vorwande, daß das Pferd des Churfürsten schattenscheu sei, that er ihm den Vorschlag, mit dem Pferde zu tauschen. Der Churfürst, der jetzt auf nichts als den Sieg über die Feinde dachte, war sogleich bereit, den Vorschlag seines Stallmeisters anzunehmen. Kaum hatte aber dieser das Pferd bestiegen, als er auch von mehrern feindlichen Kugeln getroffen herabsank.

Und solcher Leute, wie der Emanuel Froben einer war, hatte der große Kurfürst ganze Haufen. Als er 1678 am Rhein sein Thun hatte und mit Holland wider Frankreich zu Felde lag: brachen die Schweden in sein Kurfürstenthum ein und wütheten wie die wilden Säue. Da schaarten sich die märkischen Bauern, die ihren Kurfürsten wie einen Vater liebten, aus freien Stücken zusammen, um mit ihren Dreschflegeln, Heugabeln, Harken und Knüppeln dem Schweden das Handwerk zu legen. Ihre Fahnen trugen die schöne Inschrift:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut!“

Nun ist's wohl wahr, daß diese Bauernfähnlein gegen die schwedischen Wütheriche, welche in ganzen, großen Rudeln angezogen kamen, nichts ausrichten konnten; aber der große Kurfürst hat doch an diesem seinem edeln Landsturm, der sich für ihn, wenns sein müßte, hat todtschlagen lassen wollen, die herzlichste Freude gehabt.

2.

Freundes Schläge, Liebesschläge. Das hat König Friedrich Wilhelm I. gebührend anzuerkennen und zu rühmen gewußt. Einst hatte ihm geträumt, es gäbe ihm jemand einen Becher voll Blut zu trinken. Der Traum war ihm bedenklich, und er ließ einen Prediger holen, daß er ihm den Traum auslegte. Dieser sagte: „Ich vermuthe, Ew. Majestät werden Krieg bekommen und siegen.“ — „Nicht wahr,“ sagte der König; „Er ist ein Schmeichler, gehe Er! Holt mir aber,“ befahl er weiter, „den Schubert von der Friedrichskirche!“ Schubert kam, und um seine Meinung befragt, antwortete er: „Ich bin kein Traumausleger, aber wenn ich mein Urtheil sagen darf, so meine ich, das Blut bedeutet einmal die Ungerechtigkeiten, die theils mit, theils ohne Wissen Eurer Majestät vorgehen, z. B. bei Werbung großer Leute, wo so viele ihren weinenden Eltern und Familien entrissen werden. Aber es bedeutet auch, daß Eure Majestät, dieses erkennend, das Blut Christi zur Vergebung Ihrer Sünden gebrauchen sollen.“ — „Ich habe es gedacht,“ sagte der König zum Prediger. Und nachdem dieser sich wieder entfernt hatte, sprach er zu den andern: „Hab' ich's nicht gleich gesagt, daß Schubert kein Schmeichler ist?“

Wir wünschen allen Kaisern und Königen solche aufrichtige Freunde, die es mit ihnen wahrhaft gut meinen, und allen Christengemeinden solche Geistliche, welche nicht predigen, wonach den Leuten die Ohren jücken, sondern auch solche Wahrheiten, welche wohl unbehaglich und mißliebig, aber doch göttlich sind, aus purer Freundschaft für die pflegebefohlenen Seelen ohne Scheu zu verkündigen wagen.

3.

Der alte General **Ziethen** war einst an der Tafel **Friedrichs** II. eingeschlafen. Als man den König darauf aufmerksam machte, sagte er: „Laßt uns sachte reden, damit wir ihn nicht stören; er hat oft und lange genug für uns gewacht."

Das war von dem alten Fritz ein Freundschaftsstück gegen Freund Ziethen. Im Uebrigen ist manchmal nicht das „Schlafenlassen," sondern das Aufrütteln die rechte Freundschaft.

4.

Auf der Insel St. **Domingo** war in dem Augenblicke, als im Jahre 1770 ein Erdbeben große Verheerungen anrichtete, eine Sclavin mit dem Kinde ihres Herrn im Hause. Alles floh aus den Häusern, während rechts und links dieselben einstürzten und viele Leute erschlugen. Wäre sie auch geflohen, so hätte der ihr anvertraute Säugling in Lebensgefahr kommen müssen. Da beschloß sie sich selbst zu opfern; barg den Säugling unter ihrem eigenen Körper, um dadurch alle herabfallenden Trümmer des Hauses von demselben fern zu halten. Mit unglaublichem Muthe führte sie diesen Beschluß aus. So wurde das Kind erhalten; sie aber starb wenige Tage darauf an den Folgen der erhaltenen Verletzungen. — Und diese Sclavin war eine Heidin!

Solche Kindermädchen sind heutiges Tags ein rarer Artikel geworden. Wer das zweite Exemplar von jener ersten Auflage besitzt, der halte solche treue Freundin warm!

5.

Als im Jahre 1795 der Director **Barthelemy** in Frankreich gewaltsam seiner Stelle entsetzt und nach Cayenne verwiesen wurde: trat sein Bedienter **le Tellier** in dem Augenblicke, als das Schiff absegeln wollte, zu dem Commandanten des Schiffs mit der Bitte, seinen Herrn begleiten zu dürfen. Mit Härte wurde er zurückgewiesen; er zeigte aber einen höhern Befehl vor, nach welchem ihm seine Bitte gewährt werden mußte. „Mensch," rief ihm kalt der Commandant zu, „Du willst das Schicksal eines Mannes theilen, der auf immer verloren ist und nie mehr zurückkehrt?" — „Mein Entschluß ist gefaßt," erwiederte der Bediente, „ich schätze mich glücklich, das Un-

glück meines guten Herrn theilen zu dürfen.“ — „Wohlan,“ herrschte jener, „so gehe mit ihm ins Verderben! Soldaten, bewacht diesen Menschen mit derselben Strenge, wie jene Bösewichter!“

Le Tellier aber fiel nieder zu den Füßen seines tief erschütterten Herrn, der sich in diesem schrecklichen Augenblicke überglücklich fühlte, einen solchen Freund an sein Herz drücken zu können. Beide wurden nun nach Cayenne gebracht. Die Anwesenheit des treuen Bedienten erleichterte dem Barthelemy seine traurige Verbannung in hohem Maße. Leider konnte er, als er später nach England entfloh, seinen treuen le Tellier nicht mitnehmen. Derselbe kehrte allein nach Frankreich zurück, starb jedoch auf der Ueberfahrt nach Europa. — Wer wird als Freund sich Dir zugesellen, wenn Dich der Feind zu Haus und Hof oder der Tod zu Welt und Leben hinaustreibt?

6.

Des seligen Pastor Flattichs jüngstes Töchterlein verkehrte viel mit der Tochter einer armen, aber sehr braven Wittfrau. „Kinder,“ hatte die einst gesagt, „in dem Grasgarten da drüben dürft ihr nicht mehr herumspringen; es ist verboten.“ Wer dies Gebot aber bald vergessen hatte, das waren unsere beiden kleinen Springinsfeld. Dafür gab die Wittfrau beiden zu gleichen Theilen ein Paar Ohrfeigen. Tief gekränkt und die Augen voller Thränen läuft Pfarrers Töchterlein nach Hause, um ihr Leid zu klagen. „Was ist,“ fragt erschrocken der Vater, als das Mägdlein, in Thränen gebadet, daherkommt. Und sie erzählt nun unter vielem Schluchzen ihr Herzeleid. „Ist's das?“ spricht der Vater. „Nun so nimm dies Viergroschenbrot und bring' es der Wittfrau und bedanke dich bei ihr, daß sie es so gemacht. Und sage ihr, ich ließe mich auch bedanken für das Freundschaftsstück, daß sie mir in meiner Abwesenheit meine Kinder ziehen helfe.“ — Hättest auch Du, wenn Deinem Pflänzlein solcher Casus passirt wäre, mit einem Viergroschenbrote gedankt? Oder hättest Du's verübelt und auf die Ohrfeigen wohl gar noch etwas herausshaben wollen?

7.

Den Lohn ihrer Freundschaft gegen den Landesvater Landeskinder von Treuenbriezen und Frei-

berg, der „getreuen,“ gleich vorn im Titel. Magdeburg hätte auch wohl verdient, Treuburg zu heißen. Denn während es Anno 1540 durch alle deutschen Lande hell erklungen ist:

„Gottes Wort und Luthers Lehr',
Die vergißt man nimmermehr“ —

hat man zu Magdeburg noch recht ausdrücklich gesungen:

„O wie selig ist der Mann,
Welcher Gott vertrauen kann,
Und willigt nicht ins Interim*);
Denn es hält ein Schalk hinter ihm“ —

hat Anno 1631 des Definitivi, welches aus dem unverfänglich scheinenden Interim blutig entwickelt werden sollte, sich bis zum ehrenvollen Tode mannhaft erwehrt und ein gutes Bekenntniß abgelegt vor vielen Zeugen, ein Bekenntniß treuer Freundschaft gegen den Vater aller Landesväter. Wollen dafür den alten evangelischen Treuburgern einen frischen Eichenkranz hier aufs Grab legen und es den heutigen Magdeburgern überlassen, als richtige Descendenten ihrer großen Vorfahren sich auszuweisen und den ihnen schuldig gebliebenen Ehrentitel nachträglich für sich selbst anzusprechen und einzukassiren.

8

Jemand und Niemand.

Ein Filz ward arm. Der Niemand stahl
Ihm alles Geld aus seinen Kassen;
Er hätte lieber zwanzig Mal
Sich von dem Diebe wippen lassen.
Zum Glück behielt er keine Wahl.

Sein Freund, dies wird ein Mährchen scheinen,
Allein er hatte wirklich einen,
Verließ ihn nicht in seiner Qual.
Er gab ihm Obdach, Tisch und Kleider,
Wie sie der Geizhals nie sich gab.
Wo lebt noch solch ein Freund? Ach leider!

---

*) Interim — eine mehr als halbkatholische Glaubensformel, weshalb sie auch die Lutherischen Interitum, d. i. Untergang, nämlich des Protestantismus, genannt haben.

Schon lange starb die Gattung ab.
Noch mehr. Bald lud er edle Gäste,
Bewährte Weise, zu sich ein;
Bald sucht er ihn durch kleine Feste,
Musik und Schauspiel zu zerstreu'n;
Kurz, alle Mittel anzuwenden,
Um ihn aus der Verzweiflung Händen,
Was es auch koste, zu befrei'n.

Die Kur war schwer, allein vollkommen.
Die Ruhe, die Zufriedenheit,
Und (was die Habsucht ihm genommen)
Die Weisheit und die Seligkeit,
Die sie begleitet, kehrten wieder
In sein veredelt Herz zurück.

„Freund," sprach er einst mit nassem Blick
Zu seinem Arzte, „groß und bieder
War Dein Betragen gegen mich.
Allein um Dich nicht aufzuzehren,
Will ich von meinem Fleiß mich nähren,
Und morgen schon verlaß ich Dich." —

„O," rief der Freund," sei ohne Sorgen!
Du hast von Deinem Zins gezehrt." —

„Wie so!" — „Dein Mammon ist geborgen;
Dein Dieb war ich! Ganz unversehrt
Sollst Du ihn heut' zurück erhalten.
Ich habe nun den wahren Werth
Von Deinem Gute Dich gelehrt;
Jetzt kannst Du selber es verwalten." —

Ein solcher Freund — welch hohes Glück!
Und solcher Diebstahl: Freundschaftsstück!

Trau; schau, wem.

B. Schau, wem.

Jedes Ding in der Welt hat sein Aber. Auch die Freundschaft. Das „Trau," welches dazu einladet, hat sein Aber an dem „Schau." Darum stehen sie beide auch im Sprüchwort so nachbarlich beisammen: „Trau, schau!"

Rufst Du mir: Trau! Nimm mich!
Ruf ich Dir: Schau! Darf ich?

Solche Rede darf dem Sprüchworte keiner als Doppelzüngigkeit auslegen. Noch viel weniger soll das „Schau" zum Todtschläger werden an dem „Trau" und den Funken des Mißtrauens, wodurch alle Freundschaftskeime versengt werden, einem in die Seele werfen. Sondern nur zur Vorsicht beim Freundschaftsabschlusse will es gemahnen. Traumann soll zu gleicher Zeit Schaumann sein und den Freund nicht unbesehens, wie im Sacke, sich erkaufen. Und so reimt sich denn das Trau und Schau ganz vortrefflich. Es gestaltet sich nämlich sonach das „Schau" allerdings als eine Einladung zur Freundschaft, aber zur

Freundschaft mit Bedacht.

Vorauf hören wir alle die Stimmen, welche zur Freundewahl Bedacht und Vorsicht anrathen. Wir bezeichnen sie als

I. Variationen über das Thema: Schau, wem.

1. Sieh Dich wohl für,
Schaum ist kein Bier.

2. Keinem trauen ist nicht klug,
Einem trauen ist genug.

3. Treue ist ein seltner Gast,
Halt ihn fest, wo Du ihn hast.

4. Wer leicht traut,
Wird leicht betrogen.

5. Trau dem April
Ja nicht zu viel.

6. Sei witzig (vorsichtig),
Die Welt ist spitzig.

7. Aus Trauen
Wird oft Trauern.

8. Freundschaft ist wie Pferdekauf,
Käufer, thu die Augen auf.

9. Siehe für Dich,
Treue ist mißlich.

10. Altes Räthsel.
Glaube nicht höreſt;
Liebe alles, sieheſt;
Hoffe was wünscheſt;
Sage Du weißeſt.

11. Alte Auflösung dazu.
Iß, was gahr ist;
Trink, was klar ist;
Glaub, was wahr ist.

Alle diese Stimmen sind nichts als Variationen über das kurze Thema: Schau! Denn die Masse der schlechten Gesellen, welche ihre Freundschaft feil bieten, ist übergroß. Du kannst darauf rechnen, daß von dreien, welche

„Ihr Diener" zu Dir sagen, gewißlich zwei still halten würden, wenn Du mit „Lieber Freund" sie titulirtest. Wie aber von der einen Seite der Freundestitel blitzschnell zum Munde ausfährt, so erfolgt von der andern Seite auch blitzschnell der Händedruck der Freundschaft. Die Schalkheit der Menschen und Täuscherei ist unaussprechlich. Den Fuchsschwanz und das Wolfsherz zu verdecken und verstecken, gilt für gute Lebensart, feine Manier, galanten Weltton und Meisterstück. Heuchler und Schmeichler tragen Ehrenpreis.

Armer betrogener Mann, der du an solche heimtückische, treulose Wichte Vertrauen und Freundschaft verschwendet und verschleudert hast! Was du in der Kammer arglos ihnen vertrauet, das predigen sie von den Dächern; oder mußt es um hohen Preis erkaufen, wenn sie sollen reinen Mund halten. An dem Faden des Vertrauens, welchen du selbst ihnen in die Hand gegeben, lassen sie dich schnurren, wie böse Buben den Maikäfer, und spielen mit dir Fangball und kannst nicht los. Und so du nach der Enttäuschung gewaltsam dich von ihnen losrissest, so folgt dir schändlich Belügen, Verrathen, Afterreden und böser Leumund.

Armer geschlagener Kamerad, du dauerst mich ob solchen Mißgriffs, den du gethan, und ob des Mißgeschicks, das dich nun trifft. O daß du, ehe du mit diesem und dem Kameradschaft geschlossen, dich zuvor umgehört und umgeschaut und bedacht hättest das „Trau, schau, wem!" wie Papst Pius VII.

Ausgeschlagene Kameradschaft.

Als Papst Pius VII. im Jahre 1804 zu Paris anwesend war, lag dem Kaiser Napoleon alles daran, den Papst für sich und seine Zwecke zu gewinnen. Kein Mittel blieb unversucht. Zuletzt hatte der Kaiser zu einer geheimen Conferenz den Papst eingeladen; da wollte er endlich nach vielen Umwegen offen mit dem herausrücken, was er eigentlich dachte und bezweckte. Unruhig erwartete der Kaiser den Papst. Ein Kammerdiener beobachtete ihn aus einem Alkoven. Endlich trat ernst, ruhig, feierlich der Papst herein. Ehrerbietig bot ihm der Kaiser einen prachtvollen Sessel an, welchen dieser auch, als ihm gebührend, mit allen Würden einnahm.

Jetzt trug der eben zum Kaiser gekrönte mächtige Mann in vertraulicher, süßer, einschmeichelnder Rede dem heiligen Vater seine Wünsche vor, bittend, rathend, den Sitz von Rom nach Paris zu verlegen, wo er dann in einem der kaiserlichen Schlösser seinen heiligen Stuhl errichten möchte. Mit ihm gemeinschaftlich wollte er dann von der Weltstadt Paris aus die heilige, allgemeine apostolische, römisch-katholische Kirche des ganzen Erdkreises regieren, ihm seine Einkünfte verdoppeln, eine päpstliche, glänzende Leibwache ihm geben, und alle Herrschaft, Macht und Herrlichkeit mit ihm als Confrater theilen.

Papst Pius VII. hörte diese schwunghafte Rede mit all ihren Verheißungen ruhig an und antwortete am Schlusse derselben nur mit dem einzigen, zwei Mal wiederholten Worte: „Comödiante! Comödiante!"

„Was!" rief jähzornig aufspringend der wüthige Kaiser, „was, ich ein Comödiant! Pfaffe, nun ist es aus mit uns!" Heftig schnaubend auf- und abgehend, ergriff er das auf dem Tisch stehende Kunstwerk in Mosaik, die Peterskirche zu Rom vorstellend, trat mit Stolz vor den sitzengebliebenen Papst hin und warf es in Stücke zur Erde mit den donnernden Worten: „Siehst Du, also werde ich nun Dich, Deinen Stuhl, Deine Kirche und Dein Reich zerschmettern; der Tag des Zorns ist über Dich angebrochen!"

Da sprach der heilige Vater in derselben feierlichen Haltung, wie das erste Mal, klar und fest, wiederum nur ein Wort. „Tragödiante!" sprach er, „Tragödiante!" stand auf und verließ ruhig das Zimmer.

Und er, der alte Mann, sah auch Napoleons glänzendes Gestirn erbleichen und auf einer einsamen Insel des Weltmeers in Nacht und Grauen untergehen. Erst zwei Jahre nach ihm ist der wieder zu hohen Ehren gekommene Papst Pius VII. hochbetagt im Vatikan zu Rom gestorben. Wer kann sagen, wo sein Grab gewesen sein würde, wenn er die so verführerisch ihm angebotene Kameradschaft, Bruderschaft, Freundschaft nicht ausgeschlagen hätte!

Ja, man kann bei dem „Schau wem„ noch gutherziger bleiben als der weiland Papst und durch angewandten Bedacht einen Spitzbuben von Freund in ehrlich Geblüt verwandeln, wie man sieht an jenem

Smökbrooder.

Vor noch nicht grauen Jahren lebten in einer Landstadt zwei Männer als gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen. Alle Abende, die Gott der Herr werden ließ, kamen sie am Markte im Hause des Zinngießers regelmäßig zusammen. Zwei thönerne Pfeifen lagen schon neben dem Tabackskasten parat, wenn der ankommende Freund eintrat. Und rauchten dann beide unter traulichen Gesprächen gemüthlich ihr Abendpfeifchen. Wenn einmal etwas dazwischen kam und sie von einander bleiben mußten, fehlte ihnen beiden etwas.

Eines Abends, da der Herr Nachbar schon Anstalt gemacht zum Weggehen und mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt noch dastand, bemerkt der Zinngießer, daß des Freundes Finger wie spielend sich mit den Fensterhaken zu thun machen und den untersten öffnen. So auffallend ihm dies Manöver vorkommt, thut er doch, als höre und sehe er nicht, und dreht sich unter einem schicklichen Vorwande geradezu um. Da gehts knick, pick; aber der Zinngießer hört nichts und giebt dem Freund Hand und Geleit zur Thür hinaus. Zurückgekehrt untersucht er das Ding, und siehe da, beide Fensterhaken sind gelöset. „Hm," denkt er, „was soll das bedeuten? Willst's abwarten."

Drauf legt er nach gewohnter Weise die beiden Pfeifen wieder an ihren Platz auf den Tisch, das Licht aber stellt er darunter und deckt es mit einem großen grauen Topfe zu. Er selbst nimmt im Lehnstuhl an der Seite Platz, wartend der Dinge, die da kommen könnten.

Nach einer Stunde hört er draußen an dem Wirbel der Fensterladen drehen, diese zurückschlagen und dann das Fenster öffnen, worauf jemand leise in das Zimmer hereingestiegen kommt. Der Zinngießer besitzt Mäßigung genug, den Herrn Jemand erst ganz vollständig hereinkommen zu lassen. Dann aber nimmt er mit einem Ruck den Topf vom Lichte, macht das Fenster zu, schaut dem Ankömmling ins Gesicht und fragt: „Na, Xaver, schölln wir noch en Piip Tabak rooken?"

Starr, wie eine Bildsäule, stand der Nachbar da, keines Wortes mächtig und keines Aufblicks. Da faßt ihn der gutherzige Zinngießer bei der Hand und sagte: „Vertru mi, Xaver, und seg mi de reine Wahrheit! Warum kumst Du so to mi?" — Da gingen dem andern Herz

und Augen und Stimme auf und schluchzend antwortete er: „Ik wull die, gude Minsch, besteelen."

Nun nöthigte ihn der Zinngießer zum Niedersitzen; erkundigte sich nach den Umständen des Nachbars und streckte ihm zur Stelle ein Kapital, um welches der nächtliche Besucher in drückender Verlegenheit war, zinslos vor. Das Beste aber war dies, daß die beiden nach wie vor in Zinngießers Hause am Markte abendlich zusammensaßen, und der edelmüthige Mann auch nicht ein Wort von diesem nächtlichen Besuch verlautbart hat. Als er längst gestorben, hat der zweite es seinem entschlafenen Freunde schuldig zu sein geglaubt, den Vorfall zu erzählen.

Darf man denn aber, rufst Du vielleicht, mein unwilliger Leser, darf man niemand *unbesehens* trauen? Ist denn nirgends mehr Treu und Glauben zu finden, sondern ganz ausgestorben in der Welt? — O nein, nein! Aber *schau*, *schau*! Wahre Freunde sind nicht Allerweltskauf. Man lieset sie auch nicht haufenweise zusammen, wie Kieselsteine am Bach. Eine Diogeneslaterne und ein Argusauge soll dem nicht fehlen, wer *Freunde* sucht. Will jemand zu dieser Vorsicht und Bedachtsamkeit, welche beim Freundschaftsschluß hoch von nöthen sind, in musikalischen Tönen ermahnt und getrieben sein, der höre nur (und es wird dann keines „Vorgesehen!" mehr bedürfen) das schwermüthige

II. Adagio zu dem Thema: Schau', wem.

1. Freunde mit dem Mund:
Einer auf ein Pfund;
Freunde in der Noth:
Tausend auf ein Loth.

2. Freunde in der Noth
Gehn zehne auf ein Loth;
Und sollen sie behülflich sein,
Gehn zehne auf ein Quentelein.

3. Falsche Lieb, falsch Freund, falsch Geld,
Findet man jetzt in aller Welt.

4. Glaube, Liebe, Treu
Schlafen alle drei.

5. Vor Augen gut, falsch hinterrück,
Das nennen sie ein Meisterstück.

6. Mancher küßt Dich auf den Backen,
Schlägt dabei Dich in den Nacken.

7. Freundschaft ohne Treu,
Beichte ohne Reu',
Geben nur zum Schein:
Gar faule Werke sein.

Die böse Brut *falscher Freunde* hat von Adams Zeiten her bis in unsere Tage hinein fortgewuchert. In

dem niedrigen Gebirgsthale wie auf den höchsten Gebirgsfirnen der Menschheit gedeiht ohn' alle Pflege die Drachensaat der Falschheit und Hinterlist. In jedwedes Volkes Geschichte ist mehr als ein Blatt blutbefleckt, befleckt von Freundesblut, vergossen von Freundeshand. Wo anfangen, wo aufhören? Stehen wir also lieber davon ganz ab. Auch die vaterländische Geschichte trägt derartige Blutspuren. Doch wer erzählt und wer hört gern seine eigene Schand? Lassen wir daher auch die heimischen Schauergeschichten ruhen unter Thränenweiden und Trauereschen im ruhelosen Grabe und ergehen uns dafür auf den blumenreichen Auen der duftigen Fabelwelt. Jedem bleibt dabei unverwehrt, Anwendung und Deutung zu versuchen. Also:

Patient und Doktor.

Ein Sperling war von Krämpfen
Und von der Gicht geplagt. Er trat
In einen Bach, um durch ein Bad
Der Schmerzen stete Wuth zu dämpfen.
Hier sprach ein kleines Ungethüm,
Blutigel heißt man es, zu ihm:
„Was fehlt Dir, Freund, Du scheinst zu leiden?“—
„Ja wohl!“ erseufzt er und beschrieb
Ihm seinen Fall. — „Die Jugendfreuden
Sind schuld daran. Doch mir ist lieb,
Daß Dich das Glück hierher geführet.
Ich bin der Arzt, der Dich kuriret,“
Versetzt der Vampyr. „Meine Kunst,
Erwarb mir längst des Menschen Gunst.
Mit einem kleinen Aderlasse
Heb' ich Dein Uebel aus dem Grund.“ —

Der arme Spatz war in der Presse,
Und des Galen's beredter Mund
Sprach in so prächtigen Figuren
Von seinen vielen Wunderkuren,
Daß er sich schon von Krampf und Gicht
Geheilet glaubt. Voll Zuversicht
Bot er den Fittig dem Chirurgen,
Der ihm so lang zur Ader ließ,
Bis er die Seele von sich blies.
Man traue keinem Thaumaturgen!

Nutzanwendung.

Fide, sed ante vide; qui fidit, nec bene vidit,
Fallitur: ergo vide; nec capiare fide.

Zu deutsch:

Bei jedem Freunde halte still,
Der Dich nur, nicht das Deine will.

Trau; schau, wem.

C. Wem.

In einem alten Historienbuche, worin sich lauter wahre Geschichten finden, steht auch von einem gewissen

Herrn Reinecke de Voß,

Schloßherrn zu Malepartus, weitläufig zu lesen. War das aber ein Kunde!! Der hat einmal seine leibhaftigen Vettern, die ehrsamen Bürgersleute Hinze und Brune, welche in ihrer Arglosigkeit sich solches tückischen Bubenstreichs zu dem Herrn Vetter nicht versahen, schändlich angeführt und in Schimpf und Schaden gesetzt. Man muß weinen, wenn man's lieset, und das alte Historienbuch ist also nicht schlecht.

Abermals ist ein alter Grenadier gewesen, welchen, seiner eigenen Aussage zum Trotz, zwei saubere Kameraden ganz officiell todt sagten und absolut todt haben wollten. Man höre die Schauergeschichte von sothanem

Grenadier.

Ein alter, braver Grenadier,
Der gleich gut focht und log, fiel einst im Handgemenge.
Zween Freunde trugen ihn zerfleischt aus dem Gedränge.
„Sagt, Kinder, ist er todt?" frug sie sein Officier. —
„Ja wohl!" versetzt das Paar mit schweren Athemzügen. —
„Ei was, ich lebe noch!" brummt hier der arme Wicht. —
„Ach!" rief der eine Freund, „Herr Hauptmann, glaubt ihm nicht;
Er that sein Tage nichts als lügen."

Und drittens hat's einmal eine

gegeben, die hätte ihre alte Schwiegermutter lieber zehn Mal todt als ein Mal wieder lebendig gesehen. Und mochte ihr das Auge nicht gönnen und machte „Kehrt!" so oft das gutherzige alte Mütterchen ins Zimmer trat. Floß nun aber das muntere Gespräch der Uebrigen recht kreuz und quer durch- und ineinander, so fragte die alte schwerhörige Matrone wohl öfter: „Wie war das, Caroline?" Dann gab's aber eine Antwort so kurz, scharf und spitz, daß der Alten um ihre Nase hätte angst und bange werden sollen. Und so ging's Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein, bis Freund Hain, der Knochenmann mit der Sense, sich bei der alten Achtundsiebenzigjährigen anmeldete. Manch ehrliche Freundin ward durch diese Todesnähe an das Sterbebette gezogen, und wer darunter nicht fehlte, das war die Frau Majorin und weinte dazu; inzwischen sprach sie aber auch wieder von der Erbschaft, die nun bald anzutreten sein und von den Händeln, die das geben würde. Da hob sich die Brust der Sterbenden wie zum letzten Hammerschlage auf der Lebensuhr; noch ein Seufzer, dann wird's todtenstill und halbgeöffneten Auges liegt sie da. Mit abgewandten, thränenden Angesichtern und gefalteten Händen dastehend, sendet der kleine Trauerkreis ein stilles Vaterunser als frommes Geleit der selig Hinüberfahrenden nach. Nur die Frau Majorin hat etwas anderes zu schaffen. Als wolle sie in Freundschaft gegen die Scheidende es allen zuvorthun, stürzt sie hastig herzu auf die Leiche und drückt, wie zum letzten Freundschaftsdienste, ihr beide Augen zu. „Nö, nö, nö," spricht da sich noch einmal ermannend die vermeinte Leiche, als wollte sie sagen: „Noch nicht!" schlägt noch einmal beide Augen auf und zieht eine bittere Miene. Und noch eine volle Stunde glimmet das aufgeflackerte Lebenslicht kümmerlich fort. Nun aber ist sie todt. Gott hab' sie selig.

Wenn nach diesen drei Posthornstößen der verwunderungsvolle Leser noch nichts merkt und noch nicht weiß, wo es damit hinauswolle: so wird er's doch nicht machen, wie die Nähmamsells? Wenn's denen vorn im Buche zu kraus und bunt wird und sich für den oder für die schlimm anläßt: flugs klappen sie das Buch um und sehen nach dem Ende, ob's da gut ablaufe und ob sie sich noch kriegen. Mein „hiezu viel zu verständiger Leser" soll aber

auch das Umklappen gar nicht nöthig haben und gleich etwas merken, sobald ich nur noch ein viertes Mal ins Horn stoße. Auch mag er wohl statt von dem Herrn Reinecke und den beiden soldatischen Freunden und der soldatischen Schwiegermutter, welche er allesammt nicht kennt, viel lieber von einer näher liegenden, greifbareren Persönlichkeit aus seiner Bekanntschaft ein Stückchen hören. Und wäre nun der verehrungswürdige Leser sogar jener hochstudirten oder hochpostirten Leute einer: so denke er, daß ich, der hier erzählt, mit der Mütze in der Hand ganz devot dastehe, indem ich mich erdreiste, ihm von seinen hochgestellten Collegen zwei vorzuführen, nämlich einen

Professor und Postillon.

Da oben also, dicht vor Halle, da, wo jetzt die große Provinzial-Irrenanstalt liegt, hausete vor ein sechzig Jahren der seiner Zeit vielgenannte Professor, Religionsspötter und Schankwirth Karl Friedrich Bahrdt. Der hatte dort oben auf dem Berge eine — was man so sagt — „Kneipe" angelegt, in welcher sich aus allerlei Völkerschaft der Studentenwelt „die Wilden" zusammenfanden und brüderlich mit einander sangen:

> Hier oben ist kein Polizei,
> Hier lebt man ohne Sorgen,
> Haidi, haida!

Der besagte Bahrdt war nun ein ziemlich gelehrter und überaus schlauer Mann und von Profession ursprünglich Professor. Mit der Professur hatte er aber vermeint, einen Freibrief für nicht mehr, denn alles zu haben. Bald ließ er ein Buch ausgehen, worin er Gottes Wort verächtlich und lächerlich machte, den Christenglauben anfeindete, Gottes Wunder, ewiges Leben und zukünftiges Gericht geradezu ableugnete. Dann aber kam auch einmal wieder ein Buch über die Rechtschaffenheit und Frömmigkeit. In solchen Sachen, wie sie ihm gerade in seinen Kram paßten, unterrichtete er auch die Studenten und hatte ein gutes Maulwerk und konnte alles süß oder sauer machen, wie er nur wollte, so daß es sich manchmal gar zu rührend anhörte. Darum kamen nicht blos Studenten, sondern auch alte Soldaten und andere Leute in seine Lehrstunden oder Collegien, wie sie das nennen. Wenn er's

nun recht rührend gemacht hatte, so daß die lustigen Bursche und die alten Knasterbärte anfingen zu weinen, wie die Kinder: so wollte er sich ausschütten vor Lachen. Gäbe ihm jemand, hat er einmal gesagt, 800 Thaler, so wollte er alle seine Bücher noch einmal schreiben, aber andersherum, und wollte von allem das Gegentheil sagen und doch auch wieder alles ebenso gelehrt und richtig beweisen.

Auf diese Art trieb er im Bücherschreiben, Lehren und auch in noch andern Dingen Teufeleien genug und mußte sich fleckerweise aus dem Staube machen. Einmal, als ihn die Gensdarmes scharf auf dem Korne hatten, nimmt er schleunigst Extrapost und — nun kommt die Postillonsgeschichte — verspricht dem Postillon fünf Louisd'or Trinkgeld, wenn er ihn noch zu rechter Zeit über die Grenze bringe. Der Postillon war ein Schuft, darum hatte der andere Gewalt über ihn. Also gut; der Kerl fährt, daß dem armen Vieh der Schweiß und Gischt nur so herunterläuft am Leibe. Der Passagier in der Wagenecke kommt mittlerweile aber glücklich über die Grenze. Wie mein Postillon jedoch seine Hand nun aufhält von wegen der fünf Louisd'or, da sagt der gelehrte Herr: Hallunke, wenn du nicht machst, daß du fortkommst: siehst du, so zeige ich dich deinem Herrn an, daß du das arme Vieh zu Schanden gefahren hast; denn die Pferde sind ja schon morgen kaput. — Daraus man die Lehre zieht:

Wenn Schelmen sich zum Raub vereinen,
So prellt der große Schelm den kleinen.
So war's, seitdem der Weltbau steht.

Nun hat es die Ironie des Schicksals oder (wer, wie ich, an das dumme Gerede von „Schicksal" nicht glaubt, der sagt statt dessen:) das göttliche Verhängniß so gewollt, daß man an derselben Stelle, wo einst von K. Fr. Bahrdt der Wahnsinn der Religionsspötterei schamlos getrieben und ausgeschenkt ist, jetzund eine Irrenanstalt hat gebauet werden müssen. Und warum auch nicht? Wo so ein Geist, wie Bahrdt, gelebt und gewirkt hat, da muß ja der Boden recht gedüngt sein, daß da ein Irrenhaus ganz gut wachsen kann.

Aus dieser Geschichte vom Professor und Postillon wird nun sattsam erhellen, daß man aufpassen muß, wenn man seine großen oder kleinen Studenten auf Schulen und Universitäten schickt; oder auch, wenn man sich einen Knecht miethet, den man über das Vieh setzt;

mit einem Worte: aufpassen muß, wenn man einem Menschen sein Vertrauen schenkt. Denn wer nicht aufpaßt, dem wird leicht ein Bart gemacht, eine Nase gedreht, ein Horn oder eine Brille aufgesetzt, eins über's Ohr gehauen, ein Beinchen gestellt.

Und nun merkt der geduldige Leser, wo es mit dieser Einleitung hinaus will.

Diese vier Geschichten haben es nun wohl auch dem blödesten Auge klipp und klar gemacht, warum es heiße: Trau'; schau, wem — und daß man dem Herrn Wem nicht trauen dürfe, bevor man ihm ins Angesicht geschauet. Dieses erste Gebot im Freundschafts-Katechismus ist aber nicht leicht. Herr Wem kann gut „Verstecken spielen." Und am Zuschnitt des Gesichts ist er auch nicht kenntlich. Denn das Gesicht ist bei den einen nichtssagend, bei den andern vielsagend und nicht bei allen wahrsagend. „Gesicht — falscher Wicht." Bessere Kunde von dem Herrn Wem würden die älteren Reisepässe geben, wenn sie noch existirten. Da stand unter dem Signalement jedes Passanten auch die Rubrik: Charakter. Ja, darauf kommt's an. Nur freilich müßte in dieser kostbaren Rubrik nicht etwa jemand nach seinem Stand und Gewerbe als Besenbinder oder Scheerenschleifer oder was sonst er ist, charakterisirt werden, sondern eben nach seinem wahren Charakter, seiner Gemüthsstellung und seinem Herzensgepräge. Wenn dann jedes Herz so offen und bloß läge, wie ein aufgeschlagenes Buch: so brauchte man nur hin zu schauen und hätte auf den ersten Blick den Herrn Wem weg. Bis dahin aber, wo diese Paßeinrichtung getroffen und jedem Nichtpassanten in der Herzgegend ein Guckfensterchen nach innen eingesetzt sein wird, müssen wir uns bei der brennenden Frage:

Wem zu trauen, und wem nicht,

nach andern Merkzeichen umsehen. Dergleichen Winke sollen die hiernächst aufgestellten Cartons uns geben. Wem daran das Ungereimte nicht scheint, der halte sich an die gereimten Fingerzeiger, trotzdem, daß diese letzteren von einem stockblinden Manne*) entlehnt sind. — Wem ist also zu trauen? Antwort:

---

*) Pfeffel, dem blinden Poeten.

1. Keinem Allerweltsfreunde.

a. Aller Leute Freund
Ist aller Leute Geck.

b. Jedermanns Freund
Jedermanns Narr.

c. Wer alle Welt zu Freund will han,
Der ist ein Narr bei jedermann.

Das Chamäleon.

„Die *schwarze Farbe* lebe hoch!"
So rief ein Rabe jüngst am Spiegel einer Quelle,
Als ein Chamäleon vorüberkroch,
Das, wie wir wissen, seinem Felle
Leicht jede Farbe gibt. Der Rabe krähte noch,
Da war das Thier schon *schwarz*. Ein Schwan im nahen Teiche
Gab seinem *weißen* Wamms den Preis,
Und das Chamäleon war *weiß*.
„*Grün* ist die schönste Tracht! so rief aus dem Gesträuche
Ein Zeisig, und das Thier war *grün*.
„Roth," schrie ein Cardinal vom Wipfel einer Eiche,
„Roth ist der Farben Königin."
Und das Chamäleon erschien im *Scharlach*kleide,
Als aus dem duftenden Gestäude
Der Meise Stimm' erscholl: „Wen reizt nicht der *Lazur*,
Der meinen Scheitel schmückt?" Im gleichen Augenblicke
Versetzt ein Goldfasan: „Wer prangt in der Natur,
Wie ich, im reinsten *Gülden*stücke?"
Flugs färbt sich das Chamäleon
Mit *blauen* und hierauf mit *safrangelben* Tinten.
Allein was war des Augendieners Lohn?
Zuerst verlachten blos die Klügern seine Finten,
Bald aber ward ihm selbst der dummste Gimpel feind.
Wer jedes Freund sein will, ist niemands Freund.

2. Keinem Schmarotzer.

a. Siedet der Topf,
So blühet die Freundschaft.

b. Bei jedem Freunde halte still,
Der Dich nur, nicht das Deine will.

c. Nimmer Nutz
Nimmer Lieb.

d. So lange der Esel trägt,
Wird er vom Müller gepflegt.

e. Fliegen und Freunde
Kommen im Sommer.

Der Freund in der Noth.

In einer Nacht verlor Aret
Sein Gut durch einen Brand,
Und Vetter, Freund und Tischpoet,
Ja selbst sein Hund verschwand.

Ein Kater nur blieb ihm getreu,
Der theilte seinen Schmerz
Und schwellte durch sein Angstgeschrei
Noch mehr des Dulders Herz.

„Wie!“ sprach Aret, „bist du allein
Mein Freund noch in der Noth?
Gott, warum bin ich arm! — doch nein!
Mir blieb ein Bissen Brot.

Komm, theile diesen Schatz mit mir,
Er ist von Thränen feucht.“ —
„Den roch ich eben,“ ruft das Thier;
Verschlingt ihn und entfleucht.

3. Keinem Trinkbruder.

a. Freundschaft, die der Wein gemacht,
Währt, wie der Wein, nur eine Nacht.

b. Beim Wein wird mancher Freund gemacht,
Beim Weinen auf die Prob' gebracht.

c. Freundschaft am Faß
Ist Glück und Glas.
Wie bald bricht das!

d. Saufbrüder
Laufbrüder.

Gläserne Brüderschaft.

Vereinigt durch den Trieb zu naschen,
Schloß jüngst ein Kater und ein Hund
Mit einem Eichhorn einen Bund,
Um einen Braten wegzuhaschen.
Es war ein zahmer Goldfasan,
Den eines Burgherrn Sohn verpflegte,
Der täglich ihren Neid erregte,
Und fett war wie ein Ortolan.

„Wie greifen wir das Wagstück an,“
Sprach Murner, „liebe Spießgesellen?
Ich denke, Mätzchen muß mit mir
Sich unten an das Fenster stellen,

Und du, Freund Hektor, jagst das Thier.
Dann wollen wir im Küchengarten
Mit uns'rer Beute dich erwarten."

Der Rath war schlau, man billigt ihn,
Und jeder stellt sich auf die Lauer.
Hektor geht dem Fasan zu Leibe.
Der flattert auf, ergreift die Flucht
Und sprenget eine Fensterscheibe,
Wodurch er seine Freiheit sucht.
Er fand den Tod. Die zween Corsaren,
Die unten auf dem Anstand waren,
Erhaschten ihn und säumten nicht,
Den fetten Braten aufzufressen.

Und Hektor? — Nun, der arme Wicht
Ward in der Eile ganz vergessen.

Wenn Schelmen sich zum Raub vereinen,
So prellt der große Schelm den kleinen.
So war's, seitdem der Weltbau steht.

4. Keinem Schleicher.

a. Hätt' jeder seinen Fuchsschwanz an,
Das Drittel Füchs müßt' schwanzlos gahn.

b. Wenn der Fuchs die Gänse lehrt:
Ihren Kragen er als Lehrgeld begehrt.

c. Traue keinem Judaskusse,
Fremdem Hund und Pferdefuße.

d. Hüte Dich vor den Katzen,
Die vorn lecken und hinten kratzen.

e. Lach' mich an, gieb mich hin,
Ist des falschen Freundes Sinn.

f. Hüte Dich vor dem Schleicher;
Der Rauscher thut Dir nichts.

Unterschiedliche Freundschaft.

Ein Eichhorn und ein Hund, die brüderlich
Auf einem Schloß gelebt, entrissen sich dem Eisen
Der Knechtschaft und begaben sich,
Wie dort Orest und Pylades, auf Reisen.

Einst überraschte sie die Nacht in einem Hain;
Gasthöfe giebt es nicht in der Dryaden Reiche.
Der Hund quartierte sich in einer hohlen Eiche,
Sein Freund auf einem Ast im obern Stockwerk ein.

Die Pilger schliefen schon; Selenens Silberschein
Erleuchtete den Wald. Da schlich aus seiner Höhle

Ein alter Fuchs herbei; er nahm das Eichhorn wahr.
„Ei sieh' doch! bist du hier?" so rief ihm der Corsar
Mit glatten Worten zu. „Mich freut von ganzer Seele,
Dich, liebes Kind, gesund zu sehn.
Vergieb mir, wenn ich dich in deiner Ruhe störe.
Allein ich konnte, traun! dem Drang nicht widerstehn,
Den Blutsfreund, welchen ich vor allen lieb' und ehre,
Ans Herz zu drücken. Mein Papa,
Der Staatsrath — ach, er fiel im Herbste mit den Blättern —
War deiner seligen Mama
Geliebter Bruder; folglich sind wir Vettern.
Bei seinem Tod befahl dich mir der wack're Mann
Als einen zweiten Sohn zu seinem Erben an;
Drum suche ich dich auf; und könnt' ich klettern,
Ich hätte dich bereits geküßt.
O komm herab!"

Das Eichhorn roch die List
Und sprach: „Ich würde gleich an deinen Busen eilen;
Allein ich will mein Glück mit einem Freunde theilen,
Der unten in dem Baum gelagert ist.
Ich bitte dich, ihn aufzuwecken." —

„Gut," denkt der Fuchs, „hier giebt es einen zweiten Schmaus."
Er klopfet an den Baum. Der Jagdhund springt heraus,
Zerreißt den Schelm und läßt sein Fleisch sich trefflich schmecken.

List gegen List fällt oft den schlausten Feind;
Doch mehr als sie nützt uns ein treuer Freund.

5. Keinem großen Hansen.

a. Auf Herrengunst nicht bau',
Noch gutem Wetter trau.
Herrengunst und Lerchensang
Klinget wohl und währt nicht lang.

b. Mit großen Herren
Ist nicht gut Kirscheneſſen.

c. Wer lange will zu Hofe reiten,
Muß den Mantel tragen auf beiden Seiten.

Löwenfreundschaft.

Den Fuchs und Esel nahm der Leu
Mit auf die Jagd. Nach kurzem Streite

Erlag ein Hirsch. „Du,“ sprach der Dey
Zum Langohr, „theile nun die Beute.“
Gar weislich machte der Gesell
Drei gleiche Theile. Flugs entbrannte
Des Leuen Grimm; er riß das Fell
Ihm von dem Nacken und ernannte
Den Fuchs zum Theilungskommissar.

Der Schalk vereinigt alle Stücke
Und bietet sie dem Leuen dar.
„Wer,“ sprach der Dey mit losem Blicke,
„Hat so zu theilen dich gelehrt?“

Das Aug' dem Esel zugekehrt,
Den er noch triefend von dem Blute
Des rohen Schädels vor sich sah,
Sprach Reinhard: „Ei, Herr König, da
Der Doctor mit dem rothen Hute.“

6. Keinem Anrüchigen.

a. Wer Pech angreift,
Besudelt sich.

b. Womit man umgeht,
Das hangt einem an.

c. Sage mir, mit wem Du umgehst,
Und ich sage Dir, wer Du bist.

d. Gleich sucht sich,
Gleich find't sich.

Gleiche Brüder, gleiche Kappen.

Ein Pudel ward von einem Schusse lahm,
Der seinem Herrn, den er beschützen wollte,
Verrätherisch das Leben nahm.
Unwissend, wie er nun sein Brot gewinnen sollte,
Kroch er betrübt bis in die nächste Stadt,
An deren Thor ein Kater zu ihm trat,
Dem eines Abtes Koch vor wenig Tagen,
Weil er ein Rebhuhn stahl, das Bein zerschlagen.
Bedrängte werden leicht bekannt:
Sie unterhielten sich von ihren Unglücksfällen.
Zuletzt sprach Mauz: „Freund, laß uns durch das Land
Als ein Paar treue Spießgesellen
Hausiren gehn.“ Der Pudel sagte: „Nein;
Wir sind zwar beide lahm; allein
Ich möchte doch nicht gern mit dir verglichen
sein.

7. Keinem Frischling.

a. Neuer Freund
Ist neuer Wein.

b. Altem Haus und neuem Freund
Ist nicht zu trauen.

c. Alter Hader wird bald wieder neu;
Geflickte Freundschaft selten treu.

Glatteis.

Es war einst eine Hungersnoth
Im Thierreich; alles schrie nach Brot,
Die Vögel fielen aus der Luft
Wie Mücken in die weite Gruft.

Ein Goldfasan schlich matt und schwer
Und ächzend durch den Wald umher;
Ihm sah ein Specht von ferne zu
Und sagte: „Freund, was ächzest du?

„An deiner Stelle hätt' ich bald
Den fett'sten Tisch im ganzen Wald;
Verkaufe nur dein reiches Kleid,
So hast du Brot auf lange Zeit."

Dem Goldfasan gefiel der Rath,
Er setzte seinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamster ab,
Der ihm zwo Metzen Korn drum gab.

Nun pflegt' er sich bei Fürstenkost;
Doch plötzlich fiel ein Winterfrost,
Und plötzlich war der arme Narr
Am nackten Leibe blau und starr.

„O weh mir!" sprach er nun zum Specht,
„Mein guter Freund, dein Rath war schlecht;
Ich weiß, man stirbt aus Hungersnoth;
Doch wer erfriert, ist gleichfalls todt."

8. Keinem Plappermaul.

a. Schweigen ist eine Kunst,
Schwatzen bringt nimmer
Gunst.

b. Reiner Mund und treue Hand
Gelten viel in jedem Land.

c. Merk und Melde
Wachsen beid' im Felde;
Pflücke Merk, laß Melde stahn,
So magst mit allen Leuten gahn.

g. Verschwiegenheit nutzt alle Zeit;
Geschwätzigkeit bringt Herzeleid.

d. Unter vielen Freunden werth
Mach' Wen'ge zu Geheimenräth'.

e. Laß Deinen Mund verschlossen sein,
So schluckst Du keine Fliegen ein.

f. Wer will haben gute Ruh,
Der höre, seh und schweig dazu.

Keine Freundin für Dich und mich.

Auf einem Postwagen in England unterhielt sich die Gesellschaft von Räubern. „Ach," sagte ein junges Mädchen, „bei mir sollten sie nichts finden; ich habe meine Banknoten in einem meiner Schuhe." Auf einmal wurde der Wagen von Räubern angehalten, die zwar mit Höflichkeit, doch mit vorgehaltenen Pistolen Geld verlangten. Sie wollten Anstalt machen, alles zu durchsuchen. „Das haben Sie nicht nöthig," fing ein alter Mann in der Gesellschaft an, „ziehen Sie nur dem jungen Mädchen die Schuhe aus, so werden Sie finden, was Sie verlangen." Nachdem sie es trotz alles ihres Bittens und Sträubens doch endlich gethan und eine Banknote von 2000 Pfund gefunden hatten, zogen sie ab. Alles schimpfte nun auf den alten Mann, allein er hörte es ruhig an.

Tages darauf erhielt das geschwätzige Frauenzimmer von eben diesem Manne einen Brief, in welchem eine Banknote von 3000 Pfund lag. Er schrieb darin, er habe bei jenem Anhalte 40,000 Pfund in Banknoten bei sich gehabt und die Räuber durch das Verrathen von sich ablenken wollen. Für den Schrecken, welchen er der Dame verursacht habe, lege er 1000 Pfund mehr bei, rathe ihr aber, in Zukunft ihre Heimlichkeiten nicht jedermann zu offenbaren.

Still von Mund und frei von Handen,
Macht frei reisen in allen Landen.

Eine Aloeblüthe.*)

Es ist doch eine himmlisch schöne Sache
Um einen rechten, braven Herzensfreund,

*) Die Aloe blüht nicht alle Jahre und wächst nicht hinter jedem Zaune.

Der, ist man fröhlich, wacker mit uns lache,
Und ehrlich weine, wenn man selber weint.

Sagt **Bürger**, der unglückliche Dichter, der vielleicht nach solcher seltenen Aloeblüthe sich gesehnt und Zeit Lebens vergeblich geseufzt hat. Ihm gegenüber steht aber ein anderer Dichter, dessen Seele in stillen Mitternächten solchen Aloeduft eingesogen hat (§. Novalis), und singet:

So weit die falsche Welt auch sei,
Bleibt mir doch Einer stets getreu,
Der mit mir weint, der mit mir lacht,
Wenn ich nur recht an Ihn gedacht.

Kennst Du den Ihn? Der ist's, von dem man im Liede singet:

Mein bester Freund, ist der im Himmel;
Auf Erden sind die Freunde rar.

VI.

Im Becher ersaufen mehr Als im Meer.

a. In Wein und Bier
Und Brantewein
Ertrinken schier
Mehr als im Rhein.

b. Wer trinkt ohne Durst,
Küßt ohne Lust,
Ißt ohne Hunger:
Stirbt sieben Jahre junger (früher).

c. Trinkschaft hat mehr verdorben
Als je durchs Schwert gestorben.

d. Durch Becher mehr als durch Pistolen
Haben sich von hier empfohlen.

e. Trunkenbold
Hat Schimpf zum Sold.

f. Trunken gesündigt,
Nüchtern gebüßt.

g. Trunken gestohlen,
Nüchtern gehenkt.

h. Süß getrunken,
Sauer bezahlt.

i. Volles Haus, tolles Haus
Speiet seinen Wirth hinaus.

k. Gute Schlucker jung
Macht arme Schlucker genung.

l. Wein ist kein Narr,
Macht aber Narren.

m. Nimmt der Wein den Kopf Dir ein,
Sind auch die Füße nicht mehr Dein.

n. Drei W sind große Räuber,
Das sind Wein, Würfel und Weiber.

o. Sachs, Baier, Schwab und Frank
Die lieben all' den Trank.

Räthsel: Ein Pflänzlein ists, erzeuget Wein,
Doch umgekehrt, wird es ein Schwein.
(Rebe — Ebber.)

Alte Sage.

Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hat und ihn verließ, trat Satan zum Rebenstocke und sprach: Ich will dich düngen, liebe Pflanze. Schnell holte er 3 Thiere herbei, einen Löwen, eine Sau und ein Schaf und schlachtete sie nach einander über den Weinstock. Die Kraft ihres Blutes durchdrang denselben und äußert sich an allen Weintrinkern noch bis auf diesen Tag.

Jener Dorfschulze berichtete am Neujahrstage an seinen Landrath: „Gestorben im vorigen Jahre 50 Personen, und zwar 25 ohne und 25 mit ärztlicher Hilfe.“ — Es sollte heißen: 25 ohne und 25 trotz ärztlicher Behandlung. So günstig stellt sich die Bilance zwischen den im Becher und den im Meer Ersoffenen nicht, sondern es heißt:

Im Becher ersaufen mehr als im Meer. Das ist der Ausspruch des „deutschen Beobachters," wie man das deutsche Sprüchwort füglich nennen kann; ist eine Beobachtung auf heimischen Fluren.

Bekanntlich ist die Unenthaltsamkeit die erste Sünde gewesen, welche, schon in den Tagen des Paradieses, auf Erden begangen ist. Die Nachwirkung davon spürt an sich jedwedes Menschenkind, ja, alle Kreatur seufzet darunter hienieden. Sonderlich aber scheint auf den deutschen Mann jener unselige Unenthaltsamkeitshang, gleichwie von schwindsüchtigen Eltern auf Kind und Kindeskind die heillose Schwindsucht, in seiner ganzen Stärke fortgeerbt zu sein, speciell: der Hang zur Trunksucht. Wie ein Stück deutscher Erbsünde geht die Trunkliebe von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn nun unsere Altvordern zu den Zeiten, wo sie noch im blinden Heidenthume lebten, so genannte „nasse Brüder" waren, die vorauf ihr Haus und Hof, ihr Weib und Kind verspielten und hinterher ihren eigenen Freistand vertranken: so ist das kein Wunder. Daß es aber im lieben Vaterlande auch nach dem Eintritte in die christlichen Jahrhunderte dennoch beim Alten geblieben, das sollte einen wohl Wunder nehmen. Denn noch heut zu Tage ersaufen im Becher mehr als im Meer. Und zwar verunglücken sie darin nicht etwa so ganz unversehens, sondern selbst ersäufen sie sich recht geflissentlich und fahren dahin unter manch sauberm Liedlein, wie etwa dem:

Vertrink' ich mein Geld, so verderb' ich;
Trink ich nicht, so sterb' ich;
Doch besser: getrunken und verdorben,
Als ungetrunken gar gestorben.

Solchen Grab- und Höllengesang lehrt die Becherlust. Mußt Dich an dem „Becher" nicht stoßen. Klingt Dir der Becher etwas unmodern und altfränkisch, so bedenk', daß unser Spruch aus der alten Welt ist, wo eben nicht gegläsert, sondern vorzugsweise „gebechert" wurde. Wäre er erst über Nacht zur Welt gekommen, er hätte ein anders, facionirtes Trinkgeräth zur Hand genommen. Und wenn die Campagne, wo Sprüchwörter producirt wurden, nicht längst vorüber wäre: so könnte man allenfalls auch jetzt noch den groben „Becher" wie den groben Melis raffiniren und als Wein-, Bier- und Schnapsglas wieder zum Vorschein kommen sehen. Ob's nun aber heiße: „Im

Becher" oder: „im Glase" ersaufen mehr als im Meer: das ändert nichts in der Sache und am allerwenigsten irretirt es die deutsche Gurgel.

Daß die Trinkschaft vor allen andern Nationen bei uns lieben Deutschen fort und fort heimisch geblieben sei: das ersieht man schon aus dem Wortreichthum der Sprache gerade im Trinkfache. Es hat sich einmal einer die Mühe genommen, die „sprüchwörtlichen Redensarten der deutschen Zech- und Saufbrüder" zusammenzustellen und hat sie wie ein Thermometer, mit ordentlichen Nummern oder Graden versehen. Und da hat jener Mann nun 142 Nüancen der Trunkenheit herausgebracht und in absteigender Ordnung sie uns vorgeführt. Unter Nro. 3 — 5 zeigt dieser

seltsame Thermometer

ganz gelinde auf „Räuschchen; Spitz; Strich;" unter Nro. 12 schon auf „Haarbeutel;" unter Nro. 19 auf „illuminirt;" unter Nro. 25 auf „Rausch;" unter Nro. 34 auf „benebelt;" unter Nro. 44 auf „schief geladen;" unter Nro. 47 „schwere Zunge;" unter Nro. 55 auf „in den Thran getreten;" unter Nro. 61 auf „Glasaugen;" unter Nro. 64 auf „begossene Nase;" unter Nro. 68 auf „Taumel;" unter Nro. 74 auf „betrunken;" unter Nro. 80 auf „à tout" zu deutsch: fertig. Und nun steigt die Linie immer noch abwärts bis Nro. 141 „unterm Tisch" und Nro. 142 „begraben." Aus dieser Scala ist ersichtlich, daß sich für diese 142 Abstufungen vielfache Exempel in deutschen Landen zur Beobachtung und Fixirung dargeboten haben müssen.

Und der liebe nüchterne Leser hat in diesem Fache ja wohl selbst auch einige Erfahrung gemacht. Ich will nicht hoffen, daß er auf der vorstehenden Tonleiter auch nur bis zu Nro. 3 gekommen sei und mit jenen Leichtfüßen und Windschlägern gesungen habe:

> Wer niemals einen Rausch gehabt,
> Der ist kein braver Mann.

Dann wird er aber als nüchterner Zuschauer desto bessere Beobachtungen haben anstellen können. Dann wird er sie dann wohl kennen die glühenden Angesichter und die lallenden Zungen und die gläsernen Augen und die begossenen Nasen und die taumelnden Füße und — patsch, da liegen sie, ich mag's nicht sagen, wo. Wird wohl einige Anschauung gewonnen haben von Leuten, die wie

einen Schwamm im Magen hatten und aus dem =Tritt nicht herauskamen, wahre Ausbunde und Virtuosen in ihrer Art, vor denen selbst der Mond sich verstecken muß; denn er ist nur allmonatlich ein Mal voll, sie aber alle Tage. Ich habe Leute gesehen, die nur einen Groschen in der Tasche, aber für zwei Groschen Durst hatten, wie jener Holsteiner stammverwandt. „Weck mi up hüt Nacht, wenn ick döstig bin!" sagte er zu seiner Ehehälfte beim Schlafengehen. „Wo kann ick weeten," antwortete die, „wenn Du döstig bist?" „Weck Du mi man up, ick bi immer döstig!" lautete der Bescheid. Ich habe Leute gekannt, welche schon lange vor ihrem Ende ihren letzten Heller den Klöstern Maulborn (dem ihnen unter der Nase gelegenen) und Kehlheim (weiter südlich) vermacht hatten und sangen im schallenden Jubelton:

Die liebste Buhle, die ich han,
Die liegt beim Wirth im Keller;
Sie hat ein hölzern Röcklein an
Und heißt der Muskateller.

Solche Sänger haben dann freilich hinterher (und das darf auch nicht verschwiegen werden) das „Ach, du lieber Augustin" oft genug seufzen und singen müssen im bittern Klageton:

All' mein Silber, all' mein Gold
Ist mir durch die Kehle gerollt! —

Aber doch ist die alte Trinklust geblieben; sie ist alte deutsche Art oder — wir sagen wohl lieber: Unart. Der Deutsche thut's einmal nicht ohne einen Trunk. Es darf keine Freundschaft gemacht, kein Wohlergehen gewünscht, kein Lebehoch ausgebracht, kein Kauf abgeschlossen werden: es muß dabei getrunken sein. Und wird dann Brüderschaft getrunken, auf Gesundheit getrunken, Vivat getrunken, Weinkauf getrunken: so geht's dabei ohne Durst und über'n Durst. Da lob ich mir jenen englischen Minister, welcher, aufgefordert, doch auch auf seines Königs Gesundheit zu trinken, die Antwort gab: „Mit Vergunst, ihr Herren; ich will für die Gesundheit meines Königs beten und nach meiner eignen Gesundheit trinken."

Im häuslichen Leben ist bei dem Deutschen kaum eine Festivität denkbar, die nicht mit Gläserklang beläutet würde. So haben's die Alten vorgemacht, und die Jungen sind gelehrige Schüler gewesen. So einen Kindtaufschmaus nannten unsere Alten — und waren dabei we=

nigstens ehrlich — ganz naiv Kindelbier, und bezeichneten ihre Geschenke an das dienende Unterpersonal der Hausknechte und Hausmägde geradezu als Biergeld. Von beiden Namen ist zwar das jüngere Deutschland abgekommen; in der Sache jedoch ist's nach wie vor; ja, nachmals zum Theil schlimmer als vormals. Denn die heutigen Kindtaufen werden oft zu Weintaufen, und die Biergelder werden zu Schnapsgeldern, und das ist schlimmer als vormals. Ist's doch, als hätte man die Verschlimmerung selbst auch gefühlt und sich geschämt und darum namentlich den gedachten Schnapsgeldern den verschleiernden Namen der Trinkgelder beigelegt. Daß es aber ohne alle Trinkerinnerung bei dieser Benamung hätte abgehen sollen: das hätte die deutsche Art oder Unart nicht gelitten. Denn ohne einen Trunk (ich wiederhole es), thut's nun einmal der Deutsche nicht.

Es kommen Zeiten für jedes Menschenkind, wo die schwarze Sorge ihre tiefen Furchen ihm über die Stirn zieht und durch Kopf und Herz ihre Kreuz- und Querzüge macht, und wo es dann vor allen Dingen heißt: Seid nüchtern und wachet! Aber was geschieht? Der Wälsche verschläft seine Sorge; der Spanier verweint seine Sorge; der Franzose versingt seine Sorge; und der Deutsche? Nun, der Deutsche vertrinkt seine Sorge.

Trinken also und nichts als Trinken ist nach allen diesen Andeutungen des „deutschen Beobachters" echt deutsche Art. Das kann aber unmöglich bis zuletzt gut ablaufen; denn allzuviel ist ungesund und Maaß ist zu allen Dingen gut. Darum, liebe Landsleute, gilt es, der ererbten Trinklust Zaum und Gebiß anzulegen, um sie zügeln, und Halt machen zu können. Sonst gehts mit dieser, wie mit aller Leidenschaft:

„Leidenschaft
Leiden schafft," —

und man ertrinkt, oder, wie's oben heißt, man ersäuft im Becher, gleichviel, ob er mit Wein, Bier oder Sprit gefüllt sei. Wie denn geschrieben steht in den Sprüchen Salom. 23, 30.: „Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo sind Klagen? Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rothe Augen?" Antwort: „Wo man beim Weine liegt und kommt auszusaufen, was eingeschenkt ist. Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein, aber darauf

heißet er wie eine Schlange und sticht wie eine Otter. So werden deine Augen nach andern Weibern sehen, und dein Herz wird verkehrte Dinge reden. Und wirst sein wie einer, der mitten im Meer schläft, und wie einer schläft oben auf dem Mastbaum."

Den Wein betreffend, hat man im Magdeburgischen auf dem Lande das Sprüchwort: Wein macht (nimm's nicht übel) Läuse. Und selbst da, wo auch nur der Bierkrug stets und ständig auf der Tagesordnung steht, ist die Luft nicht rein. Aus der ewigen Biernässe steigen Nebel auf, die als kalter Niederschlag den häuslichen Wohlstand nicht wachsen und aufblühen, sondern verkümmern machen. Das hat schon jener Claus allen Biertrinkern treffend angedeutet. Dieser Mann lebte am Hofe Friedrichs des Weisen und war, wenn nicht der Hofnarr selbst, so doch wenigstens kein Dummkopf. Als dieser einst vor einem der damals noch seltenen Schenkkeller, wo dem „Gambrinus," dem bekannten baierschen Biergötzen geopfert wurde, vorüberging und das ausgehängte Bierzeichen, den Strohwisch, gewahrte, sagte er zu seinem Begleiter: „Siehe da, das sind die Irrwische, welche die Leute am hellen Mittage verführen, daß sie oft vor Mitternacht sich nicht wieder nach Hause finden." Womit, frage ich, würde der Mann, wenn er unsere Zeiten erlebt hätte, vollends die Branntweinskübel vergleichen, welche unter der Aufschrift: Kümmel, Anis, spanisch Bitter u. s. w. an den Schaufenstern unserer Schenkstuben ausstehen? Wahrscheinlich hätte ihn das an die „Elixire des Teufels," worüber Hoffmann ein dickes Buch geschrieben hat, unwillkürlich erinnert.

Denn unleugbar sind es die mit gebrannten Wassern gefüllten Becher, welche das größte Unheil und den gräßlichsten Ruin anrichten. Zur Wahrung deutscher Ehre sei's gesagt, daß dieser Feuertrank kein inländisches, sondern fremdländisches Gewächs ist. Daß wir ihn aber sich haben bei uns einbürgern lassen, das sage ich uns zur Unehre. Zu den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs ward der Schnaps noch aus den Apotheken, wohlverstanden als Medizin, geholt. Aber schon der ernstgesinnte Friedrich Wilhelm I. fand sich bewogen, 1718 ein energisches Branntweinsedict zu erlassen. Nichts desto weniger war aber doch schon im siebenjährigen Kriege in vielen Dorfschenken Schnaps zu haben. Und wie mächtig ist seitdem der Branntweins-

strom angeschwollen und hat nunmehr alles überfluthet in diesen unsern Tagen! Die Spuren seiner Verwüstung sind im Großen und Kleinen nur zu sichtbar. Man lieset im Beiblatt zu den fliegenden Blättern (1850 Nr. 24) von einem Dorfe in Preußisch Lithauen, in welchem vor 15 Jahren mitten unter freien Bauersleuten, die alle ihre Kuh auf der Weide hatten, und jährlich ihre 10 Gänse mästeten, sich ein Schenkwirth niederließ. Und wer jetzt des Weges kommt, der kann suchen, so viel er will, einen freien Bauer findet er nicht. Sondern die haben so lange in der Krugstube gesessen, bis der Acker voll Unkraut stand, und weil das Saufen kein Feld düngt, noch den Kornboden voll macht, und weil, je mehr einer trinkt, er desto mehr Durst kriegt: so ging es in der Schenke bald an ein Ankreiden, und wie das Ankreiden zu Ende war, an ein Abpfänden. Die Kühe und gemästeten Gänse wanderten hinüber in den Krugstall; die Bauern wurden immer magerer, und der Schenkwirth alle Tage feister, und jetzt sind die Häuser und Aecker sein sündhaft Eigenthum und die freien Bauern des Schenkwirths Knechte und Tagelöhner geworden. Das hat sich in Lithauen zugetragen und trägt sich, wenn nicht im Ganzen, so doch im Einzelnen auch unter uns ganz ebenso zu.

Ein Branntweinsclav sollte einmal von einem Kaufmanne unter der Bedingung in Dienst genommen werden, daß er nur eine Stunde lang ein Glas Branntwein unberührt vor sich stehen sehen könne; sollte dann auch ein ansehnliches Angeld noch obenein erhalten. Der Trinker versprach diese Probe zu bestehen, und der Kaufmann ließ ihn daher mit dem Glase Branntwein allein im Vorzimmer zurück, ihm bedeutend, nach Ablauf einer Stunde ihm das Glas mit seinem Inhalte hinunter in das Comtoir zu bringen, das versprochene Angeld alsdann zu empfangen und den gesuchten Dienst alsobald anzutreten. Es war jedoch kaum erst der dritte Theil der anberaumten Frist verstrichen, als schon die Hausmagd die Anzeige machte, der neu anzunehmende Diener sei so eben durch das Hinterpförtchen hinaus entwischt. Schon nach einigen Wochen vernahm man die Kunde, derselbe Trunkenbold sei, in Lumpen gehüllt und mit einer ekelhaften Krankheit behaftet, am Stadtgraben erfroren aufgefunden worden. Das war also auch einer aus der Legion der Vielen, welche „im Becher ersaufen."

„Ersaufen" nämlich in dem Sinne, wie es unser Sprüchwort meint, das kann man (um mit den Chemikern zu reden) sowohl auf nassem als auch auf trocknem Wege. Das Wirthshaus „zum letzten Heller," allwo der Verkehr aller Trinkbrüder sich lebhaft umtreibt, ist nämlich, was man wissen muß, ein Eckhaus. Davor liegt groß und breit der Bettelmarkt; gegenüber das Armenhotel; rechts ab vom Eckhause geht's in die Apothekerstraße; links ab in die Zuchthausgasse. Da finden nun die Ritter vom Schnapsorden ihre Aufnahme und Herberge zu guter Letzt; werden hier nach Befinden bald an die Luft gesetzt, bald ins Trockne gebracht, wenn sie nicht in sonstiger Perduellie umkommen. Oder ohne Gleichniß. Unter 15,000 Verbrechern hat man 10,000 Trinker gefunden; unter 1800 Selbstmördern 1000 Säufer; unter 19,000 Verunglückten über die Hälfte ganz oder halb Berauschte. Wie viele aber außerdem noch frühzeitig haben ins Gras beißen müssen, weil sie dem Feuerwasser gehuldigt und dem Feuergeiste gedient haben: das weiß Gott allein und steht in den Tabellen, die aufbewahrt werden zum jüngsten Gericht. Dem dürfen wir nicht vorgreifen; wollen dafür dem achtbaren Leser eine Gerichtsscene vorführen, wie sie schon vor einem weltlichen Tribunale sich darstellen möchte.

Rede und Gegenrede.

Der Branntwein ist doch gut,	— Die Leute zu verderben.
Bringt lustiges Leben,	— Führt früh zum Sterben.
Giebt manchem Brot,	— Millionen den Tod.
Schafft viele Freuden,	— Die werden zu Leiden.
Erweckt den Muth,	— Daß man Böses thut.
Er stärkt den Magen,	— Nichts zu vertragen.
Er erwärmt im Winter,	— Daß viele erfrieren.
Dient in der Wirthschaft,	— Zum Ruiniren.
Giebt Kraft dem Trinker,	— Bis zum Umfallen.
Macht beherzt zum Reden,	— Ja, Unsinn zu lallen.
Er hilft im Handel,	— Betrügen.
Es loben ihn doch viele!	— Sie lügen!

Angesichts dieses endlosen Jammers, welchen die Branntweinsseuche unter unsern unglücklichen Brüdern im Volk anrichtet, bist Du, mein mitleidsvoller Leser, sicherlich mit mir einig in dem herzentquollenen Ausruf: O daß es besser wäre unter uns; besser würde! Darin wären wir also einverstanden. Nicht wahr? Nun veruneinige

ich mich zwar mit keinem Menschen gern, am wenigsten mit dem lieben, so erbarmungsvollen Leser. Damit indessen zwischen uns sich kein Mißverständniß einschleiche, wird's doch gut sein, uns vorauf recht vertraulich mit einander zu verständigen und auseinander zu setzen.

Also besser werden soll's! den Wunsch haben wir beide. Aber sage mir: Wie denkst Du Dir das? Du denkst doch nicht etwa, wenn Dir so ein Trinkbruder in den Weg läuft, an das bloße: All zu viel ist ungesund? Oder an das sehr mißverständliche: Maß ist zu allen Dingen gut? Habe ich's getroffen und sind das Deine Gedanken? Dann aber hätt'st Du ja jenem „for ever stammverwandten" Holsteiner nichts vorzuwerfen. „Alles mit Maßen!" seed jene Buur und soop en Maat Brannwien ut. Und dann wären auch wir beide, als wie Du und ich, doch nicht so ganz einverstanden bei unserm gemeinsamen Herzenswunsche: O daß es doch mit dem Geschnapse besser bei uns würde! — Und wie ich denn nun, fragst Du, die Besserung dieser Branntweinspest mir denke? Nimm zur Antwort eine Geschichte.

Karl XII.,

König von Schweden († 1718), hatte einst in der Trunkenheit die seiner Mutter schuldige Ehrerbietung vergessen. Traurig über diese unkindliche Begegnung schloß sie sich mehrere Tage auf ihrem Zimmer ein. Als dies der König hörte, ließ er sogleich ein Glas Wein einschenken, ging damit zu seiner königlichen Mutter und sagte: „Mutter, ich komme, um von Ihnen Verzeihung zu erbitten für mein ehegestriges unkindliches Benehmen. Und damit ich niemals wieder etwas Aehnliches thue, so soll dies Glas Wein, welches ich jetzt auf Ihre Gesundheit trinke, das letzte in meinem Leben sein." Er hat Wort gehalten und keinen Tropfen Wein seitdem wieder über seine Lippen gebracht.

Siehst Du, geschätzter Leser, ganz eben so, meine ich, müßte es mit dem Branntwein kommen, wenn's besser werden soll im lieben Vaterland. Hier hilft kein Accordiren auf so und so viel Tage; sondern „rein ab davon!" heißt die Loosung. Nur lauter nackte, dürre Aufkündigungen und Absagebriefe, genau nach dem von diesem Schneekönig aus Schweden vorgeschriebenen Formulare, können hier Wirkung thun. Kapitulation mit dem Branntweinsgelüst, des deutschen Volks altem Erbfeind, der's noch

mit keinem gut gemeint, Kapitulation ist halbes Wesen, und halbes Wesen ist ganze Niederlage. Mag ich mir das Geschnapse von vorne oder von hinten besehen, ich kann nicht anders und muß sagen: Rein ab davon, wenn's besser werden soll! Bin also kein Mäßigkeitsmensch mit dem Feldgeschrei: „Halb ein, halb ander!" sondern ein Enthaltsamkeitsmann vom reinsten Wasser.

Sollte nun aber bei diesem möglichen Differenzpunkte der bisher geneigte Leser Lust haben, mit mir Händel anzufangen, so erkläre ich rund heraus, daß ich partout mich nicht duellire, weil ich's, im Vertrauen gesagt, für eine Narrheit halte; mich also weder schieße, noch steche, noch schlage; so wenig mit scharfen Waffen als mit spitzigen Worten. Denn ich bin ein stillschweigendes Mitglied des Friedenscongresses, welcher allem Kriege, groß und klein, den Krieg erklärt hat. Bei etwaiger Herausfoderung thue ich also den Vorschlag, daß sich der mäßige Leser mit mir, dem durchaus enthaltsamen Scribenten provisorisch vertrage, und daß wir dann noch einen Friedensgang mit einander machen, um zusammen die verschiedenen

Kurmethoden

zur Heilung der Branntweinspest gründlich zu prüfen und zu revidiren. Sind wir damit am Ende, so weiß ich zum Voraus, daß wir beide uns einigen und definitiv einen Frieden schließen, der länger währt, als die sogenannten „ewigen Zeiten" der Staats-Friedensschlüsse. Wohlan denn! Frisch ans Werk.

An den Feldzugsplänen, die gegen das Fuselregiment entworfen worden, lassen sich ganz unschwer zwei Gesichtspunkte, von denen ausgegangen ist, deutlich unterscheiden. Die einen wollen es mutterseelen allein, die andern nicht ohne ein starkes Bundesgenossenheer mit dem grimmigen Goliath aufnehmen. Mit andern Worten: Während letztere sich wollen kuriren lassen, wollen erstere selbst und allein sich kuriren.

1. Vom Selbstkuriren.

Derartige Patienten, die ohne ärztlichen Beistand mit eigenen Mitteln aus eigener Vernunft und Kraft sich von der Trunksucht kuriren wollen, sind Leute von dem ungeheuersten Selbstvertrauen, wahre Eisenfresser und Bergeversetzer. Wie sie sprechen, so soll's geschehen. Aber Schie-

ßen und Treffen ist zweierlei; Wollen und Vollbringen nicht minder. Regimenterweis kommen zwar die guten Vorsätze anmarschirt, in geschlossener Kolonne laufen sie Sturm; aber so bald es zum Treffen und Handgemenge kommt, reißen die einen aus und die andern gehen zum Feinde über. Einen hab' ich gekannt, der rang und wand mit dem Saufteufel alle Tage bis Mittags 1 Uhr; noch aber war's nicht Abend, so war er schon geschlagen, lag da und war „fertig;" das Thermometer stand auf Nro. 80. Jener andere ließ alltäglich einen Tropfen Siegellack in das Schnapsgläslein fallen, um sich so ganz allmählich und unmerklich aus dem Netze des Feuergeistes herauszuwinden. Und die Kur schien auch zu glücken. Als aber nach sechs Wochen kaum noch ein Fingerhut voll ins Gläslein hineinging, sprach er: „Es ist der Rede nicht mehr werth!" warf's Gläslein zum Fenster hinaus, nahm sich ein neues und tröpfelte keinen Siegellack wieder hinein. — Von dieser ersten Sorte heißt's also: Selbstkurirt — angeführt.

2. Vom Kurirenlassen.

„Zwei von eins kann ich nicht; borge ich mir eins" lautet die bekannte Subtractions- und Krankenregel. Arzt und Apotheker sind nur zum Borgen da, müssen aber da sein, und man kann ihrer nicht entrathen. Drum sollten aber auch die Branntweinverpesteten sich von andern arzten lassen, wenn sie selbst und allein es nicht können. Es fragt sich nur, wo der Arzt wohne, der hier praktikabel ist; fragt sich, von welcher Seite aus die Heilung angegriffen werden soll. Die einen sagen: Hier muß von Staatswegen; die andern: Hier muß von Vereinswegen; die dritten: Hier muß von Gotteswegen eingeschritten werden.

a. Von Staatswegen.

Alte und neue Völker haben's versucht, von Staatswegen der Trunksucht einen Damm entgegen zu setzen. Die alten Spartaner ließen ihre Sclaven von Zeit zu Zeit auf Commando sich betrinken und die freien Jünglinge herzurufen, um durch den widrigen Anblick solcher taumelnden Menschengestalten mit degradirter Seele es ihren Söhnen anschaulich und fühlbar zu machen, wie es eines freien Mannes platterdings unwürdig sei, sich mit dem Herrn

Bacchus bis zum Umsinken zu umarmen und an ihn sein bischen Verstand zu verhandeln. — Nun aber wird mancher Weg, trotzdem daß er mit einer Warnungstafel versehen ist, dennoch betreten. Und so gings auch zu Sparta. Es hat in diesem Vaterlande der Kriegshelden späterhin auch Trinkhelden gegeben. Auch wäre es seltsam, wenn mit dem bloßen Warnungszeichen vor Völlerei einem Menschen die Nüchternheit eingeblasen und eingetrichtert werden könnte. Zudem ist es eine schlechte Kur, wenn man auf spartanische Art den einen die Liebe zum Trunk recht tief einimpfen und angewöhnen muß, um sie den andern abzuimpfen und abzugewöhnen. In Kurhessen hat man 1852 eine alte Verordnung, wonach die Branntweinschenken für Einheimische nur Vormittags 8—9 Uhr, Mittags von 12—1 Uhr und Abends von 6 Uhr an geöffnet sein sollten, wieder in Kraft treten lassen. — Gut gemeint, aber nichts gebessert.

Einen bessern Weg scheint da ein ganz junger Staat von neuem Gepräge eingeschlagen zu haben. In einem der nordamerikanischen Freistaaten, welcher Wiskonsin heißt und nur um ein weniges größer ist als Hohenzollern, ward vor Kurzem von den Volksvertretern ein Gesetz wider den Branntwein gegeben. Denn es hatte sich herausgestellt, daß in den Städten und auf den Dörfern das Saufen gewaltig überhand nahm und daß nicht blos die Häuser mit den unglücklichen Weibern und Kindern, sondern auch die Gewerbe und das ganze Gemeinwesen von diesem Elend übergroßen Schaden litt. Und ferner hatte sich herausgestellt, daß viele lumpige Menschen, statt die Hand zu rühren und hinter dem Pflug oder der Hobelbank im Schweiß ihres Angesichts ihr täglich Brot zu verdienen, eine Schenkwirthschaft aufschlugen und von dem Jammer der Menschen sich fett mästeten, so daß in manchen Städten von Wiskonsin keine Gasse war, in der nicht ein oder ein paar Branntweinsbuden standen und mit ihren bunten Schildern die Leute hereinlockten; und von den Dörfern war kein Nest mehr ohne dergleichen. Kirchen oft viele Meilen weit in der Runde keine einzige, aber Branntweinsläden, wo man hintritt. Da wurde also ein Gesetz gegeben, das lautete so: Jeder Mensch, der Branntwein verkaufen will, muß zuerst der Obrigkeit ein Sicherheitsgeld von **1000** Pfund Sterling geben (nach unserm Gelde so viel wie **7000 Thaler**). **Von diesem Gelde**

sollen die armen Weiber und Kinder, auch die Wittwen und Waisen unterstützt werden, deren Männer und Väter erweislicher Maßen in der Stube so eines Schenkwirths sich arm oder gar zu Tode getrunken haben. Erstens. Und zweitens sollen von dem Gelde die Kosten aller Prozesse bestritten werden, welche von den Händeln und Schlägereien in den Krugstuben herrühren. Nun mag der Schenkwirth sehen, daß es ehrsam und säuberlich bei ihm hergeht, und will einer über den Durst trinken, zu dem spricht er: Für dich habe ich nichts mehr, sonst sind meine 1000 Pfund Sterling verloren. — Dies Gesetz haben in einer Republik, welche auf ihre Freiheit große Stücke hält, die Vertreter des Volks gegeben. Da möchte nun vielleicht mancher republikanisch werden; denn wenn in unsern Kammern solch einen Vorschlag jemand thun wollte: der würde ganz sicherlich wie ein Narr verspottet und ausgehöhnt werden. Indessen radikal hilft doch auch solch wackeres Gesetz, wie das von da drüben in Wiskonsin, gegen die Fuselwirthschaft nicht. Denn jedem Bürger von Wiskonsin ist es unverwehrt, sich solch ein Fäßchen von „Spiritus merkst du was" in seinen eignen Keller wälzen zu lassen und davon für sich abzuzapfen, so oft und so viel er will. Vielleicht geschieht aber die Radikalkur

b. von Vereinswegen.

Als ein gutes Vorzeichen für die Mäßig- und Enthaltsamkeits-Vereine muß man's betrachten, daß erfahrungsmäßig die lieben zartfühlenden Hausfrauen sehr gern, und die Schenkwirthe, fast durch die Bank, sehr ungern davon hören. Man soll also das solchergestalt gut empfohlene Vereinswesen nicht wegwerfen; denn es ruhet unleugbar ein Segen darauf und darin. Und soll niemand, der selbst kein Säufer ist, darum über das Vereinswesen den Stab brechen. In Gemeinschaft kämpft sichs besser und fruchtet's besser. Die Mäßigkeitsvereine sind freilich wohl überall jetzt zu Grabe gegangen, seitdem man sich von dem Giftigen jedes, auch des mäßigen Branntweinsgenusses immer mehr überzeugt hat. Anfänglich aber, wo noch die gebrannten Wasser hie und da als Medicin galten, durfte man über den mäßigen Gebrauch hinaus folgerecht keine Forderung stellen. Es ging dann freilich oft, wie bei dem kranken Star.

A. Wer sagt, daß Star ein Säufer sei! —
Der Mann braucht Branntwein als Arz'nei.

B. Dann muß der Mann sehr krank wohl sein;
Denn Branntwein nimmt er täglich ein.

Da fühlte sich mancher den ganzen lieben Tag krank, ehe er nicht einen mäßigen Trunk gethan hatte; danach erst ward ihm ganz kannibalisch wohl. Mäßig hieß ihm ein Maß oder Quart, und wäre doch ein „halb Pfund" halb für ihn schon übermäßig d. i. zu viel gewesen. Konnten nun aber die Mäßigkeitsapostel selbst weder bestimmen, was für diesen und was für jenen mäßig oder unmäßig sei, noch auch (selbst wenn sie gefragt wären) entscheiden, wer sich gesund und wer sich krank zu fühlen habe: so haben sie ganz von selbst sich von dem Patienten lossagen und auf eine von ihnen ausgehende gedeihliche Kur der Branntweinspest verzichten müssen.

Zum Ersatz dafür sind die Enthaltsamkeitsvereine aufgetreten. In Europa hat zuerst der Prediger Edgar in Irland 1829 die Branntweinssache zur Sprache gebracht; verfochten aber und mit dem glänzendsten Erfolge verfochten hat sie etwas später der katholische Geistliche Matthew zu Cork in Irland, der im Anfange des Jahres 1838 in jener Stadt eine Enthaltsamkeitsgesellschaft gründete, die schon am 20. Jan. 1840 nicht weniger als 500,000 Mitglieder zählte. Cork wurde ein wahrer Wallfahrtsort, und als Matthew einmal Limerik besuchte, drängten die Mengen so entsetzlich um ihn her, daß Truppen ausrücken mußten, um Unglück zu verhüten. Die Erfolge seiner Wirksamkeit sind für den Menschenfreund wahrhaft erquicklich. In Limerik haben 80 Wirthe und Branntweinhändler ihre Schankgerechtigkeit nicht erneuern lassen. In einer anderen und kleineren Stadt haben 14 Personen den Verkauf geistiger Getränke aufgegeben und meistens Suppen- und Kaffeebuden dafür errichtet. In Cork haben, abgesehen von der großen Verminderung der Schankgerechtigkeiten, 16 Wirthe sich in kurzem zahlungsunfähig erklärt und alle Schuld davon auf Matthew's Wirksamkeit geschoben. Die Zahl derer, welche nach Empfang des Wochenlohns in Folge sonnabendlicher Raufereien zum Spital abgeliefert wurden, ist dort bis auf ein Dritttheil gegen früher heruntergegangen. Die Fälle, daß Weiber, welche von ihren trunkenen Männern mißhandelt waren, ins Krankenhaus gebracht wurden,

haben dort fast ganz aufgehört. Die Unglücksfälle, daß Arbeiter vom Gerüst stürzen, sich bei den Maschinen verletzen u. dergl., haben um die Hälfte abgenommen. Aehnliche Resultate könnte man fast aus allen Städten des südlichen Irlands berichten.

Und haben nicht auch bei uns selbst ganz in der Nähe die Enthaltsamkeitsvereine Frucht und Segen getragen? Ehre, dem Ehre gebühret (Römer am dreizehnten). Aber dennoch! — dennoch unter den frühern Entsagern des berauschenden Wassers späterhin so viele Abfällige von diesem neuen Leben, und so viele Rückfällige in das alte Wesen! Haben die Enthaltsamkeitsvereine sich abstrapazirt, um hier einem und da einem die Branntweinsscheu einzuimpfen: so geschieht's nicht selten, daß der Patient dahingeht und die Impfe abschüttelt wie der Hund den Regen. — Und noch viel größer ist leider die Zahl derer, die an den Enthaltsamkeitsbestrebungen noch immer kopfschüttelnd vorüberschreiten, hohnlachend von fern stehen und mit Ingrimm darauf hinblicken!

Man sieht wohl, auch die Enthaltsamkeitsvereine vermögen nicht, den Branntweingötzen zu stürzen und seine Anbeter von ihres durstigen Fleisches tollen Gelüsten zu kuriren. So wird denn wohl, wenn's besser werden soll, die Hülfe und Heilung anderswoher kommen müssen, nämlich

c. Von Gotteswegen.

Der Herr vom Himmel, der einst aus dem Saulus einen Paulus gemacht, hat überall die Radikalkuren sich und seiner Macht vorbehalten. Er allein ist's, der auch aus den Branntweinsfluthen, die ein armes Menschenkind nach Leib und Seele zu verschlingen drohen, gnädig errettet. Wann aber und wie das geschehen? Nur einmal braucht man in den gähnenden Branntweinsschlund, der uns verschlingen will, hinuntergeschaut, nur einmal die eigene Hülflosigkeit und Verlorenheit erkannt und dann nur aus Herzensgrunde, wie jene armen Schiffbrüchigen, geschrieen zu haben: Herr hilf, wir verderben: so steht der Arzt, Helfer und Retter da. Du bist dann unter seinem Schutz und Schirm geborgen, selbst wenn er dich noch eine Zeit lang mit den feurigen Wassern kämpfen ließe. Willst du das recht anschaulich haben, so lies mit Bedacht die folgende Geschichte von

Kampf und Sieg.

Ein Landarzt, der sonst vielen guten Willen und Liebe zum Guten zeigte, hatte eine außerordentliche Neigung zum Trunke, die durch seinen Stand sehr begünstigt wurde. Aber er kämpfte einen guten Kampf mit sich selbst, obschon der Sieg ihm nicht werden wollte. Sein Pfarrer wußte, welchen Kampf er kämpfte, und trug ihn mit Geduld; ließ auch nicht zu, daß andere hart über ihn urtheilten. „Laßt ihn nur gehen!“ sagte er zu diesen, und ermahnte auch die Frau jenes Mannes zu liebevoller Geduld. Sprach er aber mit ihm allein, unter vier Augen, dann geschah dies mit Worten des liebevollen Ernstes. Da erzählte denn der arme Seelenkranke oft:

„Ach, Sie wissen nicht,“ sprach er, „wie viel ich kämpfe, und wie schwer mir der Kampf wird. Wenn ich aus der Stadt herausgehe, habe wohl daselbst schon, weil mich durstete, einige Schoppen Wein getrunken: begleitet mich auf dem ganzen Wege, wenn ich allein bin — und gehe ich in Gesellschaft, die mich zerstreut, ist die Gefahr noch größer — der Gedanke: „Sollst wohl im nächsten Dorfe noch ins Wirthshaus gehen und noch einen Schoppen trinken!“ — „Nein,“ sage ich, „du sollst nicht!“

„Viel getrunken hast du in der Stadt gerade noch nicht,“ denke ich weiter, „du könntest wohl noch einen Schoppen trinken, 's ist ja heute so heiß.“ — „Nein,“ sage ich, „du sollst nicht!“ —

„In dem untern Wirthshause,“ denke ich weiter, „ist heute gewiß der und der, ein guter lieber Freund, den ich lange nicht gesprochen habe; solltest wohl hingehen und einen Schoppen trinken?“ — „Nein,“ sage ich, „du sollst nicht!“

„Die Frau des Gevatters im obern Wirthshause,“ denke ich weiter, „sah neulich so krank aus, und sie schickt nicht zu dir, denn sie will dich nicht gleich bemühen; solltest wohl einmal hineingehen, das wär' ja wohl Christenpflicht?“ — „Nein,“ sage ich, „du sollst nichts trinken und darum nicht hineingehen!“

„So geht es an ein Denken und Streiten, bis ich im Dorfe bin, und sage noch immer vor mir her: du sollst nicht! du sollst nicht! Bei dem ersten Wirthshause bin ich vielleicht glücklich vorbeigelaufen, so sauer es mir auch wurde, ohne mich umzusehen. Jetzt komm' ich ans

zweite, und da steht zum Unglück ein Bekannter vor der Thür und ruft mich an: „Ei, was gehen Sie denn vorbei? Kommen Sie doch her, nur auf ein Wort!“ und dann bin ich meistens verloren. Denn antworte ich auch: „Ich habe keine Zeit,“ so sagt jener: „Auf eine Minute oder zwei wirds Ihnen doch nicht ankommen!“ Ich aber, den das Weitergehen ohnehin sauer genug ankommt, bleibe stehen, kapitulire, bis noch einer oder zwei herauskommen und — gehe hinein.“

„Bei dem ersten Schoppen denke ich wohl noch daran, jetzt solltest du wieder gehen, und will es auch. Aber der Wirth oder ein Gast bringt mir vielleicht den zweiten: ich fange nun an zu erzählen und vergesse mich! Vom dritten Schoppen an denke ich immer weniger daran, daß ich aufhören soll, bis ich es zuletzt ganz und gar vergesse.“

Und wenn der Mann so erzählte, weinte er sehr; denn es that ihm in der Seele leid, daß er sich und den Seinigen zur Schande und zum Schmerz so ein Sclav des Trunkes sein mußte. In guten ruhigen Stunden liebte er ja Gott und das Gute so herzlich! Liebend ernst sagte ihm dann der Pfarrer, wie er doch Gott immer mehr und besser lieben, immer mehr beten und immer besser wachen und kämpfen müsse; und gab ihm noch allerlei Rathschläge und äußere Verhaltungsregeln, die den Kampf erleichtern konnten. Und siehe, der Kampf gelang nach langem Streite. —

Da sagte oft der Pfarrer zu denen, die hart geurtheilt und voreilig verdammt hatten: „Diese, die im ernsten, harten Streite, ohne durch ihr oftmaliges Unterliegen an Gottes Kraft und Liebe zu verzweifeln, obgesiegt haben, sind es, welche einst die Krone empfangen werden. Unser Freund, der Doktor, hat gekämpft mit seinem natürlichen Hange, mit Verhältnissen seines Standes, die den Hang nährten, mit täglicher, stündlicher Lockung, und siehe, die Liebe Gottes, welcher er unter Gebet und Thränen sich immer wieder und wieder übergeben, war in ihm mächtiger als sein böses Gelüst und hat gesiegt.“ — Kein Sieg ohne Kampf, Gebet und Thränen, aber manch Mal greift die Hand Gottes noch sichtbarlicher darein, und es geschiehet solch einem armen Trunkenbolde, wie im Hiob (Kap. 33, 15.) geschrieben steht: „Im Traume des Gesichts in der Nacht, wo der Schlaf auf die Leute fällt, da öffnet er das Ohr der Leute und schrecket sie

und züchtiget sie, daß er den Menschen von seinem Vornehmen wende und verschone seine Seele vor dem Verderben. Deß ist Zeugniß folgende Geschichte, die von einem Augenzeugen also berichtet wird.

Der bekehrte Trunkenbold.

Ein nicht unbemittelter Landmann hatte sich dem Trunk ergeben, seine Wirthschaft in Verfall und seine gute Frau durch Herzeleid unter die Erde gebracht. Nach einer Sauferei, die bis spät in die Nacht gedauert hatte, ward er eines Morgens durch einen grauenvollen Traum aus dem unruhigen Schlummer aufgeschreckt. Es erschien ihm ein Leichenzug, dem, als seine Frau zur Erde bestattet worden, ganz gleich, und aus dem Zuge erscholl einmal über das andere eine furchtbare Stimme: „Sünder, bessere dich!" Er riß die Augen auf; aber der Leichenzug verschwand nicht. Er stopfte beide Fäuste in die Ohren; aber das „Sünder, bessere dich!" drang und schallte immerfort ihm bis ins innerste Gehirn. — Er sprang aus dem Bette, eilte zum Dorfe hinaus zur Feldarbeit; aber der Leichenzug blieb auch dort noch eine Zeitlang in seiner feierlichen Ordnung vor seinen offenen Augen und die Stimme ermüdete nicht. Endlich vergingen ihm vor Ermattung die Sinne, er stürzte nieder, lag eine Zeitlang ohne Bewußtsein, und als er nach einer Weile wieder zu sich kam, war die grauenvolle Erscheinung verschwunden. Er eilte zum Prediger, stellte sich demselben als ein reuemüthiger Sünder dar und bat ihn, den Schwur von ihm anzunehmen, daß hinfort nie wieder ein Schluck Branntwein über seine Lippen gehen solle. — Der Prediger aber widerrieth es ihm, schon jetzt diesen Schwur auszusprechen, sondern es vorerst bei einem festen Vorsatz bewenden zu lassen und zu sehen, ob er diesen, auch ohne Schwur, werde halten können. Denn ein übereilter und dann vielleicht gebrochener Schwur würde seine Gewissenspein nur noch verschärfen. — Ein Zeitlang reichte denn auch der ehrlich und ernstlich gefaßte Vorsatz aus. Darnach aber ereignete es sich, daß der in der Besserung schon glücklich Vorgeschrittene mit einem Handelsmann ein Geschäft abschloß und dieser nun, wie Brauch ist, zum „Weinkauftrinken" auffordert. Man war beiderseits lustiger Laune, der Leichenzug war ziemlich vergessen, die Entschuldigung „ich habe den Branntwein abgelobt" wurde von der lu-

stigen Gesellschaft verlacht und verspottet: „ein Gläschen könne ja nicht schaden," — dem einen folgte aber noch eins und noch eins und noch eins, — unser Mann stolperte endlich nach Hause, warf sich auf's Bett, schloß die Augen und — der Leichenzug ging sogleich wieder vorüber und die Stimme: „Sünder! Sünder! bessere dich!" erscholl von neuem. Der zerknirschte Missethäter eilte wieder zum Prediger, der aber jetzt, wo der Vorsatz an der Flasche gescheitert war, um so weniger den Schwur annehmen wollte, um das Uebel nicht ärger zu machen. — So ging wieder einige Zeit hin. Der Vorsatz hielt gegen alle Erschütterungen Stand und der Leichenzug war seitdem nicht wieder erschienen. Da — eines Sonntags — als der Prediger vor dem Altar den Gottesdienst mit dem Segenspruch geschlossen, trat plötzlich jener Mann an die Stufen des Altars und rief laut: „Ich schwöre vor Gott und euch allen, daß nie wieder ein Tropfen Branntwein über meine Zunge gehen soll!" — Das hat er denn nun auch schon Jahrelang gehalten und sein Hauswesen, wie seine Gesundheit bessern sich zusehens.

Das sind Radikalkuren wider Branntweinsseuche von Gotteswegen. Wer gründlich auskurirt werden will, der gehe zu Ihm! Ihm! Ihm! Nur von Ihm kommt dem armen Trinkbruder die Herzensschwenkung, welche vom Branntwein umwendet und Kehrt macht. Von Ihm kommt auch die Kraft, die Lust zu dämpfen, die Versuchung zu bestehen, den Sieg zu gewinnen und das Feld zu behalten. — Gott walt's! —

Wider den argen Feind.

Der Branntewein, ein arger Feind,
Hat's noch mit keinem gut gemeint.
Er raubt dem Menschen Geld und Gut,
Verdirbt des Menschen edles Blut.
Zerstört der Seele herrlich Haus,
Macht gar ein Jammerbild daraus,
Gar manchen wirft er früh ins Grab,
Denn er kürzt ja das Leben ab.
Ja! auch der Geist wird mit verletzt,
Wenn jemand sich am Trunk ergötzt,
Er macht den Kopf gar wüst und leer
Und schadet dem Verstand gar sehr,
Daß mancher schon ins Irr'nhaus kam,

Der täglich Branntwein zu sich nahm,
Und ach! er mordet selbst das Herz,
Daß es nicht fühlet Freud' noch Schmerz.
Ja wahrlich! ein solch arger Feind
Hat's noch mit keinem gut gemeint.
Und doch wie mancher hat ihn lieb,
Wie mancher sich ihm ganz verschrieb,
Wie mancher nimmt ihn noch in Schutz,
Als wäre er was werth und nutz.
O Freund, schau doch das Elend an,
Das ach! der Branntwein richtet an,
Thu doch nur mal die Augen auf,
Betrachte doch den Lebenslauf
Der vielen, die da Branntwein trinken,
Schon früh durch ihn in Elend sinken,
Der vielen, die verloren gehn,
Weil sie dem Feind nicht widerstehn.
Sprich nicht: „Ich trink nur dann und wann!"
Ach! so fing auch der Arme an,
Der von dem Branntwein nun besiegt,
Gefesselt ganz in Ketten liegt.
Sprich nicht: „Ich kann ihn auch wohl lassen!"
Ach nein! du sollst ihn völlig hassen,
Ihn hassen als den argen Feind,
Der's noch mit keinem gut gemeint,
Der alle, die ihm trau'n, betrügt
Und gleich dem Teufel teuflisch lügt.
Wohlan denn, Freunde, laßt uns ringen,
Daß wir den argen Feind bezwingen!
Ich weiß auch wohl einen guten Rath,
Der werde denn alsbald zur That!
Wir sprechen: „Keinen Branntwein mehr!"
Das sei in unsrer Hand der Speer,
Mit welchem wir zu Felde ziehn
In Gottes Namen frisch und kühn;
Doch schreiben wir in unsre Fahn':
„Mit unsrer Macht ist nichts gethan!"
Und streiten so bis an das Ende,
Denn Gott der Herr stärkt uns die Hände,
Daß wir besiegen den argen Feind,
Der's noch mit keinem gut gemeint.

VII.

Fasttag — ist ein armer Wicht; Fastnacht — gar ein Taugenicht.

Erster Brief.

Mein lieber August!

Hand her! würde ich sagen, wenn statt dieses Briefes, der nur mein Schatten ist, ich leibhaftig selber zu Dir ins Zimmer treten könnte. Denn es verlangt mich recht herzlich, Dir einmal an den Puls zu fühlen, um zu erfahren, wie's denn eigentlich jetzt mit Dir bestellt und ob an Deinem Pulsschlage noch der alte Luthersche Herzschlag von vordem zu merken ist. Bin daran stark zweifelhaft geworden seit Deiner letzten Briefpost. Hättest Du mir es doch gar nicht geschrieben! Wirst ja wohl wissen, Lieber, was ich meine. Und wenn Dir's Gewissen nicht schlüge, will ich's sagen. Dein Katholisiren, Dein Romanisiren, Dein Fastnachtiziren meine ich; das ist's, was mich an Dir irre gemacht hat. Nimm's nicht übel, daß sich mein evangelisches Blut gleich in den ersten Federstrichen dieses Briefes Luft macht und ich, so zu sagen, mit der Thür ins Haus falle. Aber Dein letztes Schreiben hat mich nun einmal schlecht erbauet.

Du weißt, Herzensbruder, wie oft ich gegen den ganzen Troß der Lichtfreundschaft und des Freigemeindlerthums mit tausend Freuden dem rechtschaffenen Katholicismus mannhaft die Stange gehalten habe. Weißt, daß ich im Kampfe gegen alten und neuen Unglauben mich allezeit auf Seiten der gläubigen Katholiken schlage und auch, so lange es ohne Hals- und Beinbrechen, will sagen: ohne Leibes- und Seelenschaden abgehen kann, zu ihnen treulich stehen will. Denn das Dreigestirn des apostolischen Bekenntnisses in den drei Artikeln christlichen Glaubens leuchtet ja denen von Rom, wie denen von Wittenberg als eine gemeinsame Sonne; sollt' ich diese Glaubensgemeinschaft verleugnen, diese Freundschaft aufkündigen, diese Bundeshand zurückstoßen? Davor mich Gott bewahre!

Dies vorausgeschickt, darfst Du mir nun nicht kommen und sagen: Der ist auf die Katholischen verbissen!

Wenn ich das nun aber nicht bin und doch wegen Deines Katholisirens Dir die Epistel lese: so muß das wohl seine ganz besondern Gründe haben. Und die hat's auch.

Habt da also auch bei Euch im Orte Fastnacht gefeiert. Ei, sieh' mal! Katholiken und Protestanten, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber, Heiden und Türken und was sonst noch an der saubern Feier sich hat betheiligen wollen — alles hat Fastnacht gefeiert und ist „alles so vergnüglich gewesen und so einmüthig und so brüderlich.“ Nun, das muß ich sagen. Das geht noch über Herodes und Pilatus, und das Menschenmögliche habt Ihr geleistet. „Seid umschlungen, Millionen — diesen Kuß der ganzen Welt!“ habt Ihr denn wohl auch zwischendurch gesungen?

Höre, August, laßt mich bei dieser Weltumarmung und diesem Weltkuß nur ja außer Spiele; denn das versichere ich Dir wahr und gewiß: mich sollt Ihr nun und nimmer „mit umschlingen;“ und „küssen“ lasse ich mich auch nicht von dieser noblen Brüderschaft. Fastnachtskuß — brrr! Auch steht geschrieben: „Gehet aus von ihnen und sondert euch ab,“ spricht der Herr, „und rühret kein Unreines an“ (2 Cor. 6, 17.)!

Nein, nein; ich gehe bei dieser Fastnachtsverbrüderung um alles in der Welt nicht mit an! Denn Alliancen, die, wie die Fastnacht, nach der Nacht schmecken und bei Nacht und Nebel geschlossen werden, sind nicht mein Geschmack. Ebenso wenig solche Alliancen, die, wie die Fastnacht, nach dem Fasten schmecken, und könnten sie am hellen, lichten Tage geschlossen werden.

Alle sonstige Freundschaft zwischen den Katholischen und mir wäre sofort aus, wenn sie mir anmutheten, auch nur die Tage ihrer Fasten, die gesetzlichen katholischen Fasttage, mit ihnen zu feiern. Denn ich bin — ohne mich zu rühmen — ein zu guter Protestant, als daß ich in dem Fasten mein Heil suchen sollte. Fasten — wozu soll das? frag' ich. Warum soll ich gerade meinem Magen eine zwecklose Pönitenz auferlegen und ihm auf Tage und Wochen andersherum, als er's gewohnt ist, den Tisch decken; warum nicht auch einmal ein Auge oder Ohr mir zukleben und sie auf halben Sold setzen? Oder soll etwa jener Kunde, um bei gutem Appetite zu bleiben, eine Veränderung haben, und sind die Fasten des Magens wegen da? Doch gewiß nicht. Und was soll das helfen,

frag' ich, wenn ich faste und kein Fleisch esse, dafür aber vielleicht desto mehr Fisch und andere niedliche Speise? Sollen etwa auch die Fischer einmal ihre Erntezeit haben, und sind die Fasten der Fischer und Kuchenbäcker wegen angeordnet? Doch gewiß nicht. Oder sind etwa nicht alle Gottesgaben, die mit Danksagung empfangen werden, gleich gut und unverwerflich (Mtth. 15, 11. Col. 2, 16. 1 Tim. 4, 4.)? Was soll uns also ein Fasten, das die Römlinge mit caro vale! bewillkommnen und die Romanisten mit Carneval antreten?

Ja, wenn's das rechte, biblische Fasten wäre, wollt' ich's nicht verachten, sondern von Herzen mitmachen. Denn solch Fasten muß sein, und nicht blos bei der Gelegenheit, wo dessen Luther im Katechismus gedenket. Du weißt doch wohl die Stelle, wo Luther darauf zu sprechen kommt? Wollen einmal einen Augenblick inne halten, uns darauf zu besinnen. — — Das biblische Fasten ist aber vor allen Dingen geistlich gemünzt. Und solch Fasten sollen nun freilich alle Christen, mögen sie mit dem Vornamen katholisch oder evangelisch heißen, unweigerlich feiern; und nicht blos alle Freitage und die sechs Fastenwochen, sondern alle Tage und Zeiten. Alle Tage soll der Christ sein Fleisch kreuzigen sammt den Lüsten und Begierden, die Lüste dämpfen, verleugnen das ungöttliche Wesen und sich etwas abbrechen, auf daß er habe, zu geben den Dürftigen. Dahin lautet nämlich die geistliche Fastenverordnung, welche der liebe Gott schon längst erlassen und bei seinem guten Freunde Jesaia am Acht und funfzigsten groß und breit ausgehängt hat; der Katalog der gebotenen Fastenspeisen ist der Verordnung beigegeben.

Und wenn nun ein Christenmensch neben dem gottgebotenen geistlichen auch das leibliche Fasten üben d. h. nicht etwa gut katholisch diese und jene Speise meiden, sondern in Speis und Trank ohne Unterschied besonders mäßig und nüchtern sein wollte: der thäte auch keine Sünde, nichts Unbilliges und Unevangelisches. Luther war doch gewiß evangelisch; und doch nennt er das Fasten und leiblich sich Bereiten eine feine (wenn auch nur) äußerliche Zucht. Und unser Herr selber, der freilich zu dem katholisirenden Fasten der Johannisjünger die Seinen nicht anweisen mag (Matth. 9, 14. ff.): will damit doch all und jedem leiblichen Fasten keineswegs (Mtth. 6, 17. 17, 21.) den Stab brechen. Nur evangelischen Zuschnitt

müßt's, wie gesagt, haben, und in Fleischentsagung gesetzt, dabei aber auf solche Lumperei ja kein Verdienst vor Gott dem Herrn gegründet werden. Fühlte sich also etwa einer zu Gebet und Andacht geschickter und seine Seele zum Aufschwung beflügelter, wenn er schmalere Bissen, knappere Kost äße und tränke: der mag mit gut evangelischem Rechte auch fasten und leiblich sich bereiten.

Im Vertrauen gesagt, kann ich's Dir, lieber August, auch wohl bekennen, daß ich selber so ab und zu und ganz in der Stille solchen evangelischen Fasttag halte. Und ich habe immer gefunden, daß dürres Holz leichter brennt als feuchtes. Katholisches Festgeläute, wie etwa Lucä 18, 12., mache ich dann aber bei meinem Fasten nicht; will auch mit meinem „Mäßig- und Nüchternsein zum Gebet" nichts verdienen und meine Fasttage dem lieben Gott nicht etwa auf Rechnung stellen, wie der bewußte Pharisäer. Denn meinem Herrn im Himmel mich wohlgefällig zu machen, dazu sind Fasttage viel zu arme Wichte; da muß ein ganz anderer Mann kommen, der uns vor Gott angenehm mache. Wie sollte doch das gesetzliche, zwangsweise, katholische Fasten es thun, das doch auf keinen Fall mehr ist, als eine rein äußerliche Zucht! — dies Fasten, dabei es doch bekanntermaßen vielfach zugeht, wie wenn ein Mohr weiß werden will und darum seinen Pelz wäscht — dies Fasten, das den Pelz trifft, und den Mann, der darin steckt, frei ausgehen läßt, den Leib trifft, statt der Seele!

Siehst Du, lieber August, darum bin ich nicht einmal den katholischen Fasttagen grün; das katholische Fastnachten ist aber vollends meinem evangelischen Herzen ein Greuel. Und ich begreife Dich nicht, daß Du mit den sonst feinen Fühlhörnern Deines alten christlichen Gewissens es nicht herausgewittert hast, wie schlecht uns Evangelischen das Fastnachtiziren anstehe.

Doch indem ich darüber mit Dir ein Wörtchen zu reden erst recht anfangen will, muß ich schon Punkt machen. Warum habe ich mich aber auch in die Fasttage so sehr vertieft! Wollt's ja gar nicht, als ich zu schreiben anfing. Nun drängt mich Dein kleiner Postillon, der diese Zeilen an Dich bestellen soll, und will fort. So geb ich ihm denn dies Bruchstück von Brief als bloßen Vorläufer eines zweiten, den ich, will's Gott, morgen am Tage schreibe und worin ich erst recht zu Zweck und Ziel komme.

Machte Dir etwa schon dieser Vorläufer von wegen des hinkenden Boten, welcher nachkommen soll, einige Unruhe, so nähm' ichs zum guten Zeichen, und es könnte nichts schaden. Im Uebrigen wünsche ich eine ganz ruhige, gute Nacht und verbleibe

A. 1. März 1852.

Dein treuergebener

Gottfried.

Zweiter Brief.

Lieber August!

Zwischen diesem Nachfolger und seinem Vorgänger liegen keine 24 Stunden. Schenkst mir darum gewiß gern die Vorrede und, wenn Du in diesen letzten Jahren etwas Parlamentiren gelernt hast, rufst Du: „Zur Sache! zur Sache!" Ich bin aber schon dabei, nämlich bei Deinem Fastnachtiziren, Romanisiren, Katholisiren und „fordere mein Jahrhundert vor die Schranken."

Neunzehntes Jahrhundert! in Deinen eigenen Augen so aufgeklärt, daß Du die Leute auf dem Monde tanzen siehst und den mittelalterlichen Sinn und Unsinn längst überwunden zu haben meinst, hörst und siehst Du denn nicht, daß Du mit Deinem Carneval und Fastnachtsskandal noch in der mittelalterlichsten Finsterniß steckst? Aufgeklärt will dies Jahrhundert heißen und selbst das evangelische Volk, das doch wohl erleuchtet sein sollte, ist so verblendet, bei dem erzkatholischen Fastnachtsspektakel, dieser Ausgeburt verfinsterter Jahrhunderte, Jahr aus, Jahr ein noch immer Gevatter zu stehen! Man sieht aber wohl, wenn das Alte nur dem alten Fleische zusagt, so hat es den Vorwurf des Veralteten nicht zu fürchten, sondern gilt immerdar für jung, frisch und modig.

Das wäre unsern lutherischen Kirchenvätern höchst spanisch vorgekommen, ja es wäre ihnen im Traume nicht eingefallen, mit den Katholischen zu fastnachtiziren. Denn unprotestantisch ist der Brauch durch und durch. Mögen die von Rom sich am Fastnachtsdinstag noch einmal recht gütlich thun, ehe am Aschermittwoch das gesetzliche Fasten und Versagen anhebt. Wie sie es verantworten wollen, ist ihre Sache. Aber was gehen die von drüben mit ihrer Fastnachtsfeier uns Evangelische an, uns,

die wir das päpstlich gebotene Fasten abgethan haben? Und meinst Du denn, lieber August, meinst Du im Ernst, daß etwa Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin mit Dir auf Eure Ressource gegangen wären, wo vornheraus geschmauset, gezecht, getrumpft, und hintenhinaus gelärmt, gegeigt, gegalopirt und sonstiger Unfug verführt ist? Diesen Gang hättest du doch wohl jenen Männern nicht zugemuthet.

Ich sage noch mehr. Fastnacht, sag' ich, ist eigentlich auch nicht einmal gut katholisch. Ich traue es dem heiligen Vater zu Rom, der freilich die Fasttage ausschreibt, dennoch zu, er würde, wenn er's nur zwingen könnte, die Fastnacht, diese tobende Einleitung zu den stillen Fasten, gewiß herzlich gern beseitigen. Und daß er aus seiner Tasche auch nur einen Pfennig herausrücken sollte, um diesen Fastnachtsspuk, den seine Heerde treibt, zu befördern: kann ich nicht glauben.

Denn das muß, wenn er's sich überlegt, auch ihm, wie mir — und Dir doch sicherlich auch? — handgreiflich sein, daß dies heillose Institut der Fastnachtsfeier, wie sie nun einmal betrieben wird, nicht blos unprotestantisch, sondern geradezu unchristlich ist. Von der Theilnahme daran sollte jeden schon der Name: „Fastnacht" zurückschrecken, und daß er Dich, August, nicht geschreckt hat, ist mir Leidens genug. Fastnacht — das ist so zweideutig, so irreführend und nicht ehrlich.

Fastnacht — will so viel bedeuten als die schauerliche Nachtfeier vor Fastenanfang. Wer das aber nicht wüßte und von Fastnacht hörte, könnte wahrhaftig glauben, man wäre auf die Fastenzeit so begierig, daß man an den Fasttagen nicht genug hätte und drum auch noch die Nacht zum Fastengeschäft zu Hülfe nähme. Besieht man sich nun aber freilich den Hergang in der sogenannten Fastnacht — du lieber Himmel, wie weit ist man da vom Fasten ab! Warum nennt man doch das Kind nicht beim rechten Namen; warum sagt man statt Fastnacht nicht lieber Gast= Hast= Last= Mast= Quastnacht: so würde man doch nicht irre, sondern durch den Namen gleich der Wahrheit näher geführt und erkennte den Vogel gleich an den Federn. Da könnte man bei Gastnacht an die Gasthäuser und das Gastiren; und bei Hastnacht auf das ungestüme, hastige Getreibe in den Straßen und Häusern; und bei Lastnacht an die drückenden, lasten=

den Nachwehen; und bei Mastnacht*) an das Schwelgen; und bei Quastnacht an die bebänderten Reiser und Stangen gar füglich denken. Dies alles aber sind nun freilich Dinge, welche sich mit dem christlichen Lebensernst schlecht reimen. Und siehe, mein lieber August, das alles hast Du nun mehr oder minder mitgemacht, ohne auch nur mit einer Silbe daran gedacht zu haben, daß Du damit Deinem Christenthum und Deinem Protestantismus einen schwer verantwortlichen Backenstreich gebest.

Nun aber vollends noch die Fastnachts-Maskerade, darein Du Dich auch, wenn auch nur als Zuschauer, gemengt hast. Das hat noch gefehlt. Und wenn da Dein christliches Gewissen nicht gerufen hätte: Gehe aus von ihnen! — so müßte es wohl auf ein paar Stunden schlafen gegangen sein. Denn diese Fastnachtsmummerei ist ein Gaukelspiel der Hölle; nur mit dem Unterschied, daß der Höllenfürst und seine Trabanten denn doch mehr auf äußerlichen Anstand halten. Denn diese Gesellschaft verstellt und verkleidet sich in Engel des Lichts (2 Cor. 11, 14); und sie, die Maskirten bei Euch, die doch Kinder des Lichts sein sollten, borgen sich zu ihren Maskeraden die Montirungsstücke Satans, um ihr schön menschliches Aussehen bis zur Unkenntlichkeit zu verstellen und zu verzerren und unter dieser Larve dann allerlei sündliche Kurzweil zu treiben, die das Licht scheuet. Denke ich mir, daß diese Finsternißwerke von Christen geschehen; gerade in der Nacht geschehen, die den Erinnerungstagen an das Leiden und Sterben unseres Heilandes voraufgeht, so — —

Höre, August, ich muß abbrechen; sonst übernimmt's mich. Denn das macht mir keiner weiß, daß mit solchem Fastnachtstrubel, mit Gläserklang und Paukenschall die heilige Passionszeit und ihre ernsten Erinnerungen auf würdige Weise eingeläutet würde. Oder soll's auch noch den Weg nach Gethsemane hinaus und nach Golgatha im Fastnachtsjubel hinaufgehn? Sag, August, schaudert Dich denn nicht bei dem Gedanken? Kannst Du noch im mindesten zweifelhaft sein, daß das Fastnachten ein Stück ägyptischer Finsterniß und ein Rest des dicksten Heidenthums ist?

Ja, heidnisch, und unökonomisch dazu. Du frei-

---

*) Gut welsch und ehrlich katholisch sagt der Franzose zum Fastnachtsdinstag Mardi-gras, das heißt: fetter, gemästeter Dinstag.

lich mit Deines Gleichen magst solche kostspielige Fastnachtsfeier, welche gleich in die Thaler läuft, bei Deinem Wohlstande aushalten. Aber bei dem armen Volk, das durch Euern Vorgang lüstern gemacht und zur Nachahmung gereizt wird, heißt es:

Nach der Fastnacht
Folgt die Fastwacht.

Denn ihm werden über die Fastnachtsfreuden die letzten Brotgroschen aus der Tasche gelockt. Und noch mehr als die letzten. Denn der Andrang zu den Leihhäusern und zu den Schacherjuden ist nie stärker als zu der Zeit, wo die Fastnachtslüfte wehen. Sollte das einen nicht erbarmen? Sollte man nicht schon darum von der Fastnachtsfeier selber wegbleiben, nämlich um nur den ärmern Bruder nicht in Versuchung zu führen? Und könnte man nicht außerdem noch etwas dagegen thun? Angeblich um der Armen willen hat man in früherer Zeit hie und da der lutherischen Kirche einige kleine kirchliche Festtage gestrichen, um nämlich, wie man wohl gesagt hat, den armen Leuten mehr Erwerbstage zu schaffen. Warum aber, frage ich dann, rottet man nicht zum Wohle derselben Armuth die broträuberische Fastnachtsfeier mit Stumpf und Stiel je eher, je lieber aus? Denn dieser Fastnachtsdinstag ist, wie der bekannte blaue Montag *), für viele ein Wegweiser nach Darbstedt und Mangelburg und Sorgenfeld schon geworden und wird's noch.

Drum, lieber August, laß es Deine letzte Fastnacht gewesen sein, die Du gehalten hast, und „gehe aus von ihnen!" Willst Du aber für Deine Fastnachtskosten, die es Dir dies Jahr gemacht hat, für's künftige und alle folgenden Jahre einen zollfreien Abzugskanal haben: so sieh Dich einmal um, ob nicht ein armer Tagelöhner oder eine gichtkranke Wittwe in Deiner Nachbarschaft zu finden sei, welche in viel Fasten, in Hunger und Blöße ihre Tage und Nächte zubringen. Da hättest Du einen Fleck, Deine jährlichen Fastnachtsgelder allerbestens anzulegen. Erwäg's doch einmal in einer stillen Stunde und sei mit Deiner Entschließung Gott zu Gnaden befohlen von

A. 2. März 1852.

Deinem

Gottfried.

---

*) Vergl. Theil I. Nro. VI.

A. Katholisches Fastnachten.

Im Jahre 1382 hielt Ludwig, Erzbischof zu Magdeburg, der ein Markgraf zu Meißen war, eine herrliche Fastnacht zu Calbe, dahin er viele Fürsten, Herren und Edele beschieden hatte. Da man nun nach gehaltenem Ringrennen, Turniren und Stechen auch einen Abendtanz hielt auf dem Rathhause und einen Rauch sah durch den Boden dringen, ward bald ein Geschrei, es wäre Feuer, und lief jedermann der Treppe zu, auch der Erzbischof selber. Als nun die hohe Treppe von der Menge des Volks beschweret ward, brach sie und fiel ein mit 300 Personen, schlug dem Erzbischof den Hals entzwei, etliche andere neben ihm zu Tode; nicht wenige brachen Beine und Arme, und ward also aus kurzer Freude langes Leid.

B. Evangelisches Fastnachten.

Als einstmals dem Bischof Otto von Bamberg († 1124), der später den Slaven in Pommern das Christenthum brachte, in den Fasten, da die Fische sehr theuer waren, ein kostbarer Fisch auf die Tafel gebracht wurde, sagte er zu seinem Verwalter: „Gott behüte, daß der elende Otto heute allein so viel Geld verzehren sollte. Bring diesen theuern Fisch meinem Christus, der mir theurer sein muß als ich selbst mir bin. Trage ihn zu einem hin, den Du auf dem Krankenlager findest. Für mich, einen Gesunden, ist Brot genug da."

(Dithmar's Historienbuch).

VIII.

Mancher geht nach Wolle aus: Kommt geschoren selbst nach Haus.

Geld! Geld! schreit die Welt. Und seitdem sie, was schon lange her ist, aus diesem Loche gepfiffen hat, ist das elende Metall trotz seines vergelbten und verschimmelten Aussehns zu ungebührlicher Hochachtung und unverdienten Ehren gekommen. Geld regiert jetzt die Welt und behält das Feld. Geld, Gewalt und Gunst brechen Recht und Kunst. Geld giebt Adel und hebt Tadel.

Hast Du Geld: so tritt herfür;
Hast Du keins: steh' bei der Thür —

Das ist der Welt Ton und der Welt Lauf seit länger denn gestern. Wie es schon in einem alten Sprüchlein heißet: Auf des römischen Kaisers Geld ist ein Adler zu sehen. Wer viel solcher Adler hat, dem wird man die Flügel nicht stutzen. Auf des Papstes Geld seind Schlüssel zu sehen. Wer viel solcher Schlüssel hat, der kann alles öffnen, sogar das verschlossene Herzensthürle. Auf des Königs von Frankreich Münzen seind Lilien zu sehen. Wer viel solcher Lilien hat, der wird nirgends für ein Unkraut gehalten. Auf des Herzogs von Braunschweig Geld ist ein Rössel zu sehen. Wer viel solcher Rössel hat, den wird man nicht auf den Esel setzen. — Noch mehr. Die metallenen Füchse und Schimmel haben schon mehr als einen aus der Klemme, darein er gerathen war, glücklich wieder herausgezogen. Denn es ist in gemeinen Welthändeln leider wahr, wie der Lateiner sagt:

Qui non habet in nummis,
Dem hilft nicht, daß er frumm is;
Qui dat pecuniam summis,
Der macht grade, was krumm is.

Geht's und steht's so: dann darf keiner sich wundern, daß nach dieser, zu Winters- und Sommerszeit gleich currenten Waare mit allem Heißhunger gelechzt und die Goldmacherkunst — Alchymisterei vordem geheißen — noch immerdar schwunghaft betrieben wird. Nun hat zwar noch kein Mensch trotz alles Mühens die heißersehnte

Kunst, auch nur Goldstaub zu machen, wirklich entdeckt; der wenigste Mann ist auch nur so glücklich wie jener Böttcher, welcher bei seiner Goldmacherei wenigstens das Porzellan ausfindig gemacht hat. Dessen ungeachtet haben alle mißlungenen Versuche und fehlgeschlagenen Experimente von der betrüglichen Kunst nicht zurückgeschreckt, sondern zu immer neuen Versuchen nur noch mehr angespornt.

Und doch mit Unterschied. Denn den früheren chemischen Weg, auf welchem sonst die Goldmacherei betrieben wurde, hat man jetzt wohl allgemein verlassen und es nach einer andern und leichtern, nach einer spielenden Methode zu betreiben angefangen. Was durch chemische Proceduren nicht zu bewerkstelligen war, das soll jetzt durch spielerische Grundsätze und Handgriffe unfehlbar erzielt werden.

Ich traue aber dem Frieden nicht und getraue mir, frisch weg zu behaupten, daß das Ende von diesem neuen Liede auf ein Haar lautet, wie das Ende vom alten Goldmacherliede. Alchymisten und Spieler haben ein und dasselbe Schicksal, und findet sich schon in einem alten Spruche des neuen

Spielers Conterfei:

„Zur Alchymei sechs Stück gehören:
Tag und Nacht laboriren,
Das Feuer ohn' Unterlaß schüren,
Rauch und Dampf spüren,
Sich selbst insiciren
Und endlich den Betrug mit schwerem Herzen spüren."

Ja, ja, den Betrug mit schwerem Herzen spüren! Denn

Mancher geht nach Wolle aus:
Kommt geschoren selbst nach Haus.

Von allen Spielarten bringen nur drei etwas Diensames und Erkleckliches ein. Fürs erste: Kinderspiele, welche müde Beine und gesunden Schlaf schaffen. Fürs zweite: Windspiele, welche, wenn sie auf rechtlichen Füßen gehen, mit allem Fug ein dralles Häschen in die Hausküche liefern dürfen. Fürs dritte: Kirchenspiele, in welchen dem lieben Herrgott zu Ehren gespielt und gesungen wird. An allem übrigen Gespiele ist nicht

viel Freude zu erleben; wohl aber viel Kummer und Herzeleid. Die Ball- und Kegel-, Lust- und Puppen-, Gesellschafts- und Pfänderspiele haben schon recht oft einen gar weinerlichen Ausgang genommen und die Comödien sind geworden zu Tragödien.

Vor allen andern aber sind es die eigentlichen Geld- und Gewinnspiele, welche, wie mit eiserner Kelter, den Thränenwein auspressen, so daß er den armen Leuten wie Wasser die Wangen herunter läuft. Sie sind nichts als Taschenspielerei, wobei den Zuschauern Sand in die Augen gestreuet und etwas vorgeflunkert wird. Geldspiele flunkern Gewinn vor und bringen bitterböse Täuschung hinterher. Sind Taschendieberei und nichts als eine schlecht verhüllte Speculation auf fremde Geldbeutel. Alle Spielhäuser sollten die Inschrift haben: Vor Taschendieben wird gewarnt! Denn was Du als Spieler Dir selbst gönnst, das mißgönnst Du Deinem Mitspieler; was Du gewinnen willst, soll der andere verlieren. Das erste aber ist gegen das neunte; das zweite gegen das erste Nächstengebot: Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst. Ja, diese Karten- und Würfel-, diese Kugel-, Brett- und Lotteriespiele sind rechte Störenfriede und Unholde im häuslichen und bürgerlichen Leben!

Wenn man den Spieler von Profession einen rechten Spielteufel nennt, und die Gemächer, wo dem Spielteufel geopfert wird, als Spielhöllen bezeichnet: so sagt man damit nicht zu viel. Denn zuerst spielst Du darin mit dem Teufel; dann aber spielt der Teufel mit Dir, und kommst in Teufels Küche. Wie er alsdann sein grausames Spiel treibt, das ist hier zu schauen in sechs Bildern mit und ohne Rahmen.

I. Spiel macht arme Teufel.

1. Die Karte und die Kanne
Macht manchen zum armen
Manne.

2. Eher spielen zehne sich arm,
Als einer sich reich.

3. Drei W sind große Räuber,
Das sind: Wein, Würfel,
Weiber.

4. Würfel, Weiber, Weinbeer
Machen manchen Beutel leer.

5. Wer zuerst gewann,
Ward zuletzt ein Bettelmann.

6. Junger Spieler,
Alter Bettler.

7. Runde Hölter und viereckige
Knoken,
Hebben schon manigen Büdel
broken.

8. Wer seinen Einsatz gewinnt,
Hat nicht übel gespielt.

9. Kartenspiel und Trinken
Sind der Weg zum Sinken.

Räthsel.

Ein Vögelein von Elfenbein
Verzehrt dem Müller den Mühlenstein,
Dem Bauer das Roß,
Dem Junker das Schloß,
Dem Schneider die Ell' und die Scheer'
— Und's Räthsel ist nicht schwer.

(Würfel.)

Daß die vorstehenden 9 Mann keine Lügenmäuler sind, wird ihnen jeder attestiren, wer nur einigermaßen die Lebensläufe der Spieler beobachtet hat. Man erzählt von dem großen Zauberer Philadelphia, daß er bei seiner Ausweisung aus Berlin gleichzeitig zu allen Thoren hinausgefahren sei. Umgekehrt fährt die Armuth zu Spielers Hause durch alle Pforten hinein. Was man sehr zart und zierlich „Unglück im Spiel" nennt, ist nichts weiter als der gedachten Bettelpforten eine. Es spielen sich eher zehne arm, als einer reich. Wenn Fortuna lange genug den Balancirtanz auf ihrer Kugel aufgeführt hat, fällt sie endlich und bricht den Hals. Aber von zehn Spielern leiden, noch ehe sie fallen und den Hals brechen, gewißlich neun schon lange vorher am Zehrfieber der Armuth. Denn wenn über dem Gespiele die Berufsgeschäfte versäumt und die Tagesarbeiten vernachlässigt oder nur lässig und obenhin betrieben werden: zehrt das etwa nicht am Wohlstande und bringt das etwa keine Einbußen? Zu wie vielen Spielern nimmt gerade durch diese Hinterpförtchen — wie ich's nennen möchte — die bittere Armuth ihren heimlichen Eintritt. Und bald ist dann der arme Teufel fertig.

Denn es hat nicht jeder, wie der alte Blücher, der bekanntlich ein Erzspieler war, einen unerschöpflichen Zahlmeister, der für ihn den Beutel ziehe, bis ans Ende zu seiner Seite sitzen. Auch hat nicht jeder solchen Bedienten, wie jener junge Graf. Dieser hatte zu Baden 30,000 Gulden auf dem Roulette gewonnen. Als er am andern Morgen aufstand, fand er sein Geld nicht mehr, und auch sein Diener war fort. Nach acht Tagen erschien dieser wieder. „Woher kommst Du?" redete er ihn barsch an. „Von Wien," lautete die Antwort. „Und wo ist mein Geld?" fragte weiter der Graf. „Das ist auch in Wien," antwortete der Gefragte. „Denn ich

glaubte," setzte er hinzu, „Sie würden das Spielen doch nicht lassen können. Darum habe ich das vor acht Tagen gewonnene Geld nach Wien gebracht, und hier ist die Quittung von Ihrem Herrn Vater." Das nenne ich einen treuen Diener und starken Riegel gegen die Armuths-Teufelei.

II. Spiel macht dumme Teufel.

1. Würfel-, Karten- und Federspiel
Verkehrt sich oft! Wer's merken will.

2. Mit Spielern und Rennpferden
Wird es nicht lange währen.

3. Spielen ist keine Kunst;
Aufhören bringt Glück und Gunst.

4. Reiche Spieler
Und alte Trompeter
Sind selten.

5. Fürstengunst, Aprilenwetter,
Frauenlieb und Rosenblätter,
Würfelspiel und Kartenglück
Verändern sich all' Augenblick.

Das sehen die dummen Teufel aber nicht ein und wollens nicht glauben; vermeinen, nur immer gewinnen zu müssen, wenn sie dem Glücke im Schoße sitzen, und an den Umschlag denkt keiner. Und wer vor Mitternacht verloren hat, tröstet sich damit, daß nach Mitternacht sich das Spiel ändern müsse. Wie an die Untreue seiner Geliebten niemand glaubt, bis er's mit Händen greift: so bezaubert die Hoffnung auf unausbleiblichen Gewinn den Spieler, und der Zauber hält so lange an, „bis das Geld verloren, und er sich kratzt hinter den Ohren." Um die Ohren ein Schlag, von eigenen Händen verabreicht, dürfte alsdann freilich wohl noch besser angebracht sein; denn ein rechter Schwaben- und erzdummer Streich ist's, zu spielen und kein Verspielen zu fürchten.

Spiel macht dumm, und es wäre ein Wunder, wenn's nicht dumm machte; denn es wäre dann aus der Art geschlagen. Bekanntermaßen nämlich ist das Kartenspiel erfunden, um den französischen König Karl VI. († 1422), welcher wahnsinnig geworden, angemessen zu beschäftigen.

Spielsucht verdummt aber auch sonst noch; stumpft ab den Geschmack für alle edlere Beschäftigung und höhere Genüsse; macht gemüth-, herz- und geistlos. Hat Freund Hansemann in Berlin jemals ein wahres Wort gesprochen, so ist es das: „Beim Geldpunkte hört alle Gemüthlichkeit auf." Und in dieser Herz- und Geist-

losigkeit theilen sich mit den Geizhälsen die Spieler, so ungleichen Sinnes sonst auch beide sein mögen. Wers nicht glauben will, lasse sich erzählen und sage dann, ob nicht das überall der Hergang ist, und ob der Platz für die ungesalzensten und ungewaschensten Reden nicht gerade am Spieltische zu finden sei.

Der englische Philosoph Locke († 1704) besuchte einst den Großkanzler von England, Lord Ashley, Grafen von Shaftesbury, mit dem er in sehr freundschaftlichem Verhältnisse stand, und traf ihn in Gesellschaft beim Kartenspiele sitzend. Locke sah lange Zeit ruhig dem Spiele zu, endlich zog er seine Schreibtafel heraus und schrieb mit anscheinend großer Aufmerksamkeit einiges hinein. Als ihn nach einigen Stunden der Kanzler fragte, was er schreibe, antwortete er: „Ich bemühe mich, Mylord, Ihre Gesellschaft so viel zu nützen als ich kann. Schon lange sehnte ich mich danach, in diese Gesellschaft der klügsten und geistreichsten Männer unserer Zeit zu kommen, und da mir nun endlich dieses Glück geworden ist, so glaube ich, nichts Besseres thun zu können, als Ihre Unterredung mir aufzuzeichnen. Wenn Sie erlauben, will ich nun vorlesen, was ich geschrieben habe." Hierauf las er einen Theil ihres Gesprächs her; allein kaum hatte er eine Weile gelesen, so schämten sich die Herren ihres Kartenspiels und wählten eine würdigere Unterhaltung. Das Spiel hatte aus diesen geistreichen Männern — wenigstens während des Spiels — geistlose Menschen und dumme Teufel gemacht. Dächte einer hierbei an die Lichtwer'sche Fabel von den „seltsamen Menschen," der hätte auch keine unrechten Gedanken. Denn

Spieler verliert 5!

steht nicht zur langen Weile auf den „Lotterie-Bildern für Kinder," und ist dies auf solchem Bilderbogen (beiläufig gesagt) das einzig gescheute und für die Kinder einzig brauchbare Bild. Spieler verliert 5! Nämlich alle fünf Sinne. Stutze darob nicht. „Aber," sprichst Du,

„Wenn sie nicht hören, sehn,
Noch riechen, schmecken, fühlen:
Sag' mir (soll ich's verstehn)
Was thun sie dann?" — Sie spielen.

III. Spiel macht unglückliche Teufel.

1. Mancher denkt zu fischen
   Und — krebset.
2. Spiele nicht in der Fremde,
   Verlierst sonst Rock u. Hemde.
3. Lotterie:
   Lodderie.
4. Lotterieloose
   Sind Eingangszettel zum Armenhause.

Die Armuth, welche zu den Gästen am Spieltische sich unsichtbar niederläßt und mit ihnen vom Tische aufsteht, wie oben gezeigt worden, ist so für sich allein noch kein Unglück; aber auch unzweifelhaftes Unglück laden sich die Spieler auf den Hals. Spiel macht auch unglückliche Teufel. In Familien, wo der Hausvater ein Spieler, ist gemeinlich der Teufel los. Asmodi, der Hausteufel, tobt und poltert und nimmt sieben Geister zu sich, die ärger sind als er selbst. Scharf wie ein Scheermesser schwirren die Worte vom Munde des Spielvaters, wenn er ein Verspieler gewesen, hinüber zu der trauernden Hausmutter und schneiden ihr tief ins Fleisch, und sie hat keinen gnädigen Gott mehr im Hause. Verschüchtert fliegen die Kinder in alle Winkel oder hangen der Mutter am Arm und helfen ihr weinen; wenn nicht etwa ein arglos keckes Bürschchen darunter ist, wie jener Schulbub, der eben, als der Spielvater die Mutter derb ausgezankt hatte, aus der Schule nach Hause kam. „Vater," sagte der, „ich weiß gar nicht, wie Du heute aussiehst; wie — wie ein Löwe!" — „Hast Du denn schon einen Löwen gesehen?" fragte der Vater, dem das Gleichniß gefiel. „O ja," antwortete das Söhnchen, „letzthin ihrer vier bei dem Müller." — „Das waren ja Esel!" sagte der Vater. „Nun ja," antwortete der Knabe, „aber gerade so siehst Du heute aus."

Die Wiederholung dieses Falls aus arglosem Kindermunde könnte nicht schaden; aber sie dürfen in der Regel sich nicht rüppeln noch rühren die Kinderlein, wenn der gewissenlose Vater ihnen eben ihr Erbtheil verspielt hat; und was sonst noch im Hause ist, zittert vor dem Haustyrannen, wenn er vom Spiele kommt. Der liebe Engel, welcher über stilles Hausglück seine schirmenden Flügel breitet, ist zu dieser Behausung längst ausgezogen; und der Storch auf dem Dache, den schon die Alten als den „frommen Vogel" in Ehren hielten, steht auch schon auf einem Beine wie zum Sprunge und will davon, aus

Furcht, mit seinen Jungen hier oben auch noch verspielt zu werden von dem Hausherrn da unten.

Und die Hausfrau da unten wartet noch manches liebe Mal bis in die sinkende Mitternacht hinein vergeblich auf die Rückkehr des Spielvaters; und das Kinderröckchen wird immer schmaler und knapper zugeschnitten; und die Hauskost wird immer magerer; und ganze Berge schwarzer Sorgen verdüstern der treuen Hausmutter den Blick in die Zukunft. Und wenn nun über kurz oder lang der Spielvater selbst, ob mit Pulver oder Blei, oder mit Strick und Fluth, seinem verlornen Leben ein Ziel setzt, oder er zuletzt im langen Bettlertroß Weib und Kind hinter sich herzieht: Wer hat angerichtet das Unglück ohn' Ende? Das Spiel.

„Siehst Du," sagte mit der Zeitung in der Hand ein Ungläubiger zu seinem gottesfürchtigen Nachbar, „siehst Du, wohin es mit Eurem „Glauben" geräth? Da hat sich schon wieder einer aus lauter Frömmigkeit das Leben genommen." Der Nachbar erwiederte: „Woher, aus Glauben oder aus Unglauben, kommt es, daß allein die Hazardspiele in Frankreich, wie die amtlich statistischen Angaben versichern, alljährlich 2630 Menschen den Zuchthäusern und Galeeren zuführen, und nicht weniger als 229 Selbstmorde veranlassen? Ist auch daran der Glaube schuld gewesen, und muß es denn immer noch gehen, wie in jener Fabel, wo Wolf und Lamm aus einer Quelle tranken, jener oberhalb, dieses unterhalb; und dennoch das unschuldige Lamm sich vom Wolfe beschuldigen lassen mußte, ihm das Wasser getrübt zu haben?" Die Antwort ist auf diese Entgegnung der Ungläubige heute noch schuldig.

So will ich denn für ihn antworten und sagen: Das Spiel ist das Gewächs, in dessen Schatten alle Keime des Hausglücks verdorren; ist ein Verkehr, wo es sich um Hab und Gut, um Leib und Leben, um Seele und Seligkeit handelt. Denn daß auch die Seele dabei auf dem Spiele steht, bedeutete einst mit schöner Offenheit der in Gott entschlafene geheime Kammerrath von Bachow seinem vermeinten guten Freunde. Als dieser nämlich ihm während seiner letzten Krankheit rieth, das Gemüth nicht auf zu ernste Dinge zu richten, sondern die Zeit lieber mit Kartenspielen hinzubringen, gab er seinem Rathgeber zur Antwort: „Mein lieber Herr, ich bin in gesunden Tagen

kein Freund von Kartenspielen gewesen, und sollte jetzt auf meinem Kranken- und vielleicht Sterbebette die noch kurze Zeit meines Lebens verspielen? Herr, mir bangt; ich könnte am Ende wohl gar meine Seele verspielen!"

Schrecklichster der Schrecken! Hab und Gut zu verlieren, harte Thaler und Wildemanns-Dukaten einzubüßen, ist dagegen nichts. Vor etlichen Jahren saß ein noch nicht alter Mann an der Pharobank zu E. Seine Karte war bereits mehrmals gebogen, vor derselben lag eine Rolle Geld. Der Banquier zog ab, zwei — drei Mal; die Karte hatte 1000 Dukaten gewonnen. Mit vornehmer Nichtachtung schob der Croupier die Summe hin, als wären's Zahlpfennige, und fragte den Gewinner, wie er jetzt weiter zu spielen gedenke. Der Befragte gab weder auf diese Frage Antwort, noch zog er den Goldhaufen ein; sein Auge blieb starr auf die Karte gerichtet; sein Antlitz war kreidebleich. „Mein Herr," mahnte der Croupier, „ich bitte, streichen Sie ein." — Keine Antwort. „Sie stören das Spiel," fuhr unwillig der Banquier fort. — Keine Antwort; der bleiche Mann rührte sich nicht. Die Mitspielenden wurden unwillig, man lärmte, man stürmte auf ihn mit Worten des Vorwurfs. — Keine Antwort; der geschmähete Mann nahm alles ruhig hin. Endlich faßte ihn sein Nachbar bei der Hand. Ach, die Hand war eiskalt. Der Mann war todt! Wußte nichts von seinem Gewinnste; desto mehr vielleicht von seinem Verluste.

Auf der Rangliste der unglückseligen Spielhelden stehen die Lotteriespieler nicht unten an. Es wäre davon manche vorn komische und hinten tragische Geschichte zu berichten. Doch lassen wir das für dies Mal. So viel sage ich aber: Wäre ich Staat, oder Regierung, oder auch nur ein Stück „Kammer," ich stellte im nächsten November zum Wohle der Menschheit aus christlicher Bruderliebe den leicht zu motivirenden Antrag: „Weg mit der Lotterie!" Lotterie — Lodderie! Und sollte ich dies Unglücksinstitut nicht zu stürzen vermögen: nun, so würde der Antrag doch gewiß durchzubringen sein, daß die Lotteriecollecteure statt der Gewinnnummern künftig die Nieten auf ihre Aushängetafel mit Pfundbuchstaben verzeichnen müßten, als Gegengift gegen die Spielsucht. Denn so sähe es doch gleich jeder von vornherein, wie viel beim Lotteriespiel herauskommt.

IV. Spiel macht bissige Teufel.

1. Spielschaft
Sticht Brüderschaft.

2. Das heißt ein schlechtes Spiel gemacht,
Wo der eine weint und der andere lacht.

Wie Spielväter auf Weib, Kind und Gesind daheim losbeißen, ist schon im vorigen Kapitel gezeichnet. Ist also die Beißerei am Spieltische selbst noch ein Wunder? Ist nicht, genauer betrachtet, das Spiel an und für sich ein verdecktes Losbeißen des einen auf den andern? Sie heißen zwar Spielbrüder und Spielschwestern; aber diese Bruder- und Schwesterschaft ist nicht weit her. Wie viele Spiele lösen in Zank und Erbitterung sich auf; an wie vielen Spieltischen giebts blutige Köpfe! Ich habe Brüder gekannt, die am Spieltische einander spinnefeind geworden sind und die Blutsbrüderlichkeit einander aufgekündigt haben. „Spielschaft sticht Brüderschaft."

Auch von einem Pastor weiß ich, der mit seinem Spiel einmal einen weggebissen hat aus dem Orte. Dieser mein Uckermärkscher Seelsorger sitzt eines unschönen Tags bei seinem Amtmann im Spielzimmer. Muß von ungefähr ein fremder Mensch kommen, der den Hauswirth zu sprechen begehrt. „Herr Pastor," spricht im Aufstehen der Amtmann, „sehen Sie doch unterdeß einmal meine Karten gefälligst an." Mein Pastor hat die Gefälligkeit, während die beiden da an der Thür ihre Sache mit einander verhandeln. Als die Sache abgemacht ist, kommt der Amtmann, seinen Pastor wieder abzulösen vom Spiel. „Hören Sie," spricht er zu ihm verdrießlich, „Sie haben mich da um einen tüchtigen Dienstmann gebracht. Der Mann, mit dem ich da gesprochen habe, war aus Wallnow und wollte von da herüberziehen zu uns und mein Hofmeister werden. Gefiel mir dieser Mann. Fast schon Handels eins, brach er plötzlich die Unterhandlung mit mir ab. Und als ich ihn ärgerlich frage, was ihm denn mit einem Male in die Krone gefahren, sagt er mir (Sie müssens nicht übel nehmen, Herr Pastor) — sagt: „Ich will doch nur in Wallnow bleiben; denn der neue Pfarrer dahier ist ja, wie ich sehe, ein Kartenspieler und auf der Kanzel wohl gar ein Heuchler. Wir bleiben am besten auseinander."

So ward der Mann aus Wallnow fortgebissen von

einem Pastor. Und das war Unrecht von dem Pastor. Denn ein Pastor muß zum Spielen keine Zeit und keine Lust haben.

So hat wenigstens jener Mann aus Wallnow geurtheilt, und auch noch ein anderer schlichter Bauersmann, den ich nach Namen, Ort und Datum nicht näher zu bezeichnen weiß. Der fand auf einem Kindtaufsschmause ein vierblätteriges Kleeblatt am Spieltisch. Unbekannt mit den Persönlichkeiten, zieht er den Hauswirth beiseits. „Wer ist denn das?" fragt er. — „Siehst Du," zischelt der Kindtaufsvater, „dieser hier rechts ist der Gerichtsrath, der andere linker Hand ist unser Schulze, den Dritten kennst Du, und der Vierte ist unser Pastor. — „Euer Pastor?" fragt mit Befremden der Gast. „Wer ist denn dann hier im Dorfe Euer Seelsorger?"

Ein alter Seelsorger, St. Paulus mit Namen, macht für solche Fälle, wie die eben besprochenen, die treffliche Anmerkung: Lasset uns aber niemand irgend ein Aergerniß geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde (2 Cor. 6, 3). Und wie er selbst es in solchen Fällen gehalten, das steht 1 Cor. 8, 13.

V. Spiel macht spitzbübische Teufel.

„Aber, Herr Geheimerath, wo sind denn nur von den Rockschößen Ihrer Staatsuniform die silbernen Knöpfe geblieben?" fragte, das Staatskleid überm Arm, der betroffene Bediente. „Vater, ich weiß es!" schrie des Herrn Raths kleiner Achtjähriger dazwischen. „Die hat Schröders Wilhelm mir vorige Woche abgewonnen beim Kugeln."

Und manches junge Herrchen hat seinen Herrn Vater wohl noch mehr beschnitten und ihm noch mehr verkugelt und verkartet, als etliche blanke Knöpfe. Das lernen die Jungen von den Alten und, wenn sie es so treiben, so ist das nur ein Akt der Gegenseitigkeit. Denn ist des Vaters Spielverlust nicht ein Raub, der an Weib und Kind begangen wird? Wenn treulose Vormünder Mündelgelder veruntreuen, werden sie dafür angesehen: Spielväter! sehen euch denn, wenn ihr eure und eurer Kinder Gelder im schändlichen Spiele veruntreuet, keine zwei oder mehr Kinderaugen ins Gewissen?

VI. Spiel macht lüderliche*) Teufel.

1. Wer immer über'm Spiele leit,
Gewinnt Sünd' und verliert die Zeit.

2. Weiber, Wein und Würfelspiel
Verderben manchen; wer's merken will.

3. Jeder Kreuzer gewonnen im Spiel,
Trägt dem Teufel Procente viel.

4. Kartenspiel
Ist Teufels Gebetbuch.

Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Wesen — das sind auf einem Stengel die drei Schößlinge, welche zusammen das lüderliche Kleeblatt bilden. Diese drei aber sind bei einander. Zu dieser höllischen Dreieinigkeit gehört nun auch die Spielsucht. Ist mit dem „hoffährtigen Wesen" nicht des Spielers leibhaftiges Conterfei gezeichnet? Spielt nicht eben der Spielsüchtige, um sich zu heben und aufzuschwingen und hochzufahren? Wo sind denn nun aber die beiden Compagnons, welche oben „Augenlust" und „Fleischeslust" titulirt werden? Nun, die sind auch nicht weit.

Spieler haben Durst, starken Durst; trinken, trinken scharf wider den Durst und über den Durst. Siehe da, das ist schon ein Stück von der „Fleischeslust." Ist aber das Fleisch voll Gelüst und das Herz entzündet, so flammt das Auge, und das Menschenkind sucht dann weiter mit Fleiß, was seinen Augen gefällt, auf wüsten, gräulichen Schandwegen. Das thut „Augenlust." Sie werden schwer zu finden sein die Spieltische ohne schäumende Becher, ohne Gläser voll wilden Feuerwassers! Spiel- und Trinkcumpane halten gute Kameradschaft und stehen, wie Maurer und Zimmermann, mit einander in

---

*) **Lüderlich oder Liederlich.**

Die Alten sagten zürnend lüderlich;
Doch liederlich die Neuern, ganz betreten.
Das Laster, das dem Aase weiland glich,
Dem geben heut ein Röcklein die Poeten.

Sagt Peter Lange. Und ich sage: Es kommt alles darauf an, ob man das Wörtlein mit den Ohren oder mit der Nase taxirt. Nun braucht einer gar keine feinen Riechinstrumente empfangen, auch noch nicht einmal Pulver, sondern nur frische Luft öfter als kölnisch Wasser gerochen zu haben, ums bald herauszuwittern, wonach das Wort rieche. Ob nach „Liedern" oder nach L— (bald hätt' ich's geschrieben).

gutem Kartel. Und was nun der Flaschenteufel ausbrütet an fadem, faulem, unkeuschem und unordentlichem Gezücht: das adoptirt der ihm enge verbrüderte Spielteufel als leibeigenes Kind. Wer mag sie hererzählen die Lebensläufe, welche dem Spiele zum Opfer gefallen sind und nicht blos auf der öden Haide bitterer Armuth, sondern zugleich im tiefsten Sumpfe sittlicher Versunkenheit ein Ende genommen haben mit Schrecken!

Kann denn nun von Staatswegen nichts geschehen, solchem namenlosen Elende, welches der Spielbetrieb herbeiführt, mit Erfolg zu steuern? — Doch, doch! Etwas könnte geschehen; Coercitiv-Maßregeln wenigstens könnten angewandt, der Kartenstempel erhöhet und noch die zwei kleinen Gesetze erlassen werden:

1. In allen Gast- und Wirthshäusern, wo gespielt wird, wird eine volle Stunde vor der Polizeistunde Schicht und Feierabend geboten!
2. Spielschulden dürfen bei Strafe nicht eingefordert und nicht bezahlt werden!

Das einzige Präservativ aber gegen die Spielsucht liegt in dem siebenten und in dem königlichen Gebote: Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst! Ihr Väter und Vormünder, ihr Prinzipale und Meister, ihr Geistlichen und Lehrer thut bei der Auslegung jener Gebote vor euren Pflegbefohlenen eure Schuldigkeit mit Wort und Vorbild! Und zu Beschluß erzählt ein Exempel davon:

Wie mancher ging nach Wolle aus,
Und kam geschoren selbst nach Haus!

IX.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

In vier Kapiteln.

Erstes Kapitel.

Vom Heckemännchen und Würgengel.

Erwägt man des obigen Sprüchleins Gehalt und Gewalt, so wird's der eine für eine warnende Freundesstimme, der andere für eine aufgehobene Elternruthe, der dritte für ein unabänderliches Gerichtsurtel halten. Behalt Du Deine Meinung; ich fange darüber keine Händel mit Dir an. Meinem Auge und Ohr aber erscheint dieser Volksspruch wie drohend aufsteigendes Gewittergewölk mit Donner und Blitz. Und etwas Gewitterhaftes hat denn auch seine ganze Verwandtschaft. Wir sehen und hören daraus, wie es donnert, blitzt, einschlägt, und hinten steht ein Blitzableiter.

I. Fernes Gedonner.

1. Unrecht Gut
Thut nicht gut.

2. Böser Gewinn
Fährt bald dahin.

3. Wie gewonnen,
So zerronnen.

4. Wie Du kommst,
So gehst Du.

5. Unrechter Gewinn
Ist Schab und Schinn.

6. Unrecht Gut hat kurze Währ,
Der dritte Erbe sieht's nicht mehr.

7. Gewonnen mit Schand,
Verschwind't in der Hand.

8. Der Hehler
So gut wie der Stehler.

II. Leuchtende Blitze.

9. Es ist nichts so fein gesponnen,
Es kommt endlich an die Sonnen.

10. Es kommt alles an den Tag,
Was unterm Schnee verborgen lag.

11. Uebelthat
Selbst sich verrath.

12. Wenn der Fuchs 'zeitig ist,
Trägt er selbst den Balg zum Kürschner.

13. Was die Bosheit will verbergen,
Oeffnet Gott durch seine Schergen.

14. Der Krug geht so lange zu Wasser,
Bis er bricht.

III. Zertrümmernde Donnerschläge.

15. Untreue
Schlägt ihren eigenen Herrn.

16. Eilen nach fremdem Gut
Leitet zur Armuth.

17. Gestohlen Gut
Liegt hart im Magen.

18. Gestohlenes Brosamlein
Wird im Munde zum Kieselstein.

19. Uebernommen (übertheuert)
Ist nicht gewonnen.

20. Der ungerechte Heller
Frißt den gerechten Thaler.

21. Was man Gott nimmt,
Das holt der Teufel.

22. Was man an Gott erspart,
Ist mit dem Teufel verwahrt.

23. Wer findet, eh' verloren wird,
Stirbt, eh' er krank wird,
(Nämlich am Galgen).

24. Junger Dieb,
Alter Galgenschwengel.

25. Wer dem Henker entläuft,
Entläuft nicht dem Teufel.

IV. Der Blitzableiter.

25. Ehrlich
Währt am längsten.

27. Ehrlich gelebt und selig gestorben,
Heißet auf Erden genugsam erworben.

28. Reiner Mund u. treue Hand
Gehen durch das ganze Land.

29. Recht thun
Macht sanft ruhn.

30. Treue hat Brot,
Untreue leid't Noth.

31. Gewonnen mit Ehr,
Deß wird immer mehr.

A. Das Heckemännchen.

a. Wo Tauben sind,
Fliegen Tauben zu.

b. Wer da hat,
Dem wird gegeben.

Kommt unbemerkt einer, der nicht viel Lebens und Wesens von sich macht, zu Wohlstand und Reichthum, „so geht das nicht mit rechten Dingen zu. Der muß das Heckemännchen bei sich zur Herberg haben," heißt's dann von rechts und links. Oder hättst Du dies Gesage noch nicht vernommen? Trau, Du hast selbst schon hin und her diese Rede geführt, wenn Du Dir lange den Kopf zerbrochen und doch nicht herausgebracht hattest, wo es dieser und der nur herhabe. Der landläufigen Sage nach schanzt das besagte Heckemännchen seinen Freunden, bei denen es einkehrt, ganz heimlicher Weise und ohne daß sie darum sich mühen, alles das zu, wonach sie lüstert. Der eine empfängt von ihm einen Heckepfennig, der andere einen Heckegroschen, der dritte gar einen Heckethaler. Solch Geldstück zieht dann, wie ein Magnet, alle gleichartigen Münzen in fremden Taschen an sich und plündert sie rein aus. Man hat sich zu hüten, in den Zauberkreis dieses Plünderes zu gerathen.

Zu solcher Vorsicht hilft nun aber freilich kein Ohrenspitzen und kein Augenaufreißen; denn hüte sich doch einmal einer vor solchem Buben, der weder Fleisch noch Bein, noch Sprach und Rede hat. Hier wird man erst durch Schaden klug und von ferne gewahr, wo solch spitzbübischer Gesell seine Residenz aufgeschlagen haben möge. Und doch darf man's auch dann nicht einmal einem auf den Kopf zusagen und ihn beim Kragen nehmen. Denn selbst dringender Verdacht ist oft dicker Irrthum. Wie zum Exempel bei dem steinreichen Juden

Rothschild,

der um Königreiche handeln und fragen kann: Was soll's kosten? Wer bei dem so etwas von dem räuberischen Heckemännchen argwöhnen wollte, der hätte Gedanken falschen Leumunds. Denn bei dem ist's ganz natürlich zugegangen. Ein Bischen Ehrlichkeit zum Anfang, hohe Recommandation zum Fortgang und maßlosen Credit zum Bestand — das ist bei dem die ganze Geschichte. Ich kann's ja einmal erzählen, wenn's nicht verschlägt. Im Jahre 1792 also wollten die Herren Franzosen dem Kurfürsten von Hessen den Pelz ausklopfen und den Kopf waschen. Da stürzt mein Kurfürst über Hals und Kopf an Wilhelmsbad vorüber nach Frankfurt, obgleich dort von dem, was man Bundestag nennt, damals noch nichts zu sehen und zu hören war. Aber ein jüdischer Bankier war da, Moses Rothschild mit Namen, nicht reich, aber wegen seiner Rechtschaffenheit und Geschäftskunde im besten Rufe. „Höre, Moses," sagte der Kurfürst, „kannst meine Paar Millionen, die mir die Tasche abdrücken, und mein Bischen Juwelen, die in der Reisetasche stecken, in Deine Verwahrung nehmen. „Nai, dos gait nicht," sagt der Jude und macht seine Reverenz. Da aber der Kurfürst sich auf's Bitten legte, da gings doch, und der Moses ward wirklicher geheimer kurfürstlicher Schatzmeister und zwar ein ganz unverantwortlicher, wie sie in jetziger Zeit schwer zu finden sind; denn der Kurfürst verlangte nicht einmal einen Empfangschein über die ausgehändigten Gelder und Preciosen.

Kaum war der Kurfürst zum Thore hinaus und sein Schatz von dem Moses im Rothschild'schen Garten vergraben, so zogen auch schon die Franzosen plündernd in Frankfurt ein. **Was der Jude von seinem Eigenen retten**

konnte, war blutwenig; das Löwentheil fiel den fränkischen Kassirern anheim, und er war seelenfroh, unter den „brüderlichen" Umhalsungen der Herrn Freiheitsmänner nicht erdrückt zu werden. Die Firma Moses Rothschild war wie erloschen. Als sich aber die wilden Wasser allgemach wieder verlaufen hatten, kommt der Rothschild auch wieder zum Vorschein. Klein und schwer war der Anfang. Hätte er den kurfürstlichen Schatz in seinem Garten nicht gehoben und mit in sein neu etablirtes Geldwechselgeschäft genommen, er wäre vielleicht Zeit seines Lebens ein Stümper geblieben. Ob vielleicht unter dem gefürsteten Gelde ein Heckethaler gewesen, weiß ich nicht; genug aber — Moses Rothschild galt bald wieder für einen der solidesten und reichsten Bankiers.

Im Jahre 1802 kehrte der Kurfürst in seine Staaten zurück, und der kurfürstliche Schatzmeister erschrak nicht im geringsten. Wieder in Frankfurt, suchte Seine Hoheit den Juden auf. „Moses," sagt der Fürst, „nicht wahr, die Schurken haben mir alles genommen?" — „Nicht einen Thaler!" erwiedert der Moses. — „Wie? Was?" sagt der erste. — „Auch nicht einen Thaler!" autwortete abermals der zweite. — „Aber man hat mir's doch erzählt, die Sansculottes hätten Dir alles geraubt; und ich habe es ja auch in den Zeitungen gelesen!" — „Alles das Meine freilich," antwortete der andere; „aber Ew. K. Hoheit Schatz hab' ich glücklich gerettet. Ihr Gold und Silber hab' ich in meinem Geschäft benutzt und bin im Stande, Ihnen alles mit 5 Procent Zinsen zurück zu geben." — „Ehrlicher Moses," sagte der Kurfürst, schob erstaunt und dankbar die Zinsen zurück als Ersatz für das, was die Franzosen dem ehrlichen Moses genommen hatten, und überließ ihm zur Belohnung solcher seltenen Ehrlichkeit den ganzen Schatz noch auf 20 Jahre gegen den jährlichen Zins von 2 Procent.

Als hernachmals 1814 der Herr Kurfürst auf dem Wiener Congresse mit seines Gleichen zusammen war, versäumte er nicht, die rühmliche Ehrlichkeit seines bewährten Schatzmeisters gebührend heraus zu streichen. Und das brachte dem Moses kaiserliche und königliche Kundschaft, die, wenn sie zu Zeiten nichts zu beißen und brechen hatten, sich von Moses Rothschild eine Suppe einbrocken ließen und sie ihm gut bezahlten. Je zahlreicher und vornehmer nun aber die Schuldleute, desto glanzvoller die

Rothschild'sche Firma, deren goldene Strahlen jetzt schon dem Beherrscher „des himmlischen Reichs" blendend hell in die Augen leuchten.

Das ist nun in aller Kürze die Rothschild'sche Geschichte. Ein verhängnißvolles Heckemännchen sehe ich darin nicht herumspuken; wohl aber geht's in andern Geschichten stark spuken. Wer hat denn nun aber diesen Spiritus familiaris, wie er leibt und lebt, schon einmal mit Augen gesehen? Wer hat schon einmal solchen kapitalen Heckepfennig, Heckegroschen und Heckethaler mit prüfendem Blick gemustert und in Händen gehabt? — Keiner? Nun bis vor Kurzem ich auch nicht. Denn wenigen wird diese Ehre zu Theil, und was einmal ein armer Teufel ist und bleiben soll, dem bleibt solcher Silberblick verschlossen. Ich aber bin jüngsthin dem geheimnißvollen Unbekannten nicht blos auf die Spur gekommen, sondern habe sogar seine werthe Bekanntschaft machen dürfen.

In Hannover, wo die papiernen Geldfluthen, die unser Preußenland überschwemmen, noch die Dämme nicht durchbrochen haben; in Hannover, wo ein Reisender nicht einmal das Bischen Eisenbahndampf mit Dampfpapieren bezahlen kann; in Hannover, welches nach diesen Indicien die Behausung des Heckemännchens wohl vermuthen läßt: in jenem Lande habe ich wenigstens einen Absenker davon gesehen. Komme da also mit dem Doktor X., dessen Name in der Stadt mit großer Achtung genannt wird, in freundliche Berührung. Das Gespräch wirft sich hin und her — zuletzt auch auf das Heckemännchen. Nimmt mit einem Male dieser Mann, den ich vom Glauben und Aberglauben für gleichweit entfernt hielt, ein ernstes Gesicht an. „Spaßen Sie darüber nicht!" sprach er, nahm mich bei Seite und fuhr fort: „Mögen Sie mir's glauben, junger Mann, oder nicht; aber ich habe hierin, und er zog die Börse, einen veritabeln Heckegroschen." Sollte ich das für Scherz oder Ernst, für Verstand oder Unverstand nehmen? Um mich nach beiden Seiten hin zu decken, versuchte ich's, die Sache in eine geheimnißvolle Schwebe zu stellen uud das Gespräch somit in freundlicher Weise abzubrechen. „Nein, nein," sagte er aber, „es ist mein Ernst; zum Gespäß mit solchen Dingen bin ich zu alt. Lassen Sie mich mein Vertrauen zu Ihnen vollmachen; erlauben Sie, daß ich auf die Gefahr hin, von Ihnen ausgelacht zu werden, Ihnen mein „Liebchen" zeige."

Und dabei zog er vor meinen sichtlichen Augen aus dem hintersten Winkel seiner Börse das sorgfältig verwahrte Pfündlein. Aeußerlich betrachtet, mußte es schon lange in diesem Verstecke gelegen haben; denn an sein papiernes Zudeck hatte sich von der Nachbarschaft im Geldbeutel allerlei angehängt, und die Grundfarbe daran war schwer zu erkennen. „Verhoffentlich stoßen Sie sich nicht daran," sprach er, auf diese mehr als unscheinbare Enveloppe hindeutend, „und werden nicht nach dem Rocke den Mann, der darin steckt, beurtheilen wollen." Und fängt an, die Decke zu lüften. Mir ward das Anschauen des Wunderkindes verstattet. Was ich aber erblickte? Nun, den Heckegroschen, den gerühmten.

Da lag er vor mir wie ein Kind in unscheinbaren Windeln. Seine Wiege war, wie auf der inwendigen Blattseite des Umschlags deutlich zu erkennen, ein einfaches Recept im gewöhnlichen Styl und Format. Das Kind selbst aber war mir wie ein längst bekannter Freund; sein Gepräge wenigstens wie das aller seiner Brüder. Ein Geldstück sah' ich, das auf der einen Seite das bekannte galopirende braunschweiger Roß, und auf der andern die Inschrift trug: 3 Mariengroschen. „Sehen Sie," sprach erläuternd der Doktor, „seitdem ich, es mögen 3 Jahre sein, dies mein Liebchen bei mir trage und warm halte, brauche ich meine Kunden wegen der Kurkosten weder zu mahnen, noch zu verklagen. Einnahmen, die schon längst verjährt und von mir aufgegeben waren, laufen ein; noch ehe das liebe Neujahr kommt, haben in diesen letzten Jahren die meisten meiner Patienten ihre Rechnung bei mir schon in Richtigkeit gebracht." So sprach der Doktor.

Ich wußte nun, woran ich mit ihm war. — Eingehend auf seine, wie ich meinte, fixe Idee, that ich die Gegenfrage: „Aber sagen Sie, wie Sie die Wunderkraft dieses Heckepfennigs ausfindig gemacht haben?" — „Das ist allerdings nicht mein Verdienst," gab er zur Antwort, „sondern eine reiche alte Matrone hat mir, da sie im Sterben lag, als ihr theuerstes Vermächtniß dies „Liebchen" zugeführt und überwiesen und das Geheimniß — — — „Wenn ich bitten dürfte," sprach da, zu uns zwei Winkelleuten herantretend, unsere holdselige Wirthin, „es ist angerichtet." Es folgte ein heiteres Mahl; der Doktor mit

seinen sinnigen Bemerkungen, mit seinen harmlosen Scherzen war ein gewünschter Gast.

Nach Tische hatte ich nur noch zwei kurze Augenblicke mit ihm unter vier Augen. „Discretion! bitte ich; es passiren Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt," wollte er sagen; die Dazwischenkunft des Wirthes hinderte ihn aber an der Vollendung seines mir rasch zugeworfenen gespenstischen Worts. Wir schieden von einander mit freundschaftlichem Händedruck. Als die Gesellschaft sich verzogen, tüpfte ich im engern Kreise über den Doktor bei diesem und dem leise an. Alles war voll Lobes über seine Geschicklichkeit und heitere Laune.

Was Du nun, verehrungswürdiger Leser, von dieser Geschichte denken; ob Du mich für einen Genarrten oder den Doktor für einen Unglücklichen halten willst: sei Dir anheim gestellt. Nur so viel sage ich: Falsch war des Doktors Heckepfennig doch, und falsch bleibt er bis auf die Zahl 3. Habe ich gleich noch keinen ächten Heckepfennig gesehen, so wollte ich ihn doch wohl kennen, wenn ich einmal einen sähe. Auf der Vorderseite müßte stehen: 1. Bete und arbeite; auf der Rückseite: 2. Spare; und auf dem Rande als Umschrift und Umkränzung: 3. Ehrlich währt am längsten! Wer von diesem oder ganz ähnlichem Gepräge einmal ein Stück antrifft, der stecke es rasch bei, und er wird bald merken, daß er das Heckemännchen in der Tasche habe.

B. Der Würgengel.

Ein solcher ist einmal, wie die alten Historien berichten, durch Aegyptenland gegangen und hat alle Erstgeburt geschlagen, daß sie starb. Er selbst aber ist noch nicht gestorben und stirbt auch nicht, sondern geht noch immerdar, wie der ewige Jude, geschäftig umher, alles mit seinem giftigen Hauch und Finger zu verderben. Nur den Namen hat er gewechselt. Unrecht Gut nennen ihn heutiges Tages die Sterblichen. Seine Natur aber hat er nicht gewechselt. Denn von seiner Würgelust giebt helles Zeugniß das Sprüchwort: Der ungerechte Heller frißt den gerechten Thaler. Durch aller Herren Länder bis an der Welt Ende läßt seine blutige Spur sich verfolgen. Er wandert auf allen Straßen; „im Verkehr aller Reisenden" liegt er zur Herberg; will sagen: in

Palästen und Hütten; ja, zwischen den vier Pfählen unserer eigenen Häuslichkeit. Sind wir doch allzumal „Reisende," alle auf der Wanderung aus der Zeit in die Ewigkeit begriffen, alle in dem „Verkehr aller Reisenden," das ist dies Erdenrund, zur kurzen Herberg über Nacht. Man braucht diesen Würgeteufel nicht erst an die Wand zu malen und zu citiren; er ist vielfältig schon im Gemach. Denn will der schamlose Geselle seine mörderischen Kreuz- und Querzüge durch Staat und Kirche ungestraft thun, so muß er zuvor — und geht nicht anders — Haus und Familie durchschlichen und durchschweift haben. Zu Nutz und Frommen aller, die es angeht, geben wir von diesem Hausteufel kurzes Signalement.

Unrecht Gut im häuslichen Verkehr.

a. Wir halten Hausrevision. Vor allem ihr, Väter und Mütter, Hände auf den Tisch, ob kein unrecht Gut daran klebt! Leider giebt's deren, welche Kindergut zu Elterngut machen und an ihrem eigenen Fleisch und Blut zu Dieben werden. Ich meine die Spiel- und Trinkväter nebst den Tanz- und Schlampmadams. Thun sich selbst weidlich bene, und das arme Kindervolk schreit seine bittere Noth. Lassen die Kinder erbetteln, was sie verzetteln; lassen die Kleinen koppeln, während sie selbst zotteln; verrammeln dem jungen Gezücht den Schul- und Kirchenweg, der vermeintlich nichts einbringt, und lassen selbst sich Sonntags gut schmecken die ungerechten Groschen, welche mit Kinderschweiß und Kinderthränen gewürzt sind. Da kann man lange sagen: Wohl bekomm's! Es bekommt und gedeihet doch nicht, sondern würgt im Magen und ist wie ein Eiter in ihrem Gebein. Rabeneltern ziehen in der Regel Rabenkinder. Letztere müssen dann nicht selten unserm Herrgott Executordienste thun und selbst von den eigenen Eltern die alte Schuld einkassiren, welche auf Conto der Alten im Schuldbuche der Kinder von einer höhern Hand wohl notirt steht. Und das giebt dann ein Trauerspiel, so herzbrechend, wie es kein Romanschreiber für versauerte Gemüther schmackhafter jemals ersonnen hat. Von zwei Rabenvätern weiß ich, denen eröffneten die eigenen Kinder

gute Aussichten.

1. Zu Hilgenbach war's, wo ein Ehepaar einen

alten Vater zu versorgen und ein fünfjähriges Söhnlein zu erziehen hatte. Der Vater wurde immer schwächer, seine Hände und Kniee zitterten, er hörte und sah nicht viel und hatte keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er die Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch wohl etwas wieder aus dem Munde. Sohn und Schwiegertochter ekelten sich davor; der alte Großvater mußte sich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in einem irdenen Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt. Da sah er betrübt nach dem Tische, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zittrigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt; er aber sagte nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Näpfchen für ein paar Pfennige; daraus mußte er essen.

Wie sie nun so dasitzen, so trägt der kleine Enkel auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst Du da, Gottlob?“ fragte der Vater. „Ei,“ antwortete das Kind, „ich mache ein Trögelchen, das nicht entzwei geht, daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich einmal groß bin.“ Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten den Großvater wieder an ihren Tisch und ließen ihn von nun an immer mit essen; sagten auch nichts, wenn er etwas verschüttete. Das machten aber die eröffneten „guten Aussichten.“

2. Die zweite Geschichte hat sich anderswo, aber ganz ähnlich zugetragen. Da hatte einer seinen durch Alter und Kränklichkeit wunderlich gewordenen Vater aus seinem Hause ins Spital bringen lassen. So hatte es der Alte selbst gewünscht, um den Vorwürfen, welche daheim neben dürftiger Pflege ihm seine letzten Lebenstage verbitterten, zu entrinnen. Bittet sich aber zum Spital heraus noch als letzte Wohlthat ein Paar Leintücher aus, um sie über sein Strohlager zu breiten. Die soll der zehnjährige Enkel „dem alten Murrkopf,“ wie er hieß, ins Spital tragen. Der aber reißt unten im Hofe — ritsch, ratsch, — das Bettlaken mitten durch, versteckt die eine Hälfte im Winkel und bringt die andere ins Spital. Den Unterschleif aber hat der Vater von oben herunter bemerkt. „Warum hast Du das gethan?“ fragte er bei der Zurück-

kunft den Jungen. „Zur Aushülfe für die Zukunft,“ erwiedert der Knabe, „damit Ihr, lieber Vater, späterhin im Spitale ein Zudeck habt.“ — Das nennt man gute Aussichten; da sieht man den „Würgengel“ auf der Lauer stehen.

b. Unsere Hausrevision geht einen Schritt weiter und kommt von den Eltern zu den Kindern. Ist eure Hand, ihr Söhne und Töchter, rein von ungerechtem Gut? Ist kein Scheffel Korn hinter Vaters Rücken um halben Preis über die Gartenmauer oder zur Hinterpforte hinaus spaziert? Ohne der Mutter Vorwissen kein Ei, Garn, Tuch durch Dich in fremde Hände gerathen? Haben Deine Jugendlüste nicht den Eltern das Mark ausgesogen? Hat Kindesmund nichts erschmeichelt, nichts ertrotzt? hat Kindesfuß nicht Elternwohlfahrt zertreten? hat Kindeskopf nicht Elternherz gebrochen? in Summa: Kindeshand nicht würgeengelartig an Vater und Mutter gewüthet? Wenn solchen Wütherichen des Vaters Segen keine Häuser baut, sondern der Mutter Fluch sie niederreißet, so nimmt mich's kein Wunder; denn unrecht Gut gedeihet nicht; hüben nicht und drüben gar nicht.

Um den Mißwachs zu sehen, muß man nur bis zu der bald frühen, bald späten Ernte warten können. Bis dahin grünt ungerecht Gut bald wie ein Lorbeerbaum; aber wie wirds stehen um die Erntezeit? Wer möchte dann, wenn die Erntesichel rauscht und die Vergeltung kommt und das Racheschwert hauet, der Siebente sein unter der hier folgenden

bösen Sechs!

Man erzählt von einem Vater, der übergab seinen Kindern alle seine Güter, Haus, Hof, Aecker und alle Bereitschaft und versah sich dessen zu seinen Kindern, sie würden ihn ernähren.

Da er nun bei seinem ältesten Sohne eine Zeit lang war, wurde der Sohn sein überdrüssig und sprach: Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, und wo jetzt Euer Armstuhl ist, soll seine Wiege stehn; wollt Ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?

Da er nun eine Zeitlang bei dem andern Sohne gewesen war, wurde der auch sein müde und sprach: Vater, Er hat gern eine warme Stube, und mir thut der Kopf

davon weh; will Er nicht zu meinem Bruder gehn, der ein Bäcker ist?

Der Vater ging, und da er nun eine Zeitlang bei seinem dritten Sohne gewesen war, wurde er auch diesem zur Last, daß er sprach: Vater, bei mir geht es aus und ein wie in einem Taubenschlage, und Du kannst Dein Mittagsschläfchen nicht machen; willst Du nicht zu meiner Schwester, der Käthe, die an der stillen Stadtmauer wohnt?

Und der Alte merkte, wie viel es geschlagen hatte, und sprach bei sich selbst: Wohlan, das will ich thun; ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen. Die Weiber haben ein weiches Herz.

Da er aber eine Zeitlang bei der Käthe gewesen war, wurde auch die sein überdrüssig und meinte, es sei ihr immer eine Höllenangst, wenn der Vater zur Kirche oder sonst wohin gehe und die hohe Treppe hinunter müsse; bei der Schwester Elisabeth brauche er keine Treppe zu steigen, die wohne zur ebenen Erde.

Damit er im Frieden wegkäme, gab ihr der Alte zum Schein Recht und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde sie sein müde und ließ ihm durch einen dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier am Flusse wäre zu feucht für einen Mann, der mit Gicht geplagt sei; ihre Schwester, die Todtengräberin zu St. Johannis, hätte eine überaus trockene Wohnung. Der Alte glaubte selbst, sie könne recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter Lene.

Und als er zwei Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Söhnlein zu seinem Großvater: Die Mutter sprach gestern zur Muhme Elisabeth, für Dich gebe es kein besseres Quartier als in einer Kammer, wie sie der Vater grabe.

Ueber dieser Rede brach dem Alten das Herz, daß er in seinem Armstuhl zurücksank und starb. St. Johannes nahm ihn auf und ist barmherziger gegen ihn als seine sechs Kinder; denn er läßt ihn in seiner Kammer immer ungehindert schlafen seit dieser Zeit. — Darum sagt man im Sprüchwort: 1) daß ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, als sechs Kinder einen Vater; 2) daß Kinder an Eltern Himmel oder Hölle sich verdienen können. Und daß unrecht Gut, den Eltern entwunden, in Kindeshand nicht gedeihet, wirst Du, mein

nachdenksamer Leser, leicht wittern aus der wahrhaftigen, bittern Geschichte

von den zwei bösen Einern.

Das war zum Gotterbarmen, wie der Müllermeister Friederici seinen alten Vater tractirte. „Meister, thut doch mit ihm nicht so gar übel!" sprach bei den himmelschreienden Mißhandlungen, die der alte Graukopf von Kindeshand erfuhr, der mitleidige Knappe, und der Pastor sprach sich mit Ermahnen, Bitten und Vorhaltungen schier heiser. „Papperlapapp," antwortete der Müllermeister, und sein Mühlwerk wiederholte die Antwort im endlosen Echo. „Ganz fort mit Dir aus der Mühle!" sprach er eines Tags, faßte mit starker Faust den Alten bei seinem grauen Schopf und war im Hui mit ihm treppunter bis an die Thürschwelle. „Halt Sohn!" rief da mit kläglicher Stimme der Alte; „mache Halt hier! Denn nur bis zu dieser Schwelle und nicht weiter habe ich einst meinen alten Vater geschleppt!"

Die Geschichte ist aus, soll aus sein. Wer aufgehorcht hat, wird darin den grausigen Flügelschlag des rächenden „Würgengels" haben daherrauschen hören und inne geworden sein, daß unrecht Gut, den Eltern entwunden und vorenthalten, kein Gedeihen bringe den Kindern.

c. Bei der Haussuchung nach ungerechtem Gut thun wir auch noch einen Seitenblick auf Herrschaften und Dienstleute. Klagen die ersteren über Untreue und Trotz, über Lässig- und Nachlässigkeit der zweiten: so beschweren sich die zweiten über die Pferdearbeit und das Eselsfutter, über grobe Rede und schmale Kost, über Lohnes Verzögerung, Verkürzung, Verkümmerung. Da haben wir dann die Bescheerung des ungerechten Guts auf beiden Seiten. Solchem Unrecht, auf welches sicherlich Unheil folgt, nachdrücklich zu steuern, stehen in einem alten Buche zwei Regeln.

1. Für fromm Gesinde.

„Ihr Knechte seid unterthan mit aller Furcht den „Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern „auch den wunderlichen." 1 Petri 2.

So zum Exempel

war Christian Hennemann, Blüchers „Pipenmeister.“ Bekanntlich war der alte Marschall Vorwärts ein leidenschaftlicher Tabackraucher. „Ohne Taback bin ich keenen Groschen nütze!“ sagte er selbst oft. Von kostbarem Pfeifengeräth aber war er kein Freund und rauchte am liebsten aus einer langen holländischen Thonpfeife. Aus diesem Grunde hatte er denn unter seinen „Jungen,“ wie er seine Reiter nannte, sich einen eigenen „Pipenmeister“ erwählt, der die Aufsicht führte über eine lange Kiste wohlverpackter Thonpfeifen, das kostbarste Stück der Blücherschen Feldequipage. Es lagen darin complette Pfeifen, „Blessirte“ und „Stummel.“ Aus solchem Stummel rauchte der Feldmarschall gewöhnlich auf Marsch- und Recognoscirungsritten.

Am Morgen der Belle-Alliance-Schlacht hatte Hennemann, der damalige Pipenmeister, seinem Gebieter eben die Pfeife dargeboten, als eine Kanonenkugel dicht neben ihm in die Erde schlug. Der Schimmel sprang zur Seite, und zerbrochen war die Pfeife, ehe der alte Held nur einen Zug daraus gethan hatte. „Stopp mich eene neue, brenne sie mich an und warte hier einen Ojenblick uff mich, ick will blos die französischen Irobians mal jagen! Vorwärts, Jungens!“ und los ging die Jagd, die aber nicht „eenen Ojenblick,“ sondern einen ganzen heißen Tag währte. Erst gegen Abend kam Blücher auf die Anhöhe, wo er am Morgen gehalten hatte, zurück. Da stand ein Mann mit verbundenem Haupte, den Arm mit einem Tuch umwickelt und schmauchte aus einer blendend weißen Thonpfeife. „Donner noch mal!“ rief Blücher, „des ist ja meen Christian Hennemann. Kerl, wie siehst Du aus!“ „Kommen Sie endlich?“ versetzte Christian Hennemann. Den ganzen Tag habe ich hier gestanden und auf Sie gewartet. Eine Pfeife nach der andern haben mir die verwünschten Franzosen vor dem Maule weggeputzt, ein Stück Fleisch vom Kopf dazu, und die Faust hier wird wohl zum Teufel gehen. Uebrigens bin ich auch bei der letzten Pfeife gerade jetzt, hier ist sie! Der Alte nahm sie aus des treuen Dieners Händen und rauchte weiter. „Es ist wahr, ick hab' Dir lange warten lassen;“ setzte begütigend der alte Fürst hinzu; „aber siehst Du, die Kerle wollten heute nicht gleich loofen. Und übrigens hattest Du doch immer eine Pfeife Taback zur Hand, da mußt Du Dir doch ganz gut befunden haben.“ —

Leute, wie Christian Hennemann nennt man treu Gesinde!

Noch so einer

war der Kammerdiener des Generals, Barons v. Dyhren. Generale hören mitunter nicht gern von ihren Niederlagen, und Aerzte sprechen zu den Patienten nicht gern vom Tode. Und doch war der Baron in der Schlacht bei Bergen*) am 13. April 1759 tödtlich verwundet und von den Aerzten aufgegeben. Was sie aber nicht auszusprechen wagten, das wagte der treue Kammerdiener. „Herr General," sprach er, „rüsten Sie sich; es geht zum Abmarsch." „Will nichts davon hören!" war die rauhe, abschreckende Antwort. „Aber, Herr General," versetzte der Unerschrockene, „bin ich jemals in Ihren Diensten treulos gewesen?" „Nein, nein," antwortete der Kranke; „aber was soll die Frage?" — „Nun," erwiederte der treue Knecht, „so wäre es meine erste und größte Untreue, wollte ich in diesen Ihren letzten Augenblicken nicht um Ihre Seele besorgt sein; eine Untreue, die ich nicht vor Gott am jüngsten Gericht, nicht vor Ihnen selbst, nicht vor Ihrer Frau Mutter und nicht vor meinem eigenen Gewissen verantworten könnte! Weil die andern sich scheuen, es Ihnen zu sagen, so muß ich's thun. Ja, Sie stehen vor den Pforten der Ewigkeit und haben keinen Augenblick zu verlieren! Lassen Sie einen Geistlichen rufen, der Sie bereite!" Diese Vorstellung rührte den General und wirkte auch sonst noch. Er reichte dem treuen Menschen, welcher um das Seelenheil seines Herrn jenseit der Gräber so besorgt war, die dankbare Rechte, verlangte selbst nach geistlichem Zuspruch und endete froh im Glauben an Jesum Christum.

2. Für fromme und getreue Oberherrn.

„Und ihr Herren, thut auch dasselbige ihnen und lasset das Dräuen und wisset, daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehn der Person." Epheser 6.

Ein Hausherr dieses Schlags war der alte ehrwür-

*) Unweit Frankfurt a. M.

dige Pfarrer Oberlin seligen Andenkens. Seine fromme, treue Haushälterin, Louise Scheppler, auch seligen Andenkens, hatte in seinem Hause funfzig Jahre treu gedient und in dieser Zeit nie ein Gehalt annehmen, sondern nur als Freundin der Familie behandelt werden wollen. Und das ist ihr denn auch im vollen Maße zu Theil geworden. Oberlin hatte in einer von ihm hinterlassenen, versiegelten Schrift die aufopfernde Treue dieser Louise geschildert und seine Kinder ersucht, sie wie eine Schwester zu behandeln. Wie gut er es mit ihr im Sinne hatte, ist in seinem Testamente offenbar geworden. Sie sollte von seiner Hinterlassenschaft Kindestheil empfangen. Die Kinder Oberlins haben sie auch gern an dem Nachlasse des lieben Vaters Theil nehmen lassen wollen; aber die Louise hat sich dessen geweigert und außer der Erlaubniß, im Hause wohnen zu bleiben, nichts von dem Erbtheil angenommen, als den Namen Oberlin, welchen sie seitdem ihrem Namen angefügt hat.

Wer hier schwankt, ob er dem frommen und getreuen Oberherrn oder der frommen und getreuen Magd größere Bewunderung zollen solle: dem geht's gerade wie mir.

Noch so ein Paar.

Es war einmal ein Polycarpus, der war ein Christ und zugleich Bischof in Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde. Der Richter that ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte.

„Ich diene ihm nun 86 Jahre," antwortete Polycarpus, „und er hat mir kein Uebels gethan; wie sollte ich denn meinen Herrn und Heiland lästern?" —

Indeß war es Polycarpus gerne zufrieden, daß er verbrannt würde. Und das geschah denn auch im Jahre 167.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß das eine gute Herrschaft sein muß, für die man nach 86jährigem Dienst noch gerne durchs Feuer gehen will.

So erzählt's der alte, liebe, treue Wandsbecker Bote. Gehörte selbst auch zu dem Gesinde desselben Herrn, für welchen der Polycarpus durchs Feuer ging. Und der selige Oberlin trug ganz desselben Herrn Hut und Rock.

War seines Heilands getreuer Unterbediente und seines eignen Hauswesens frommer und getreuer Oberherr, wie man aus dem Testamente deutlich ersiehet.

Zum Schlusse noch ein Wort von Ordensverleihungen und Ehrenzeichen. Bin zwar just kein Freund davon; denn solche Auszeichnung hat oft manchen auf sein Bischen Tugend barbarisch stolz gemacht, wenn er's nicht schon vorher war. Den alten Oberlin aber — ich kanns nicht leugnen — hätte ich zum Pour le merite-Ritter geschlagen und die Louise mit dem Louisenorden bedacht, und bei beiden wäre die Gefahr des Hochmuths nicht zu befürchten gewesen. Uebrigens aber sollte man, um das unrecht Gut, welches nun einmal nicht gedeihet, immer mehr und mehr aus dem Hausstande zu verbannen, nicht blos Louisenorden und Prämien an Louise Scheppler's Standes- und Geistesverwandte austheilen, sondern doch auch einen Oberlins-Orden gründen für solche Herrschaften, welche nicht alle vierzehn Tage mit den Dienstboten wechseln, sondern, wie Laban an Jakob, Knechte von mindestens vierzehnjähriger Dienstzeit aufzuweisen hätten. Vorläufig freilich dürfte die Zahl der Oberlinsritter, wie mich dünkt, sehr winzig ausfallen. Dürftest Du, Freund, Dich dazu melden?

Frag' den Jesus Sirach, ob Du darfst. Denn der ist unter jenen Rittern Bruder Pförtner und spricht (4, 35):

> Sei nicht ein Löwe in Deinem Hause,
> Und nicht ein Wütherich gegen Dein Gesinde!

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Zweites Kapitel.

Mehr noch als „Nichtgedeihen."

1. Thue nichts Böses,
   So widerfährt dir nichts Böses.

2. Halte dich vom Unrecht,
   So trifft dich nicht Unglück.

3. Säe nicht auf den Acker der Ungerechtigkeit,
   So wirst du sie nicht ernten siebenfältig.

Ob's denn wahr ist, daß, wie die Rede geht, jedes Ding zwei Seiten habe? Mir scheint's nicht. Sauer und Süß können nicht aus einem Brunnen quillen. Chri-

stus und Belial können nicht in Compagnie eine Menschenseele besitzen! Meint man aber mit den zweiseitigen Dingern etwa so einen langstakigen, klapperdürren Laternenpfahl, so hat der allerdings eine Licht- und eine Schattenseite. Und die Schattenseite ist nicht gerade die schlechteste. Denn schon mancher, von der Lichtseite geblendet, ist gestolpert und zum Falle gekommen, während der auf der Schattenseite ohne Un- und Umfall glücklich zum Ziel gelangte.

Einen derartigen diensamen Schatten wirft auch die allbekannte lustige Heckmannssage vom „Beutelchen, füll' dich" und „Tischchen, decke dich!" Ihr zur Seite läuft nämlich, wie dem Esel bei Sonnenschein der Schatten, ein anderer Sagenkreis her, der von Abzehrung und Schwindsucht des häuslichen Wohlstands wundersame Rede führt. Da kommt zu dem einen nächtlicher Weile ein Kobold ins Haus, stürzt Tische und Bänke um, zerschlägt Töpf' und Geschirr, zerreißt Rock, Bett und Hemde. Der Hauswirth findet zuletzt seines Bleibens nicht mehr im Hause und muß nackt und bloß fort.

Einem andern ist etwas Heimliches unter die Kleie gemengt und seinem Vieh etwas angethan, also daß ihm sein Futter nicht gedeiht. Am Mastochsen kommt alle Tage ein Stück Rippe mehr zum Vorschein; die Kuh giebt blaue Milch; das Schweinchen hozelt zusammen, wie eine gebackene Birne; der Schöps wird lungenseuchisch und die Hühner fangen an zu krähen.

Unter die Thaler, Groschen, Pfennige eines dritten ist der Währwolf gefahren. Mit der steigenden Sonne mehrt sich's zwar in seinem Geldbeutel, aber mit dem sinkenden Tagsgestirn sinken auch in der Tasche die Geldfluthen und verlaufen sich, wie ein dünner Wasserstreif im heißen Wüstenlande. Gegen Mitternacht bei Aufbruch kann mancher nicht einmal mehr die Zeche bezahlen. Der Wolf ist unter seiner Heerde, der Ilk in seinem Hühnerhause gewesen.

Von solch wüthendem Ungethüm befreit nur Forke und Besen, Kreuz und Weihwasser. Im hintersten Kellerwinkel oder einem Mauerspalt fand Besemann den Unhold, welcher oft kaum zwei Zoll maß, und die priesterliche Weihe machte ihm dann Feuer unter die Fußsohlen, daß er sich aufhub und aus dem Staube machte.

Unsere Alten waren doch überaus sinnige Leute. Wer nämlich dieser Sage nachdenkt, wird Sinn und Ver-

stand darin finden. Forke und Besen ist Bild der Thätigkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit; Kreuz und Weihwasser bedeuten das fromme gottselige Gemüth; und das Ganze? Das Ganze heißt: Bete und arbeite! Was aber anders gewonnen, ist bald zerronnen. Denn unrecht Gut gedeihet nicht.

Gleichnißweise läßt sich ganz ebenso, wie in der Fabel geschieht, noch heutiges Tags davon reden. Ungerechte Pfennige haben Hühnerfüße, kratzen, wo sie eingehen, alles das auseinander, was man mühsam gesummt und gesammelt hat, und laufen selbst dann davon. Ungerechte Groschen sind das im Geldkasten, was der Wolf unter der Heerde und der Hecht im Fischteiche und der Kukuk im Zeisigneſt; drängen aus, würgen ab, zehren auf. Ungerechter Thaler ist wie ein Funke im Kleiderkasten und ein wahrer Brandstifter. Feuer, Feuer! Siehe doch einmal rasch nach, ob's unter deinen Pfennigen, Groschen, Thalern ganz richtig ist; ob's in deinem Kleiderschranke nicht glimmt, und du nicht Gefahr läufst, abzubrennen; ob unter deinem Hab' und Gut nicht so ein Vielfraß von Hecht herumschwimmt, der dein Alles mählig zu verschlingen droht; ob du nicht einen solchen Kratzefuß in deinem Geldbeutel sitzen hast. — Ist alles richtig bei dir und in der Ordnung?

Ich behaupte aber, daß zu dieser Zeit manche ungerechte Münze im Umlaufe ist, die hier unbedenklich ausgegeben und dort unverfänglich angenommen wird. Passirt doch so gar mancher, der mit Haut und Haar, durch und durch ein arger Schelm ist, heutiges Tags für einen ehrlichen Mann. „Die Dieberei," sagt Luther und wir mit ihm, „ist das gemeinste Handwerk und die größte Zunft auf Erden. Wenn man die Welt jetzt auf alle Stände ansieht, so ist sie weiter nichts anderes als ein großer, weiter Stall voll Dieben. Sollte man alle an den Galgen hängen, was Diebe sind und doch nicht heißen wollen, so sollte die Welt bald wüste werden und beides an Henkern und Galgen gebrechen." So sagt Luther von wegen des ungerechten Guts, welchem so allgemein nachgetrachtet wird.

Wird nun mit Recht auf Falschmünzer vigilirt und der, welcher zur Entdeckung hilft, mit einer Prämie honorirt; so wird's, wenn auch nicht verdienstlich, so doch gewiß nicht uneben erscheinen, wenn das ungerechte Gut nach

seinem falschen Gepräge hier kenntlich gemacht und hie und da solch schuftiger Prägmeister beim Kragen genommen und ans Licht gezogen wird.

Wo stecken sie denn aber nur, die vielen Leute „aus allen Ständen," wie Luther sagt, welche mit ungerechtem Gut hantiren? Nun, wenn's beliebt, will ich sie einmal die Revue passiren lassen und zur bessern Musterung zwei Heerhaufen machen. Ich kenne nämlich eine ziemliche — oder vielmehr unziemliche Anzahl solcher Subjecte, welche nach Herzenslust mit Ungerechtigkeit umgehen und mit Sünden ihr Haus bauen. Die einen bestehlen und betrügen ihren Gott und Herrn, die andern ihren Nebenmann, beide aber am meisten sich selbst, wenn der Schnee schmilzt und es nun an den Tag kommt.

1. Raub an Gottes Kronengute.

In diese erste Klasse fahre ich sans façon hinein mit den Sonntagsarbeitern. Um sich auf Erden recht wohlig und behaglich einzurichten, begehen sie Himmelsraub. Nehmen dem lieben Gotte die Ehre, welche er ganz apart haben will, für sich selbst in Anspruch; machen seinen Tag, welchen er sich vorbehalten und ausbedungen, zu ihrem Tage; wollen auf Kosten Gottes, den sie beeinträchtigen, sich selbst bevortheilen; möchten durch Sonntagsschänderei Gott zu Trotze an sich reißen, was auf den Tag ihnen nicht zugedacht ist — in Summa: treiben Menschendienst statt Gottesdienst. Solchen miserabeln Sonntagsverdienst aber heiße ich ungerechtes Gut; denn es ist Gott gestohlen.

Unmöglich kann das gut thun und gedeihen. Böser Gewinn fährt bald dahin. Was man Gott nimmt, das holt der Teufel. Sieht man's denn nicht auch genug? Haben denn diese Verwegenen, welche sich an Gottes Habe und Tage vergreifen, etwa mehr als die Sechstagearbeiter, welche Sonntags feiern? Haben sie mehr auf dem Leibe, mehr im Kasten, mehr im Beutel, bringen sie mehr vor sich als die, welche vor dem dritten Gebote Respect haben? Wer wagt's, allem Augenscheine zuwider das zu behaupten?! Kann auch nicht sein. Oder soll Gott im Himmel sich bestehlen lassen und noch Gedeihen obenein geben?

Im Gegentheil, er zieht seine Schuldforderung, welche er an die Sonntagsarbeiter hat, mit hohen Procenten nach

und nach ein. Und wenn er die ihm gestohlenen Sonntage von den Schuldnern einkassirt, so reicht deren ganzer Alltagsverdienst nicht hin, ihn zu befriedigen. Abgebrannt und verarmt müssen sie sich im Walde den Bettelstab schneiden und unter den Zäunen und Chausseebrücken Herberge nehmen; denn es ist mit ihnen Matthäi am letzten oder eigentlich erst — am vorletzten. Und ob zu allerletzt der Platz, welcher drüben ihnen zugedacht, bereitet und mit ihrer Nummer versehen ist, von ihnen wirklich eingenommen und besessen werden oder sich mit dem Staube der Ewigkeit bedecken wird; ob sie da nicht erst recht auf den Bettel kommen wegen des ungerechten Guts — darüber kann man auch noch seine besondern Gedanken haben. Wir werden's ja sehen.

Was man aber schon in dieser sublunarischen Welt in Betreff des Unsegens, welcher auf versäumter Sonntagsheiligung ruhet, gesehen und erlebt hat, davon will ich einmal ein Pröbchen erzählen, nämlich vom alten Fritz. Wohl gemerkt!

Warum der alte Fritz einen nicht avanciren ließ.

Der alte Fritz war, wie jeder weiß, ein rechter Kriegsmann, und sein Unterofficier Thomas, was vielleicht nicht jeder weiß, war es nicht minder. Weil sich denn Gleich und Gleich gern gesellet, so gab das zwischen den beiden guten Vertrag. Thomas exercirte seine Rekruten, daß es eine Art hatte und es für den alten Fritz eine Lust war, zuzusehen. Die Freundschaft zwischen beiden ging so weit, daß sich der König sogar nach seines Unterofficiers Geburtsorte und was denn Vater und Mutter noch machten und nach der Kirche erkundigte, die er besuche. „Ich gehöre zur Gemeinde der mährischen Brüder," antwortete in Betreff des letzten Punktes der Unterofficier, „und deren Andachtsort in der Wilhelmsstraße besuche ich." „Nun meinetwegen," sagte der König, „thue nur dabei deine Pflicht und sorge für diese deine Leute hier, meine Soldaten, so bleiben wir gute Freunde."

Von nun an war es des Königs gewöhnlicher Gruß, wenn er dieses seines Unterofficiers ansichtig wurde: „Thomas, wie steht's? Gehst du noch fleißig in die Wilhelmsstraße?" Der König vergaß seinen Freund nimmer, hatte ihn immer, wo der's dachte und wo er's

nicht dachte, streng im Auge und versäumte nicht immer sich nach ihm auf der Parade bei dem Regimentscommandeur zu erkundigen. „Thomas soll zum Officier avanciren!“ sprach der alte Herr einst zu dem Obersten seines Unterofficiers, und zwar sobald eine Stelle offen ist!“

Diese gnädige Absicht seines Königs mit ihm theilte der gutmüthige Oberst dem Thomas mit. Es sollte ihm das ein Sporn und eine Ermunterung sein, auch weiter hin seine Dienstpflichten freudig und treu zu erfüllen, um die königliche Huld nicht zu verscherzen. Und das ließ sich der Thomas nicht umsonst gesagt sein, war und blieb mit Leib und Seele Soldat, und einen tüchtigeren Unterofficier, als ihn, hatte die ganze preußische Armee nicht aufzuweisen. Aber mit der Wilhelmsstraße war's seit der ihm eröffneten Aussicht ganz und gar vorbei. Sei's, daß mährischer Bruder und bald preußischer Officier sich in seinem Gehirn nicht reimten; sei's, daß er die besondere Gunst seines Königs dadurch zu gewinnen hoffte: genug, er blieb aus der Wilhelmsstraße weg. „Mein Herz ist mit meinen Brüdern,“ sagte er zu dem Geistlichen, als er sich abmeldete, „aber ich fürchte die Ungnade meines Königs, wenn ich länger noch Ihre Gottesdienste besuche.“ Der geistliche Herr bat ihn, ja zu wachen, daß sein Herz ihm nicht einen Streich spiele; aber Thomas ging und kam nicht wieder.

Nach etlicher Zeit begegnete der König dem Unterofficier wieder, und that sogleich wieder die alte huldreiche Frage: „Wie steht's, Thomas? Was machen deine Freunde in der Wilhelmsstraße?“ „Euer Majestät halten zu Gnaden, ich weiß es nicht,“ war die Antwort. „Weiß es nicht, weiß es nicht,“ sagte der König, „hast du denn Verdruß mit ihnen?“ „Nein,“ sagte Thomas, „aber ich finde nicht für nöthig, so oft als sonst, dorthin zu gehen.“ „Also bist du kein so großer Schwärmer, wie ich glaubte?“ war die königliche Antwort. Und dabei zog der König die Unterlippe etwas höher als gewöhnlich, nickte zwei Mal kurz vor sich hin, ließ den Thomas stehen und ritt weiter. Kurz darauf kam eine Officierstelle auf. Der Oberst rapportirte das dem König mit der Anfrage, ob Thomas aufrücken und die Stelle erhalten solle. „Nein, nein,“ befahl der König, „er soll sie nicht haben; **denn er geht nicht mehr so oft, als sonst, in die Wilhelmsstraße.**“

Verwundert ging der Oberst und begegnete dem Thomas, der die Bestätigung seiner Beförderung zu hören hoffte und dafür die Aeußerung des Königs vernahm, welche der Oberst nicht zu deuten wußte. Thomas aber wußte es. Der alte Fritz hatte bei sich gedacht: Wer seinem Gotte nicht treu bleibt, wird auch seinem Könige nicht treu, hold und gewärtig sein. Und Thomas beherzigte das. Es war die Zurücksetzung beim Avancement für ihn eine Lection von oben über das Sprüchwort: Unrecht Gut gedeihet nicht, oder: Was man Gott nimmt, das holt der Teufel.

Thomas ging auf Gefahr königlicher Ungnade gebeugten Herzens wieder in die Wilhelmsstraße. Ob er je Officier geworden oder sein Lebtage Unterofficier geblieben ist, gilt gleich. Wenn er nur drüben zu den Mannschaften des Hauptmanns Cornelius gestellt worden ist! So hübsch rechter Hand! Mit „Augen links!"

II. Raub an Nachbars Gut und Nahrung.

Man könnte diese zweite Hälfte auch Selbstberaubung tituliren, so seltsam das von vorn herein klingen mag. In früheren Jahren war viel Geschrei von Seelenverkäufern. Heutiges Tags, wo dies Geschrei ziemlich verstummt ist, sollte es zehn Mal gellender durch die Lüfte schallen. Denn der Haufe ist wahrhaftig nicht klein, der seine eigene Seele, sein eigen Selbst verkauft mit Haut und Haar, mit Leib und Seel: Seelenverkäufer und Selbstverkäufer sind zu diesen unsern Zeiten gleichbedeutend geworden. Und welches ist der lockende Köder und der blendende Kauf- und Höllenpreis, um welchen Groß und Klein ihr Alles feil haben? — Unrecht Gut ist sein Name: dafür wird das eigene Selbst nach Leib und Seele dem Verderben verhandelt. „Unrecht Gut nämlich gedeihet nicht; Untreue schlägt ihren eigenen Herrn; und wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." Das ist der Handel und Kauf.

Bei Recognoscirung aller derer, die mit ungerechtem Gut hantiren, lassen wir dies Mal die Haus-, Feld-, Gewerbe-, Wild- und Straßendiebe frei passiren (die Hausdiebe sind überdies im ersten Kapitel schon da gewesen) und halten blos die

fest. So mancherlei aber die Kassen, so mancherlei auch die Diebe. Es giebt landesväterliche und landeskinderliche, Königs- und Volks-, öffentliche und Privatkassen. Und alle haben ihre Anfechtung; alle sind schon zum Fallstrick geworden mehr als einem.

a. Königskassen

stehen der Plünderung am bloßesten; daher auf sie der stärkste Anlauf. Und die unberufenen Präg- und Münzmeister — Falschmünzer geheißen — sind die schlimmsten darunter nicht. Durch Accise-, Zoll-, Post-, Stempeldefraudation, durch Unterschleife aller Art in Civil- und Militairbureaux erleidet der königliche und staatliche Geldbeutel eine nicht mindere Beeinträchtigung.

Und doch ist diese Einbuße ein Geringes gegen den Verlust, welchen die nicht geldhaltigen Königskassen durch Raub und Diebstahl hin und her erfahren. Die beste Einnahme nämlich, welche so ein König hat, ist die Liebe und das Vertrauen seines Volks. Da kommen nun manchmal Räuber der verworfensten Art — Volksverführer und Volksaufwiegler geheißen —, verkümmern und verkürzen, nehmen und stehlen dem Fürsten seine beste Einnahme, um selbst im Glanze der zweifelhaften, wandelbaren Volksgunst sich zu sonnen und zu brilliren. Raffen, wie der gemeinste Strolch, an sich unrecht Gut. Und wo selbst Königsdiener, die Königsbrot essen, diese Königseinnahme antasten und raublustig für sich beanspruchen oder andern zuwenden: da constirt ein Verbrechen dem Tempelraube gleich und der Heiligthumsschändung; ein Verbrechen, welches die Auferstehung Kaiser Friedrichs Barbarossa verhindert.

Bekanntlich sitzt dieser alte deutsche Kaiser unten in einem verborgenen Gewölbe des Kyffhäuser und hat viele Schätze um sich her und schläft nicht recht und wacht nicht recht, und sein Bart ist durch einen steinernen Tisch gewachsen. Und wenn einer sich einmal hineinfindet, so fragt er, ob die Raben oben noch um die Burg flögen. Und wenn's heißt: Ja! — so sagt er, er müsse also noch warten, aber nachher werde er herauskommen und wieder deutscher Kaiser werden und die goldene Zeit bringen. So lautet die Sage; aber die Sage hat tiefen Sinn. Die

Raben stehlen bekanntlich und sind sprüchwörtlich mit ihrem Stehlen. Burgen bedeuten Regentenhäuser. Wenn nun einmal den Regenten in Deutschland ihre Perlen und Edelsteine, das sind: Liebe und Treue ihrer Völker, nicht mehr gestohlen werden, und wenn darin Deutschland ein einiges ist: dann wird es wieder unter dem milden Scepter eines Friedrich, das ist: unter einem Friedereich oder Friedefürsten, muthmaßlich dem auch schon durch den alten Seher Jesaias Cap. 9, 6 verheißenen, aufblühen und hochkommen in großer Kraft, und dann ist die goldene Zeit. Zuvor aber muß also das Rabengekrächze der schwarzherzigen Königsdiebe verstummen, und müssen hingegen deutsche Treue und Redlichkeit, wie sie vor Alters gegen Kaiser und Reich heiliger Brauch waren, wieder aufleben und leibhaftig durch die deutschen Gauen einherwandeln.

b. Volkskassen

können von oben her angegriffen werden entweder mit Gewalt bei Contributionen und Brandschatzungen, oder auch sonst in guter Manier Forma Rechtens. Sie können; werden aber in der That gemeinhin mehr von unten her beansprucht und geplündert, als von oben herab. Endlos ist die Speculation auf Nachbars Geldbeutel. Von den Zweigroschenbuden und oft tiefer noch fängt sie an; unter dem Gewande täuschender Anpreisung und Schaustellung geht sie mit frecher Stirn einher; den Probe- und Musterreitern leuchtet sie aus den Augen; bestechlichen Richtern und Commissarien geht sie vom Munde, wie Wasser; in den Geld-, Kleider-, und Kornjuden gipfelt sie. Brauchen aber just keine Juden zu sein; Wucherer, welche sich die augenblickliche Noth des Nachbars zu Nutze machen, um hohen Zins zu erpressen, und welche bei allgemeinen Landescalamitäten ihr Schäfchen ins Trockne bringen, unbekümmert, ob dadurch andere aus dem Regen in die Traufe kommen: giebts unter Christen nicht minder. Und auf diesem Hintergrunde erscheinen die kleinen Spitzbuben, welche Gestohlenes verhehlen, Geborgtes und Gefundenes vorenthalten, fast im Heiligenschein. Aber „ungerechte Haushalter" sind sie sammt und sonders; denn die Hand greift zu weit und vervortheilt die Volkskassen im Großen und Ganzen oder im Einzelnen und Kleinen.

Solche Verluste indessen werden mit der Zeit ver-

schmerzt. Aber unverschmerzlich ist der Verlust, wenn aus dem geheimsten Schatze unseres inwendigen Menschen uns unsere Heiligthümer — Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei! — schändlich gestohlen werden von zungenfertigen, arglistigen Tageshelden, welche das große Messer führen und Tücke im Nacken haben. Wer solchen Geistern, die dem armen Volk das beste Herzblut und Seelenmark aussaugen, auf die Finger paßt; wer sich statt christlichen Glaubensgoldes nicht glimmerndes Katzensilber aufhandeln, statt christlichen Liebesfeuers nicht eine gegen menschliche und göttliche Ordnung aufflackernde Höllengluth in sich anschüren, statt christlichen Hoffnungsgrüns nicht aschgraues Heidenthum sich beibringen läßet: der bewahret seinen Palast, der hütet sein Eigen- und Heiligthum; der erwehrt sich der Volksdiebe, welche Unkraut zwischen den Waizen bei der Nacht aussäen, stufenweise erst Mißmuth und Mißbehagen, dann Mißgunst und Mißtrauen und endlich Mißglauben ausstreuen im Volk, um bei dem Mißwachs, den das zuletzt giebt, ihre eigene Rechnung zu finden. So werden Volkskassen beraubt. Aber unrecht Gut

gedeihet nicht.

„Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Wenn der Fuchs zeitig ist, trägt selbst er den Balg zum Kürschner. Uebelthat selbst sich verrath. Es kommt alles an den Tag, was unterm Schnee verborgen lag.“ Und was dann? Dann drückts im Magen, wie Kieselstein; dann juckts hinter den Ohren; dann kribbelt's dem Engländer am Halse; denn „junger Dieb — alter Galgenschwengel.“ Bringt auch außer England und selbst hier zu Lande, obgleich bei uns kein Galgenholz mehr geschlagen wird, bittern Galgenlohn. Inwendig: Sorge, Angst, Kummer, Gram und Gewissensbiß; von außen: Schimpf und Schande, Mißachtung und Mißkredit, Degradation und Absetzung, vergitterte Fenster, unfreiwillige Einsamkeit, eiserne Hemmschuh und dergleichen. Manchen kostet's den Hals. Hören wir davon im Vorbeigehen ein Paar Exempel, aus denen ersichtlich wird, daß weder Raub an Königskassen, noch Raub an Volkskassen geräth und gedeihet.

Erste Sorte.

Die Postabfahrt.

Ein armer Postofficiant wird vom Glanz des Goldes verführt und beschließt, mit einigen hundert Thalern die dumpfe Luft seiner trüben Packkammer zu verlassen und die weite Welt zu suchen. Inzwischen, bis er seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, versteckt er das Geld in einem alten Polsterstuhle, der unbenutzt im Winkel der Registratur steht. Nachdem er alles geordnet, schleicht er den Abend wieder in die Registratur; aber das Geld ist zu seinem großen Schrecken fort aus dem Polsterstuhle. Verzweifelnd steht er da. Ohne Geld kann er nicht fortkommen. Es bleibt ihm nichts übrig, als seinem Leben oder seinem Betruge ein Ende zu machen. Er wählt das Letztere und giebt sich unter Erzählung des Vorgangs als Kassendieb und zwar als bestohlener Kassendieb an.

Der Postmeister eilt sofort in die Registratur und greift in den Polsterstuhl. Aber er greift tiefer in seinem Pflichtbewußtsein als der Dieb in seinem Schuldbewußtsein und zieht die unberührten 800 Thaler heraus. Der Stuhl hatte nämlich nicht nur oben im Polster, sondern auch im Boden ein Loch; die Gurten waren aber noch mit starker Leinwand gefüttert und in diesen Sack war das Geld hinuntergeschlüpft. Trotz dieses glücklichen Fundes erhielt aber doch der Officiant (und mit Recht!) den Laufpaß und fuhr ab von der Post.

Zweite Sorte.

1. Die Bettelfahrt.

In der großen Theurung von 1771 und 1772 trank ein reicher Handelsmann und Stadtrichter mit seinen Freunden den schönsten Wein und speiste köstlich. Sein Wuchergeschäft, seine ungerechten Zinsen, sein Leihhausverkehr, seine bei der großen Noth sehr vortheilhaft gemachten Ankäufe warfen das ab. Arme Leute, welche sich in der Verzweiflung vergangen und vergriffen hatten, wurden in einen aus Latten zusammengenagelten Käfig gesteckt, der sich drehen ließ. Da kamen denn die Buben des Mannes, die noch nie gefühlt hatten, wie Hunger so weh thut, und drehten das Häuschen, bis die armen Menschen in

Ohnmacht dalagen. — Aber siehe, der reiche Mann, der in der Theurung noch reicher geworden war, kam nach der theuren Zeit (man wußte gar nicht, wie) so herunter, daß er ganz verarmte. Von den Söhnen starb der eine im Armenhause des Orts; der andere, nachdem er lange in den Häusern, welche er und sein Vater einst tief verachtet hatte, um Tagelohn gearbeitet, starb an einem andern Orte im Spital. Die Töchter, welche sich einst vor Stolz kaum zu lassen wußten, geriethen an sehr arme Männer.

2. Die Höllenfahrt.

Der junge Schweizer, Friedrich Haller, mußte plötzlich auf längere Zeit verreisen. Sein Geld, das er in Banknoten im Hause hatte, vertraute er den Händen eines ihm befreundeten Kaufmanns und reiste getrost ab. Bei seiner Rückkehr eilte er zu dem vermeintlichen Freunde, um seine Papiere wieder in Empfang zu nehmen. „Was," sprach dieser, „ich hätte Banknoten von Ihnen in Verwahrung genommen? Sind Sie toll oder wollen Sie mich zum Narren haben?" Es blieb dem jungen Manne nichts übrig, als den Rechtsweg zu beschreiten. Dem Kaufmanne wird der Reinigungseid zugeschoben. Der Termin erschien und der Kaufmann fehlte nicht. Gab seinen Hut und Stock dem aufwartenden Gerichtsdiener und schwur einen leiblichen Eid, daß er das Papiergeld, welches jener von ihm fordere, nicht habe.

Die Feierlichkeit war vorüber, und der junge Schweizer betrogen. Da begiebt sich's, daß der alte Jesuit, als er eben die Treppe des Gerichtshauses hinuntergehen will, unversehens über seinen Stock stolpert. Dahin flog Hut und Stock und zu dem zersprungenen elfenbeinernen Stockknopfe heraus fliegen die Banknoten des jungen Mannes. Die Zeugen dieses Auftritts waren starr vor Entsetzen. Der schurkische Betrüger hatte das ihm anvertraute Gut in den hohlen Stockknopf gethan und gemeint, dreist schwören zu können, daß er's nicht habe, wenn inzwischen der Gerichtsdiener ihm Hut und Stock halte. Er starb an den Folgen dieses Treppenfalls unter schrecklichen Gewissensbissen. Seine Seele aber ist wohl noch tiefer gefallen als von der Gerichtstreppe hinunter.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Drittes Kapitel.

Nichtgedeihen das Mindeste.

Wenn eines schönen Abends so ein langgeschwänzter Komet auf die Wachparade am Himmel ziehet, so sperren die Sterngucker ihre Augen, und manche andere Mund und Nase weit und breit auf. Was ein Kindlein ist, das freuet sich der schönen Illumination am blauen Gewölbe, und was ein Kindlein am Geist ist, das wirft sich in den Staub und jubelt und betet an: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel!" Noch eine andere Gattung solcher stillen Himmelsbeschauer, die es dann ungerufen giebt, ruft aber dann: „Das bedeutet etwas! der liebe Gott steckt seine Ruthe aus! Es giebt Krieg und Blut, Hunger und theure Zeit, Erdbeben und Pestilenz, oder sonst groß Ungemach."

Ich weiß nicht, wo die, welche so sagen, diese Kunde her haben. Wiewohl ich sehr dafür bin, daß ein Menschenkind, wenn es um Mitternacht zum Himmel aufschaut, nicht dastehe, wie eine Gans, wenn's donnert: so kann ich's doch nicht recht glauben, daß so ein Bürschchen von Komet geschickt werde, um, wie ein Postreiter, nahendes Ungewitter der jubilirenden Menschenwelt anzumelden. Weil indessen kein Mensch bis jetzt weiß, wie man mit solchen wunderbaren Herren und seltenen Gästen, wie die Kometen sind, daran ist: so kann auch der, welcher darin eine Himmelsruthe erblickt, nicht mit Fug und Grund angefochten werden. Denn er hat den Augenschein für sich; sintemal diese schimmernden Lichtstreifen zur Noth dem Instrumente ähneln, welches der Vater für unartige Kinder hinter den Spiegel steckt. Und die Erfahrung hat er auch für sich; alldieweil noch immer etwas auf dem weiten Erdenrunde passirt ist, so oft solch Fremdling aus seinen Himmelstiefen mit neugierigen Augen in unser Erdengewühl hereingesehen hat. Und wenn dies Jahr einer käme, fände er auch seine Deutung und würde nicht mit Schimpf bestehen.

Soll denn also einmal das, was man so schlechtweg Komet nennt, eine räsonabele Himmelsruthe sein, so ist's ausgemacht, daß Gott der Herr sie gebunden, für unartige Kinder, wie wir sind, gebunden hat und wir uns

vor ihren hauenden Schlägen mit einer tüchtigen, guten Litanei unter viel Gebet und Thränen zu waffnen haben. Davon will ich jedoch dies Mal nicht, sondern von den Ruthen will ich reden, welche die Menschenkinder selbst in ihrer Thorheit binden und womit sie selbst sich geißeln also, daß ihr Gewissen, wenn man's beaugenscheinen könnte, sich ausnehmen müßte wie ein blutigwund gebissenes Wild. Ich meine mit dieser Ruthe (wer's aus der Ueberschrift nicht schon entnommen hätte, ich meine das ungerechte Gut, davon schon das Sprüchwort sagt: „Unrecht Gut thut nicht gut. Gestohlen Gut liegt hart im Magen. Unrecht (Untreue) schlägt seinen (ihren) eigenen Herrn." Nicht so klein aber, wie mancher denken mag, ist die Zahl solcher „kühnen Greifer;" groß und laut ist das Gewimmel und Getümmel solcher Leutchen, welche ein so weites Gewissen haben, daß man mit einem Fuder Heu hindurch fahren könnte, und ihre Hände oben und unten mit Vogelleim salben. Daß es nun aber mit Raub und Diebstahl, Lug und Trug kein gut Ende nimmt und weder hüben noch drüben Gedeihen darauf ruht: das soll wahr sein und wahr bleiben. Was sie erstohlen und erschlichen, erheuchelt und erschmeichelt, erspielt und erwuchert, erlistet und ertrotzt, erlogen und erschworen, erkoset und erbuhlt haben: das wird ihnen — habt nur Geduld! noch zu Wasser gemacht und versalzen mit Thränenwasser. Quod erit demonstrandum.

A. Unrecht im Handel und Wandel und Handwerk.

Wenn irgend wo, so läuft im Handel und Wandel viel Unrecht mit unter. Giebt's doch Kaufleute, welche trotzdem, daß es dem Herrn im Himmel ein Greuel ist, falsche Waare und Gewicht führen, oder für schlechte Arbeit guten Lohn fordern, also ihres Theils geringe Waare und hohen Preiscourant halten. Ihr Behagen ist das Sprüchlein:

> Betrug
> Ist der Krämer Wagen und Pflug.

Käufer, welche sich bei ihnen auf das „Fordern und Bieten macht Kaufleute" nicht verstehen; welche auf „feste Preise" bauen und nichts abfeilschen und abmarkten wollen: sind da verrathen und verkauft.

Wiederum giebts auch Leute, welche eine lungenseu-

chische Kuh und einen Krippensetzer von Pferd gern stillschweigend auf dem Markt losschlagen; auch den Raps und Mohn vor dem Verkauf etwas anfeuchten und den Wollsack etliche Tage in den Keller hinunterschaffen, damit die Oelfrucht besser in den Scheffel und die Wolle besser ins Gewicht falle. Prosit Ehrlichkeit. Sonderlich stehen unter den Gewerben auch die Neun und Neunziger in bösem Geruch. Man soll sich indeß wohl hüten, gegen einen einzelnen Stand vorzugsweise argwöhnisch zu sein; soll auch nicht alle Genossen jedes Standes über einen Kamm scheeren. Aber übertheuern und übersetzen soll in einem Stande und Gewerk keiner. Sonst hebt das Sprüchwort seinen Finger auf und spricht: Uebernommen (=übertheuert) ist nicht gewonnen (=verliert die Kundschaft und das Gewerbe. „Die Elle dauert länger als der Kram.“ Ich weiß dazu eine Geschichte

von theuern Eiern.

Da reiste einmal ein fremder Fürst nach Frankreich. Und als es ihm unterwegs öd' im Magen wird, läßt er sich in einem gewöhnlichen Wirthshause, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gesottene Eier geben. Als er sie verspeiset hat, fordert der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürst fragt, ob denn hier zu Lande die Eier so rar seien. „Nein,“ sagt der Wirth und lächelt, „die Eier nicht, aber die großen Herrn, die so etwas dafür bezahlen können.“ Der Fürst lächelte auch, gab das Geld, und das war gut.

Kommt nach Paris und erzählt seinem guten Freunde, dem Könige, diesen Spaß. Der aber wollte den Spaß nicht verstehen und nahm solche Prellerei seinem Landskinde sehr übel. „Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirthshause vorbeifahren,“ sprach er zu seinem Gaste, „so sollen Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht.“ Und was er nun weiter gethan, das hat sich hernachmals ergeben. Als nämlich der Fürst auf seiner Heimreise wiederum an dem bewußten Wirthshause vorbeifuhr, sah er kein Aushängeschild mehr daran; Fenster und Thüren aber waren vermauert. Und das war auch gut. —

Aber nicht der Verkäufer ist allemal derjenige, welcher — sondern auch mancher Käufer hat mit seinem Abdingen hin und her den Händler bis aufs Blut gequält

und hinterher denn doch noch ihm polnisches Geld heimlich untergeschoben oder seine falschen Kassenscheine zum vollen Nennwerthe ihm aufgenöthigt. Bringt aber auch nichts ein. „Falscher Gewinn" — wenn er früh oder spat offenbar wird — „bringt Schab und Schinn."

Wir gehen weiter und kommen zu den löblichen Gewerkschaften. Unter denen sind nun wohl Müller und Schneider, Maurer und Zimmermann am schlechtesten bei den Nachbarsleuten accreditirt und als Leute im Beruf, welche mit Werken der Ungerechtigkeit umgehen. Der stichelnde Volkswitz wenigstens ergießt sich vorzugsweise über diese vier löblichen Gewerke. Durch diese Bevorzugung bei solchem harmlosen Gewitzel werden sie sich vermuthlich nicht zum Mindesten gekränkt fühlen. Ehrliches Müller- und Maurerblut wird zu dem Folgenden harmlos mitlachen. „Warum nistet wohl auf einer Mühle kein Storch?" fragte einmal einer. „Nun," antwortete der andere, „weil der Storch ein kluges Thier ist und sich nicht vom Müller will hinters Ohr stoßen lassen." Von einem Tropfen Maurerschweiß sagt man, daß er einen Thaler koste. Maurerschwamm, der nicht leicht Feuer fängt, ist zum Sprüchwort geworden. Ist's doch, als wollte der alte, eisgraue Sprüchwörtermann gerade unsere besten Freunde, die uns die schönen Häuser bauen, recht schelmisch necken, wenn er spricht:

Zimmerleut' und Maurer,
Das sind rechte Laurer.
Mit Essen, Messen und Besinnen,
Bringen sie den Tag von hinnen.

Wäre freilich ein derartiger unter ihnen, so gediehe es ihm nicht; denn „dem Zimmermann, welchem im Sommer keine Kanne zu theuer ist, dem ist im Winter keine Rinde zu hart" — behauptet dasselbe Sprüchwort. Und die Schneider endlich? Nun, deren Elle ist nach dem Sprüchwort eben so gefürchtet als ihre Hölle; erstere von den Lehrjungen, letztere von den Kunden. „Fünf Ellen geben ein Paar Handschuh, wenn der Schneider kein Schelm ist," sagt derselbe alte Spaßvogel. Mußt mich nun aber nicht für einen Criminalrichter und Gerichtsgeschworenen halten, der hier das pro und contra lang und breit abwägen soll. Ich mache kurze Processe und wiederhole das Urtel von vorhin: Gott sei Dank, daß nicht alle Werkleute über einen Kamm geschoren sind! Bei den

oben Genannten und nach der Welt Urtheil besonders Gravirten geht's eben wie bei den Ungenannten und wie überall Unkraut und Waizen unter einander. In allen Gilden giebt's ehrenhafte Leute, wie Goldschmied Eligius einer war, Leute mit „Ehrlich währt am längsten" — und auch unehrenhafte Gesellen, rechte Schubbejacks, wie Maurermeister Spitzbub, von dem gleich erzählt werden soll und dem sein Diebsgewinn so wenig gedieh, wie irgend einem seines Gelichters. Der Ehrliche muß den Vortritt haben, nämlich

I. Eligius.

1. Als Goldschmied.

Dieser Mann, geboren 538, späterhin Bischof zu Noyon in Frankreich, war früherhin Goldschmied. Als solcher sollte er einst im Auftrage des Schatzmeisters Bobbo für den fränkischen König Chlotar II. einen Prachtstuhl fertigen und erhielt das muthmaßlich dazu erforderliche Gold und Edelgestein. Nun wußte er aber diese Stoffe so geschickt zu verarbeiten, daß er statt eines Stuhls ihrer zwei daraus machen konnte. Er schickte zuerst einen dieser Stühle zum Könige, der denselben sehr bewunderte und den Künstler reichlich belohnte. Wie erstaunte aber der König, als Eligius auch den zweiten Stuhl bringen ließ! Der König faßte ein so großes Vertrauen zu ihm, daß er alle Prachtarbeiten künftig für den Hof machen mußte und dazu die Edelsteine, das Gold und Silber ohne Maß und Gewicht zugeschickt erhielt.

2. Als Bischof.

Durch seine Kunst und Ehrlichkeit dem Könige bestens empfohlen, bat Eligius einst den König, ihm einen gewissen Landstrich, der Staatseigenthum war, zur Anlegung eines Klosters zu schenken. Der König bewilligt's. Der Bau geht vorwärts. Da befindet Eligius, daß ihm der königliche Feldmesser einen Fuß breit Landes mehr zugemessen, als er selbst sich vom Könige ausgebeten hatte und ihm zugestanden war, das fiel ihm schwer aufs Herz. Sogleich eilte er zum Könige und zeigte es an. Solche Redlichkeit war aber dem Könige über die Maßen rührend. „Sehet doch," sprach er zu den Umstehenden, „sehet, was für eine herrliche Sache die Christentreue ist! Meine

Herzöge und Finanzverwalter reißen große Güter an sich, und der Knecht Christi hat es wegen seiner Treue im Herrn nicht über das Herz bringen können, eine Hand voll Erde zu verschweigen."

II. Treulose Lieferanten.

1. Ein Holzlieferant.

Als im letzten Kriege der Franzose nach Berlin kam, wurde da unter andern auch viel königliches Eigenthum weggenommen, für französisches „Nationaleigenthum" erklärt, verkauft oder über die Grenze geschafft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und willkommene Beute. Doch nicht alles. — Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eignen Unterthanen, dachte: „da ist ein gut Trinkgeld zu verdienen" und zeigte dem französischen Kommandanten mit spitzbübischen Augen an, was für ein Fang noch zu machen sei. Aber der Kommandant gab schlechten Dank. „Laßt die schönen Baumstämme nur liegen, wo sie sind," sprach er. „Man muß dem Feinde nicht sein Nothwendigstes nehmen. — Denn wenn euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Leute, wie ihr einer seid."

Und mancher treue Preuße würde wohl gern aus seinem eignen Wald noch ein Paar Stämmlein dazu hergeben, wenns einmal fehlen sollte.

2. Ein Geldlieferant.

Im letzten französischen Kriege wurde einem schlesischen Edelmanne ein baierscher Officier vom rheinischen Bundesheer ins Quartier gelegt und der hatte es da gut. Ein kostbares Zimmer und ganz mit schönen Gemälden behängt, was dem Gaste eine absonderliche Freude machte. Als es nach etlichen Tagen schon zum Abschiede ging, verlangte der Baier eins der Gemälde zum Andenken. „Mit Vergnügen," sagte der Preuße, „wählen Sie selbst!"

Hat man nun die Wahl, sich ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordert der Anstand und Verstand, daß man nicht gerade nach dem vornehmsten und kostbarsten greife. Solche Lebensart schien der Baier zu wissen;

denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. „Aber warum wollen Sie gerade das, mein Herr Oberst?" sagte mit sichtbarer Unruhe der Edelmann. „Das Bild Ihrer Wahl ist mir aus besondern Gründen lieb und werth. Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort." Der Officier aber hatte dafür keine Ohren, bestand auf seinen Kopf und nahm, ohne die wachsende Angst seines Hauswirthes zu bemerken, geradezu das gewählte Gemälde von der Wand herunter. Da erschien an der Mauer, wo das Bild gehangen, ein großer feuchter Fleck. „Was ist das?" sprach der Officier zu seinem todtenbleichen Wirthe, that einen Stoß gegen die feuchte Stelle, und zwei frisch eingemauerte Backsteine fielen nach innen. Dahinter lag alles Geld, Gold und Silber des Edelmannes!

Der gute Mann gab sich nun Preis und sein Geld verloren. — „Aber wie konnten Sie nur wissen," fragte er schüchtern, „daß hinter diesem Gemälde mein Geld in der Mauer verborgen war? Nur ein Mensch wußte noch außer mir davon und der ist für den Preis größter Verschwiegenheit gut bezahlt." Der Officier erwiederte: „Ich werde den Mitwisser Ihres Geheimnisses holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin." Und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und reiche Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Teufel mit allem Fug und Recht auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Der brave Officier beraumte alsobald Auszahlung an, ließ unsern Meister Spitzbub vor die Stube führen und ihm von frischer Hand hundert, sage hundert — aber nicht Thaler, sondern Prügel baar und richtig ausbezahlen, lauter vollwichtige Münze, und war keine einzige falsche darunter. Dem Edelmann aber ließ er sein Eigenthum unangetastet. Das wollen wir beides gut heißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, jedem Verräther aber eine solche

Belohnung ertheilt, und ihm recht fühlbar eingetränkt werde das Sprüchlein: „Unrecht Gut gedeihet nicht!“

Zum Schluß singen wir eins. Ich will vorsagen:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab.
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab.

Wer die eigentliche Schulmelodie dieses Liedes vergessen hätte, der könnts auch — es paßt auf ein Haar — nach der Kirchenmelodie singen:

Lobt Gott, ihr Christen allzugleich,
In seinem höchsten Thron;
Der heut' aufschließt sein Himmelreich
Und schenkt uns seinen Sohn.

Merke hiebei, wie gut und nöthig es sei, daß Kirche und Schule zusammenbleiben und sich nicht separiren. Denn sie sind beide ein Fleisch, und man lernt in der Schule singen: Lobt Gott, ihr Christen allzugleich — und in der Kirche singen: Ueb' immer Treu und Redlichkeit!

B. Im bürgerlichen und geselligen Verkehr.

Wo hier aber anfangen und wo aufhören? Denn wie die gefräßige Raupe an Busch und Wald, so zehrt, dem Hausvater bewußt oder unbewußt, unrecht Gut an gar manchen hohen und niedern Hausständen. Ueberaus lang ist das Diebesregister. Es giebt Hausdiebe, Felddiebe, Wilddiebe, Straßendiebe, Kassendiebe, Gewerbediebe, Spieldiebe, Ehrendiebe u. s. w. Sie alle wollen vor andern und ehrlichen Leuten einen Vorsprung gewinnen, indem sie wegnehmen, wo sie nichts hingelegt, schneiden, wo sie nicht gesäet, aufgraben, wo sie nicht gepflanzt, finden gehen, wo sie nichts zu suchen haben. Aber das unrechte Gut gedeihet ihnen nicht. „Denn stiehlst du,“ sagt Luther, „so versieh dich gewißlich, daß dir noch einmal so viel gestohlen werde. Denn die Kunst versteht Gott meisterlich, daß er einen Dieb mit dem andern straft. Merke das an den

1. Hausdieben.

Die kennt man an den Diebesaugen, womit sie die Häuser ausmessen; an den schweifenden Blicken, die alles auf einmal verschlingen möchten; an den krummen Fin-

gern, in denen der Böse zuckt. Manche sehen auch ganz ehrlich und unschuldig aus. Aber liegen lassen sie nichts als heiß Eisen und Mühlsteine. Gegen ihre Diebesgriffe ist kein Schloß zu fest, und kein Fenster zu hoch, und kein Behälter zu heimlich, und kein Besitzthum zu ehrwürdig. Aber das „Gedeihet nicht" folgt den Hausdieben auf dem Fuße.

Vor mehreren Jahren arbeitete ein Maurergesell in Leipzig an einem Gebäude und fand seitwärts in einer Vertiefung einen alten Beutel mit goldenen Ringen und Armbändern, auch eine goldene mit Diamanten besetzte Uhr. Das alles nahm er an sich und sagte keinem Menschen eine Sylbe davon. Als er aber diese Sachen bei einem Goldschmied versilbern wollte, wurde er angehalten und vor das hochpeinliche Halsgericht gestellt. Es war nämlich ein reicher Juwelier derselbigen Stadt ganz kürzlich bestohlen und dabei ermordet worden. Der schwere Verdacht dieses Raubmordes wälzte sich nun, und mit allem Grunde, wie's schien, auf unsern Maurergesellen. Umsonst betheuerte dieser unter Thränen dem Kriminalrichter seine Unschuld; umsonst erzählte er den wahren Hergang, wie er in den Besitz der Preciosen gekommen: er war gefangen und blieb gefangen und hatte den Rabenstein in Aussicht. Glücklicher Weise schlug sich unser Herrgott noch ins Mittel und ließ den wahren Mörder ausgemittelt werden. Sonst wär's um den Gesellen geschehen gewesen, der aber nun nach vielen angstvollen Tagen und Nächten noch mit einem blauen Auge davon kam.

Das Gegenstück zu diesem Maurergesellen ist jener arme Student, welcher den Etatsrath Gram in Kopenhagen um eine Unterstützung anging, damit er seine Studien fortsetzen könnte. Gram gab ihm einen Bankzettel von — wie er meinte — zehn Gulden; aber es war einer von hundert Gulden. Zu Hause öffnete der Jüngling das Papier und — jubilirte? Nein, er erschrak; denn er dachte sich, daß sein Wohlthäter ihm so viel auf einmal nicht würde haben geben wollen. Auf der Stelle ging er zu demselben zurück und zeigte ihm den Bankschein. „Ja wohl habe ich mich vergriffen," sagte der Etatsrath;" doch behalten Sie den Schein; Sie sind ein ehrlicher Mann."

2. Felddiebe

kennt der stille Nachtwandler, der gute Mond, mehr und besser, als die liebe Sonne. Wenn der am jüngsten Tage, wo auch die Steine eine Zunge kriegen, seinen Mund aufthun wird, wird's was zu hören geben. Mit ihren Diebeskörben und Diebeskarren streichen sie durch Feld und Flur, durch die Korn- und Kohl-, Kartoffel- und Rübenfelder, oder „wollen sich nur ein bitchen Holt hoalen," wie hie und da in der lieben Altemark die Rede lautet. Was eigener Wald und eigenes Feld nicht trägt, muß der Buckel tragen, sagen diese Feldmäuse. Nun ja, der Buckel muß es tragen, oft noch was anderes als Korn und Kohl, Kartoffeln und Rüben. Mancher Buckel hat wohl schon eine Tracht Prügel aufhocken müssen. Du weißt wohl ohne mich ein Exempel davon zu erzählen. Kennst Du denn nicht einen, von welchem oder an welchem schon einmal solch Exempel statuirt wäre? Nun, wem's passirt wäre, oder wer's einem hat passiren sehen, der könnte beiläufig Repetition anstellen und sich erinnern an das vielleicht vergessene: Unrecht Gut gedeihet nicht.

3. Wilddiebe.

Die gibts auch. Auch da, wo es keine Hasen, Hirsche und Frischlinge giebt. Oder kann etwa blos in Flur und Wald, und nicht auch sonst wo gewilddiebt; blos auf Hasen, Hirsche und Frischlinge, und nicht auch auf Keuschheit und Unschuld Jagd gemacht werden? Was in wilder Ehe und Buhlschaft erkoset und erjagt worden, das ist alles Wilddieberei und unrecht Gut, das nimmermehr Gedeihen bringt. In alten Papieren, wer sich damit abgeben will, steht darüber eine schauderhafte Geschichte zu lesen von einer gewissen Jokaste, einer griechischen Fürstin, welche wider Wissen die Gemahlin ihres eigenen Sohns, eines gewissen Oedipus, geworden. Die Entdeckung dieses Verbrechens hat der Mutter den Hals gekostet und dem Sohne die Augen. — Die Ninon, jene schlangenschöne Buhlerin zu Zeiten Ludwigs XIV. von Frankreich, hatte auch einen unehelichen Sohn, der nicht bei ihr lebte und nicht wußte, daß sie seine Mutter war. Dieser faßte, als er herangewachsen war, Neigung zu ihr. Als ihm nun aber seine Abkunft entdeckt ward, wurde er an sich zum Selbstmörder. Langsamen Selbstmordes sterben aber die meisten solcher wilden Jäger und

Jägerinnen: ergrauen, noch ehe sie alt werden; siechen dahin, noch ehe sie aufblühen. Nicht wenige derselben finden die letzte Retirade im Armenhaus und Spital!

Und den ganz eigentlich sogenannten Wilddieben ergeht's oft nicht besser. Wollten jagen, und wurden selbst gejagt von Haus und Hof; wollten fischen, und krebsten. Fortschrittsmänner im Wohlstande sind sie allzumal nicht geworden. Wie weit das natürlich zugehe, und wie weit der Fluch des ungerechten Guts dies Verderben zu Wege bringe: lassen wir hier auf sich beruhen. Genug: es gedeihet nicht. Und wo jemand vollends von seinem ganzen wohlverdienten Jagdrechte verdrängt und so mir nichts, dir nichts ganz „abgemeiert" wird: da wird solcher Streich wohl auch nicht mit Gewinn und Prämie honorirt werden. Sondern der heimliche Bann, der auf allem unrechten Gute haftet, wird auch auf dem ungerechten Jagdgute haften bleiben.

4. Straßendiebe

endlich giebts so viel, daß sich die Polizei für impotent erklärt und vor einer gewissen Species, den Taschendieben, durch besondern öffentlichen Anschlag an manchen Eisenbahnstationen menschenfreundlich warnen läßt. Auf dieser Diebesstraße geht's nun aber im Geschwindmarsch zum Zuchthause. Denn es verfährt mit einem Spitzbuben nicht jeder so schiedlich und friedlich, wie jener Quäcker, von dem gleichfalls unser Hebel erzählt. Die Quäcker sind eine Secte evangelischer Christen, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Lande die Herrenhuter ungefähr, und dürfen vieles nicht thun nach ihren Gesetzen: nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehen; aber reiten dürfen sie, wenn sie ein Pferd haben. Als einer von ihnen einmal Abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferde nach Hause in die Stadt reiten wollte: wartete auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht, ebenfalls auf einem Roß, an welchem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne; denn sie waren alle ausgebissen — nicht am Hafer, sondern am Stroh. „Kind Gottes," sagt der Räuber, „ich möchte meinem armen Thiere da, das sich noch dunkel an den Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten erinnert, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das Eu-

rige haben muß, dem Ansehn nach. Wenn's Euch recht, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistolen bei Euch? Ich aber." — Der Quäcker dachte bei sich selbst: „Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so habe ich zu Hause noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben." Also tauschten sie mit einander: der Räuber ritt auf dem Roß des Quäckers nach Haus; der Quäcker aber führte das arme Thier des Räubers am Zaume.

Als die beiden Fußgänger nun aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kamen, legte der Quäcker seinem Reisegefährten den Zaum auf den Rücken und sagte: „Geh voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden, als ich." Und so ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach, Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stallthür stehen blieb. Als es da wie angemauert stehen blieb und nicht weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesichte mit einem wollenen Strumpf. „Seid Ihr wohl nach Hause gekommen?" sagte der Quäcker. „Wenn es Euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben; er ist ohnehin nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir also mein Rößlein wieder, das Eurige steht vor der Thür." Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, so gab er, wohl oder übel, dem Quäcker sein gutes Pferd zurück. „Seid so gut," sagte der Quäcker, „und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn; denn ich und Euer Rößlein sind mit einander zu Fuße spaziert." Da mußte der Spitzbube, wohl oder übel, ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. „Nicht wahr, das Thierlein läuft einen sanften Trab?" sagte der Quäcker und trabte davon. Und damit war's gut, und der ganze Handel friedlich und schiedlich geschlichtet.

Unser einer hätt's vielleicht anders gemacht; ob besser? weiß ich nicht. Unser einer, wollte ich sagen, hätte dem räuberischen Rittmeister vielleicht ein Tränklein von ungebrannter Asche eingerührt und es ihm eingetränkt und so handgreiflich gemacht: Unrecht Gut gedeihet nicht, auch keinem Straßendiebe.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Viertes Kapitel.

Schutz- und Trutzwaffen,

oder

der Blitzableiter.

Unrecht Gut gedeihet nicht! Aber reine Hand geht frank und frei durchs ganze Land, ohne angehalten und arretirt zu werden. Wer nun klug ist, behütet sein Brot und Nahrung vor dem fressenden Schimmel des Lugs und Trugs; läßt sich kein Kukuksei ins Nest legen; den Wolf nicht unter seine Thaler, den Hecht nicht unter seine Groschen gerathen. Sondern er märzet den Vielfraß und Kratzefuß und Würgepfennig — kurzum: das ungerechte Gut, das sich unter seinen rechtlichen Erwerb eingeschlichen hat — mit dem Staubbesen aus. Sonst kommt, was Du nicht willst. Und legtest Du auch den Diebsgewinn hinter zehn Schlösser: so ist und bleibt er doch so unsicher, wie der Winterschnee vor der Märzsonne. Und wie bald ist der zerronnen. Eine Zeitlang mag's wohl heißen:

Je größer Schelm, je größer Glücke;
Je krümmer Holz, je beff're Krücke;

auf den dritten Erben aber kommt's nicht und das Facit wird zuletzt doch lauten: Unrecht Gut gedeihet nicht. Darum hat unser Luther Recht, wenn er sagt: „Das beste Einkommen ist Ehrlichkeit." Und es ist ein Jammer, daß in deutschen Landen so vielfach gesagt und geklagt wird: Der hat Rudolph's Redlichkeit nicht! obwohl alle Welt von Kindes Beinen an weiß, oder wissen könnte, daß ehrlich am längsten währt. Man lieset davon im rheinischen Hausfreund eine ergötzliche Geschichte.

1. Pflichttreue.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Polizeisoldaten, ging ein neuangekommener Polizeimann in ein verdächtiges Wirthshaus hinein und hatte einen braunen Ueberrock an. Denn er dachte, „weil ich noch nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in Acht; vielleicht giebt's etwas zu fischen." Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm

nach und geht auch in das Wirthshaus. Der neue Polizeimann fordert einen Schoppen, und der alte fordert auch einen und setzt sich an den nämlichen Tisch. Saßen auch noch mehrere Leute da, die sprachen in Fried und Eintracht von Allerlei, von dem Elephanten, von dem großen Diebstahl und von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch und sagte: „Zum Exempel, dies wäre die Donau." Darauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Und das wäre Ulm." Ein anderer, als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Manne: „Ich bin von Ulm und hatte Haus und Gewerb daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr." Da sagte der Betagte: „Landsmann, Ulm ist überall; die guten Zeiten sind nirgends mehr!" Und fing an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit in einer Weise, wie sich's nicht ziemt. —

Da wurde der Polizeimann im braunen Ueberrock aufmerksam und stille und sagte endlich: „Guter Freund, ich warne Euch!" Der gewarnte betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen?" und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Polizeimann sagte: „Guter Freund, ich kenne Euch nicht. Aber ich will Euch noch einmal gewarnt haben." Der Betagte antwortete: „Warnen hin und Warnen her! Was wahr ist, muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig als die freie Rede und also — so und so." Da schlug der verkleidete Polizeimann den braunen Ueberrock zurück und zeigte sich, wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit rothen Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt, guter Freund," sagte er, „jetzt kommt mit!" Da stellte sich der Betagte, als er an dem Rock den Polizeimann erkannte, auf einmal, wie umgewandelt. „Guter Freund," sagte er, „Ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen sein? Ich sehe schon," sagte er, „wir müssen eine Bouteille mit einander trinken, daß Ihr mich besser kennen lernt." Und forderte noch eine Bouteille und winkte der Wirthin: „Vom Guten!" Allein der Polizeimann sagte: „Ich habe keinen Wein mit Euch zu trinken!" Und faßte ihn oben am Arm und fort mit ihm zur Thür hinaus.

Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel, ich sei ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe? Aber nein, ich will Euch das gerade Gegentheil beweisen. Ihr seid auch eine obrigkeitliche Person, und ich habe vor Euresgleichen Respect.“ Zog also einen Kronenthaler aus der Tasche und wollte sich damit loskaufen. Aber der Polizeimann sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen! Und ging mit seinem Arrestanten fürbaß.

So kamen sie denn nachgerade in den Polizeihof und vor den Herrn Stadtvogt. Fing der aber einmal an zu lachen! Denn er war gar ein lustiger Mann, und sagte dann: „Welcher von Euch beiden bringt denn nun eigentlich den andern? Denn es ist jetzt Zeit, dem geneigten Leser zu offenbaren, daß der Arrestant selber ein alter Polizeimann war und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht thue. Deswegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von Euch beiden bringt denn nun eigentlich den andern?“

Der junge wollte anfangen; der alte aber, der vermeintliche Arrestant, schaute ihn gebieterisch an und sagte: „Es ist an mir zu reden; denn ich bin älter im Dienst. Ihro Gnaden, Herr Stadtvogt,“ sagte er, „dieser junge Mann ist probat und wir können uns verlassen auf ihn; denn er hat mich arretirt mit Manier und in der und der Art, und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, weder mit Wein, noch mit Geld.“

Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich und bezeigte, daß ihm solche Dienstbeflissenheit und Amtstreue, solche Ehrlichkeit und Redlichkeit auf beiden Seiten wohlgefalle; denn er schenkte jedem einen Thaler.

2. Wer andern eine Grube gräbt, Fällt selbst hinein.

In einem Dorfe im Meklenburgischen haben vor längern Jahren drei Candidaten, welche sich um die Dorfpfarrei bewarben, ihre Probepredigt zu halten gehabt und zwar alle drei an demselben Sonntag gleich hinter einander. Man kann's dann am besten tariren, denkt der Bauersmann. Gedankenschwer kommen am Sonnabend Abend die Drei an und herbergen in einem und demselben Wirthshause; maßen es nur eins im Dorfe gab. Nun wurde

es dem einen, der übrigens ein tüchtiger Mann war, erbärmlich schwer, seine schöne Predigt, die er auf dem Papier hatte, auch in den Kopf zu bringen. Und wenn er nicht laut lernte, kriegte er gar nichts hinein. Spaziert also Abends in seinem Zimmer auf und nieder und hält den vier andächtigen Wänden seine morgende Rede; repetirt auch die Lection fleißig von vorn bis hinten und dabei, wie gesagt, laut und so laut, daß man's nebenan hören und alles verstehen konnte. Nebenan hatte nun aber sein Nebenbuhler, der morgen vor ihm zur Predigt kommen sollte, sein Logement. Hätte Berthold Schwarz das Pulver nicht schon erfunden, so wärs unerfunden geblieben, wenn dieser zweite Freund es hätte thun sollen. Aber so viel merkte er doch, daß die Predigt seines Nebennachbars besser sei als sein eigenes Machwerk. Und weil er nun ein sehr gutes Gedächtniß und eine edle Dreistigkeit besitzt, wirft er flugs seine eigene Predigt über Bord und lernt dem Nachbar, ohne daß der es inne wird, seine Predigt ab: Satz für Satz, Wort für Wort. Schläft auch mit diesem unrechten Gut im Kopfe ganz sanft.

Am lieben Sonntagmorgen beginnt der Wettkampf. Der Horcher an der Wand muß zuerst hinauf auf die Kanzel. Und siehe da, er tischt die vom lauten Hersagen des Stubennachbars auswendig gelernte Predigt als sein eigenes Fabrikat der lieben Gemeinde zu deren großem Wohlgefallen auf. Der rechtmäßige Eigenthümer, der in der Sakristei sitzt, ist wie aus den Wolken gefallen und wird in einem Athem heiß und kalt. Denn was soll nun mit ihm werden? Ehe er selbst nur zum Schuß gekommen, hat ein anderer ihm schon sein Pulver und Blei verschossen. Aber doch — auf die Kanzel muß er; will er nicht für immer blamirt sein.

So faßt er sich denn ein Herz. Und als der Vorgänger fertig ist und herunterkommt von der Kanzel, steigt er zur Kanzel hinauf. „Liebe Gemeinde," beginnt er, „die Predigt, welche wir eben gehört haben, war so schön, daß ich nichts besseres thun kann, als sie Euch noch einmal zu halten." Und hält nun Wort für Wort die von der Gemeinde so eben genossene Predigt ihr noch einmal, und sicherlich mit besserem Gewissen als sein Vorgänger.

Die Bauern sperrten Mund und Nase auf, und als er fertig war, sagten sie: „Dat is aber Eener, de kann wat." Und ohne Besinnen wählten sie ihn. Der Pre-

bigtdieb aber ging so leer, wie er gekommen war, auch wieder von dannen.

So muß doch das Sprüchwort: „Unrecht Gut gedeihet nicht" allüberall wahr werden.

3. Grundehrlich.

In Holland da drunten, wo der Rhein ins Meer fällt, da lebte im Jahre 1666 ein Admiral, was auf der See, versteht sich auf den Schiffen, so viel sagen will, als auf dem Lande ein General, und selbst noch etwas mehr, der hieß Michael Hadrian Ruyter, und war einer, daß bei seinem Namen jeder rechte Holländer den Hut abthut aus Respect. Er wurde 1607 zu Vließingen geboren. Seine Eltern waren arme Leute, und sie dachten, ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Es sichert eine ehrenwerthe Stellung in der Welt und ein selbst erworbenes Stück Brot. Das war ein Gedanke, vor dem unser einer einen tüchtigen Respect hat! Sie thaten ihn daher zu einem Seiler, einem wackern Meister, daß er das Handwerk lerne, welches in einem Lande, wo die Seefahrt blüht, ein ganz andres ist, als sonst wo, da etwa Kälberstricke, Bindfaden und Spitzstränge das meiste sind, was ein Seiler zu machen hat. Seiler zu werden, war aber des jungen Ruyter Liebhaberei nicht; denn er war kein Freund vom Rückwärtsgehen, und des Seilers bestes Fortschreiten ist der Krebsgang. Auf der See zu leben, Schiffsmann zu werden, daran hing sein Herz. Er bat, flehte; aber sein Vater hatte seinen eigenen Kopf, und ein holländischer Kopf ist immer so fest, wie ein deutscher, wenn er ordentlich aufgesetzt ist. Man soll aber doch nie ein Kind zu einem Geschäfte zwingen, wozu es eben keine Anlage und Lust hat. Das giebt am Ende eitel Pfuscherei, und die ist überall nichts werth. Das junge Bürschchen hatte nun auch seinen Kopf, und setzte ihn auch auf. „Gegen den Vater?" fragt Ihr. Leider, ja! Bubenstreiche bleiben Bubenstreiche, wo sie auch gemacht werden. Sie bringen den Eltern nur Herzeleid!

Der junge Ruyter ließ sich zu einem Schritte fortreißen, der gegen Ordnung und Gottes Gebot war. Er ging durch und wurde Matrose auf einem Schiffe, das einem Kaufmanne gehörte, der nach Marokko handelte. Dort ging's noch etwas schlimmer als türkisch zu — und das will viel sagen. Der Kaufmann, der von dem guten Grundsatze ausging: Selbst sei der Herr, und seine Augen

seien besser, als seines Verwalters Brille, fuhr immer selber mit, und fand bald, daß der Matrose Ruyter ein sehr brauchbarer — aber was noch mehr, ein treuer Mensch sei. Daher vertraute er ihm mancherlei, zu dem man sonst keinen Matrosen oder Schiffsknecht verwendet.

Dem jungen Ruyter lag sein Durchgehen denn doch schwer auf dem Herzen. Er erkannte sein Unrecht, und es gelang ihm, sein Gewissen dadurch zu beruhigen, daß er sich mit seinen Eltern aussöhnte, und diese waren verständig und ließen es zu, daß er sich dem Seedienste widmete.

Nun widmete er sich denn seiner neuen Pflicht mit Ruhe im Herzen und mit Freuden, und sein Schiffsherr gewann ihn alle Tage lieber, zumal er seine Kenntnisse gebrauchen konnte.

Einst, als wieder die Messe in Marokko nahte, fühlte sich der Kaufmann krank, daß er nicht selber mit hinüber nach Afrika fahren konnte. Sein Entschluß lautete: Niemandem, als Ruyter, will ich das, was ich auf's Schiff lade und in Marokko zu Markte bringe, anvertrauen.

Darauf ließ er ihn kommen und sagte zu ihm: „Michel, Du siehst, bei mir sind, wie der Jud' sagt, schofele Massematte! Ich kann nicht nach Marokko. Mein Buchhalter ist ein alter Mann, was meinst Du, was ich thun soll?"

„Schickt einen andern treuen Mann mit, Minheer!" (soviel wie: Herr!) sagte Ruyter.

„Recht!" rief der Kaufmann, aber Blerem! (soviel als Blitz!) wen soll ich schicken?"

„Das müßt Ihr besser wissen, als ich, Minheer!" war Ruyter's Antwort.

„Freilich, mein Sohn," sagte der Kaufmann, „aber es ist eine kitzeliche Geschichte. Die Türken verstehen keinen Spaß."

„Weiß wohl!" sagte Ruyter.

„Hör'," fuhr der Kaufmann fort, „übernimm Du das Geschäft, Du sollst mein Supercargo sein!" (soviel als Aufseher über die Ladung und Geschäftsführer).

„Ich?" fragte erstaunt der Jüngling. „Minheer, zum Spaß bin ich zu alt, zum Ernst zu jung! Ich bin ein Matrose und kein Kaufmann. Adje!"

„Halt," rief der Kaufmann, „Bursche, meinst Du, ich wollte in meinen alten Tagen Bubenstreiche machen und Dich ehrlichen Menschen zum Narren halten? Du bist ein Esel, wenn Du glaubst, ich wüßte nicht was ich thäte

Die Gicht steckt mir in den Beinen, nicht im Kopf. Du bist mein Supercargo, und ich lege alles in Deine Hand. Nun mach' keine Possen!"

Der Ruyter besann sich. „Wenn Ihr's absolut wollt, meinetwegen denn!"

Da war die Sache fertig. Die Vollmacht wurde ausgestellt. Der Ruyter erhielt standesmäßige Kleidung und Geld, und die Matrosen machten lange Gesichter, als ihr junger Colleg aufs Schiff kam als Supercargo; aber sie meinten, der Kaufmann sei kein Esel, und habe den rechten Mann gewählt und gefunden. Das bewies sich bald als richtig; denn das Schiff segelte ab, landete in Marokko, und der Ruyter legte auf der Messe seine Waaren aus, die in lauter feinem, wollenen Tuche bestanden.

In Marokko herrschte damals als unbeschränkter Gebieter — ein Bey oder Fürst, der nach türkischer Meinung, ohne Recht und Gericht, Herr über Leib und Leben, Gut und Blut aller Unterthanen war, und auch aller derer, die des Handels wegen ins Land kamen. Alles mußte nach seiner Pfeife tanzen, und sagte er: „Macht den Hans oder Kunz eines Kopfes kürzer," so war gleich einer bei ihm, der sich meisterlich auf dies Geschäft verstand, und Federlesens wurde nicht lange gemacht. Eigentlich saß keinem Manne der Kopf zwischen den Schultern sonderlich fest. Der Bey, der damals regierte, war gerecht in seiner Art, aber ein Erzhalsabschneider.

Kommt einmal eines schönen Morgens der Bey selber mit einer langen Reihe seiner Hofleute hinter sich daherspaziert, und bleibt vor des Ruyter's Stand stehen, besieht das Tuch, und ein extrafeines Stück sticht ihm in die Augen.

„Was kostet's?" fragt er.

Der Ruyter ist nicht blöde, und sagt den von seinem Herrn bestimmten Preis.

Der Bey ist auch nicht blöde, und bietet die Hälfte.

„Ich bin kein Jude," sagt Ruyter, „der die Hälfte mehr fordert, als die Sache werth ist, und sie dann natürlich um die Hälfte wohlfeiler losschlagen kann, als er gefordert hat. Bei mir gilt das Handeln nicht. Was ich fordere, ist fester Preis! Auch ist's nicht mein Eigenthum. Ich bin nur meines Herrn Diener!"

Das wäre nun überall in der Ordnung gewesen, nur nicht da, wo keine Ordnung ist, wie in Marokko. Jedem

andern wär's bang um seinen Kopf gewesen, als er den grimmigen Blick des Bey gesehen, nur dem Ruyter nicht.

„Weißt Du nicht, Christenhund," (das ist der Ehrenname, womit die Herren Türken uns Christen belegen), ruft der Bey, „daß ich Herr Deines Lebens bin?"

„Das weiß ich wohl, Herr Bey," sagte der Ruyter; „aber ich weiß auch, daß ich nicht überfordert, und daß ich als Diener meines Herrn die Pflicht habe, so lange ich in seinen Diensten lebe, für sein Wohl zu sorgen, und nicht an mich zu denken! Das will ich halten bis in den Tod — und Ihr kriegt das Tuch nicht um einen Blaffert wohlfeiler! Thut, was Ihr vor Gott verantworten könnt!"

Alle Kaufleute, die dies hörten, erschraken auf den Tod. „Adje Ruyter," dachten sie, „wenn Du morgen noch eine Pfeife rauchst, so muß Dein Kopf ohne Leib rauchen können."

Daran hatten sie sich verrechnet. Der Bey sah den hübschen, jungen Mann lange mit zornfunkelnden Augen an. Alle Welt erwartete den kurzen Bescheid: „Kopf ab!" — Aber er sagte: „Ich gebe Dir bis morgen um diese Zeit Bedenkfrist. Hast Du Dich bis dahin nicht anders entschlossen, so mach' Dein Testament!" Damit ging er. Ganz ruhig legte Ruyter das Stück Tuch zurück ins Gefach, und wartete auf andere Kunden.

Da stürmten die Kaufleute herbei und riefen: „Um Gotteswillen, schenk' ihm das Tuch! Schlägt er Dir den Kopf ab, und das geschieht so gewiß, als zweimal zwei vier ist nach dem Rechenbuche von Adam Riese, so ist Dein Leben und Deines Herrn ganzes Gut nebst seinem Schiff verloren! Was wird dann aus dem anderen? Gieb ein Kleines und rette das andre und Dich!"

„Ich stehe in Gottes Hand," sagte Ruyter. „Wer im Kleinen nicht treu ist, wie sollt' er's im Großen sein? Verliert mein Herr durch mich einen Blaffert, so bin ich ein treuloser Diener. Ich weiche kein Haar breit!"

Das Wort: Sei klug! fand in seiner Seele keinen Eingang, denn es stand ein andres drin, das mehr werth war. Es hieß: Sei treu! Das allein gilt vor Gott, dem Herrn. Ruyter dachte: Lieber treu sterben, als treulos leben! Und droben im Himmel sitzt einer am Steuerruder, der solch eine Gesinnung zu schützen weiß. Der hat eine unsichtbare Schutzwache für treue Seelen, das sind seine heiligen Engel!

Am andern Morgen stand Ruyter heiter lächelnd in seiner Bude. Da kommt der Bey und macht ein Gesicht, als wollte er den Ruyter aufessen zum Frühstück, und hinter ihm geht einer, der ist blutroth angethan und hat ein breites Schwert in der Hand, und die Leute in Marokko kannten ihn wohl und mieden ihn, wie's Feuer.

Vor Ruyter's Bude bleibt der Bey stehen und sieht ihn grimmig an. „Christenhund!" ruft er aus, „hast Du Dich besonnen?"

„Ja," sagte Ruyter. „Nicht um einen Blaffert wohlfeiler geb' ich das Stück, als ich gestern gefordert. Wollt Ihr mein Leben, so nehmt's, aber ich will sterben mit reinem Gewissen und als ein treuer Diener meines Herrn!"

Alle Leute hielten den Athem an, denn der im rothen Kleide besah die Klinge an seinem Richtschwert und lachte, wie der Teufel, wenn er eine Menschenseele auf schlechtem, aber sicherm Wege zur Hölle sieht.

Da ändert sich das Gesicht des Bey, und wird plötzlich klar und heiter. „Bei dem Barte des Propheten!" ruft er aus (und das ist die höchste Betheuerung eines Türken), „Du bist eine grundehrliche Seele. Ein treuerer Diener ist mir noch nicht vorgekommen, und, wollte Gott, ich hätt' so einen!" Darauf wandte er sich zu seinen Begleitern und sagte: „Nehmt Euch diesen Christen zum Muster!" Zu Ruyter aber sagte er: „Gieb mir Deine Hand, Christ, Du sollst mein Freund sein!" Er warf einen Beutel mit Gold auf den Ladentisch und sagte: „Es ist, Du darfst es glauben, gerade soviel, als Du gefordert hast! Ich will ein Ehrenkleid davon tragen zum Andenken an Deine Treue!"

Allen Respect vor dem Ruyter — und vor dem Bey von Marokko! Der Ruyter aber meinte, das alles verstünde sich von selbst so, strich sein Geld ein und übergab das Tuch. Ja, als er mit reichem Gewinn nach Holland zurückkam, sagte er seinem Herrn nicht einmal ein Wort davon — der mußte es erst von andern hören.

Muß man da nicht ausrufen: Ihr Knechte und Mägde, ihr Ladendiener und ihr alle, die ihr dienet, gehet hin und lernet von Ruyter, und thuet desgleichen! Fangt 'mal so an, und ich wette, eure Brotherren und Dienstherrschaften werden gegen euch wie Väter und Mütter gegen ihre Kinder; und es steht bald zwischen euch, wie zwischen Abraham und Elieser, oder zwischen Ruyter und seinem Herrn, denn der hielt ihn fortab wie sein eigen Kind

Was ich aber da vornen gesagt, das ist wahr geworden. Der im Himmel, der am Steuerruder der Welt sitzt und spricht: So soll's sein, der Herr war mit Ruyter. Es ging ihm gut, und er stieg bald zum Schiffscapitän seines Herrn. Als der starb, trat er in den Staatsdienst in Holland und stieg bald bis zur höchsten Stelle, zum Admiral. Er hat die Feinde seines Vaterlandes wacker geklopft, und die Herren Engländer wissen etwas davon zu erzählen, rühmen's aber nicht.

Im Jahre 1676 traf den tapferen Helden bei Messina in Sicilien eine Kugel, die nahm ihm ein Bein knatsch weg, und an dieser Wunde ist er gestorben. Ganz Holland trauerte um ihn, und sein Name steht und wird in Ehren stehen, so lange noch ein Holländer lebt, der sein Vaterland lieb hat.

Zum Schluß noch ein Item! Hierbei kann man lernen, daß es auch aus niederm Stande einen Weg zu hohen Ehren giebt, nämlich Kenntnisse, Treue, Gottesfurcht und Ehrlichkeit. Und der Weg ist keinem verschlossen, steht vielmehr weit offen. Voran! Wer Lust hat und ein treues Herz in der Brust! Der da oben im Himmel reicht jedem seine unsichtbare Hand, und sagt sein Ja und Amen dazu!

(Spinnstube.)

X.

Fabrikbriefe.

A.

Lieber Christian!

Habe lange hin und her gesonnen und mich gemühet um das Gegenpräsent, welches ich Dir wohl machen könnte. Denn Dein Sprüchlein:

„Arbeit in Accord*)
Ist des Leibes Mord!"

welches Du mir mittels respektabler Zuschrift vor Jahr und Tag dedicirt hast, hat mir bis heute schwer im Sinne gelegen und mich, wo ich gegangen und gestanden, unablässig an die schuldige Vergeltung gemahnt. Endlich, endlich hab' ich's und weiß, womit ich mich revanchiren will. Ich folge Dir nämlich auf dem Wege, welchen Du mit Deinem Sprüchlein eingeschlagen hast und führe Dich auf ein Arbeitsfeld, welches von dem Deinen nicht weit abliegt. Ich biete Dir, lieber Christian, Spruch gegen Spruch und sage:

1. Maschinen, Fabriken — die zwei, gebt Acht!
Sie bringen die alte Leibeigenschaft.

2. Fabriken und Maschinen
Zum Bettel trefflich dienen.

3. Maschinen und Fabriken
Das sind zwei Bettelkrücken.

„Ho, ho!" denkst Du, das klingt ja wunderlich und wie purer Unverstand von dem Gottfried. Ist denn der Gottfried auch unter die Fabrikstürmer gegangen?! — Höre, Christian, mit derlei anzüglichen Gedanken mußt Du mich nicht beleidigen. Gegen solchen ehrenschänderischen Verdacht der Fabrikstürmerei muß ich zuvor, noch ehe ich zu meinen drei Denksprüchen eine einzige Glosse mache, feierlichst hiermit — groß geschrieben! —

---

*) Vergleiche Theil I. Nr. XI. Der wohlgemeinte Aufsatz hat hie und da Anstoß erregt. Es mag Gegenden geben, in welchen die Accordarbeit als ein nothwendiges und wohlthätiges Mittel erscheint, das Volk zum Fleiß und zur Thätigkeit anzuspornen; auf diese findet dann der Aufsatz natürlich keine Anwendung; und am wenigsten sollen träge und arbeitsscheue Arbeiter zur Entschuldigung ihrer Sünde ihn benutzen; er hat aber für andere Gegenden volle Berechtigung gegen den Geiz und die Gewinnsucht unchristlicher Herren und Arbeiter. **Anmerk. d. Herausgebers.**

Verwahrung einlegen. „Unter die Fabrikstürmer also sollt' ich gegangen sein" — meinst Du? Ich, ich? — Nun, da wäre ich doch wahrhaftig, was Du mir doch wohl nicht zutraust — ein schlechter Armenfreund. Bedächte nicht, wie viel armes Volk gerade in den Fabriken Brot und Unterhalt findet; bedächte nicht, welche Erleichterung dem armen Handarbeiter, was ihm doch zu gönnen ist, diese Pferdekräfte der Maschinen gewähren; bedächte nicht, wie viele Gewerke bei Herrichtung und Erhaltung dieser Kunstwerke in Nahrung gesetzt werden!

Noch mehr. Als Fabrikstürmer wäre ich auch nicht einmal, wofür ich doch gern bei Dir fort und fort gelten möchte, ein Gerechtigkeitsfreund und ein Preußenkind; denn ich thäte den Fabrikanten bitteres Unrecht und schlüge das vaterländische Suum cuique bedachtlos in den Wind. Ich nämlich bediene mich bei meinem Ackerwerk unbedenklich meiner Maschinen: der Pferde und Ochsen, des Wagens und Pflugs, der Egge und Walze; jeder Handwerker legt seine Maschinen: Hobel, Haspel, Säge, Zange, Axt und Feile an und setzt sie in Bewegung; meine Frau spinnt sich das Garn, statt es, wie manche Wilde, mit bloßen Fingern zu drehen, mit Hilfe des Spinnrads; meine Knechtsleute lassen sich, statt mit dem Eimer in den Brunnen hinunter zu steigen, vermittelst der Pumpe das Tränkwasser heraufbringen. Kurz, jeder benutzt Maschinen. Sollte nicht auch, frage ich, der Fabrikant dasselbe Recht wie die andern haben, und nicht auch seine Instrumente, welche Maschinen heißen, gebrauchen dürfen?

Ja, ich wäre als Fabrikstürmer auch nicht Gottes Freund, was ich doch sein und bleiben möchte; denn mein Sturmlaufen wäre gegen Dinge gerichtet, die im Grunde seiner Hände Werk und sein gnädiger Gotteswille sind. Oder soll man etwa das Pfündlein des Verstandes, den Gott gegeben, und dessen Product die Maschinen sind, im Schweißtuch verbergen und rosten, oder soll man's nicht vielmehr wuchern, walten und sich entfalten lassen in allerlei heilsamer Erfindung? Wo steht geschrieben, daß man nicht klug, erfinderisch und speculativ werden, sondern dumm bleiben soll?

Nähme nun aber auch solche Erfindung und Einrichtung, wie die großen Maschinen sind, auf irgend einem Ende

zeitweilig den Leuten das Brot, so ist mir darum gar nicht bange, denn ich weiß, der liebe Gott hat dann schon gesorgt und zuvor versehen, daß der hier eingebüßte Erwerb auf dem andern Ende den Leuten zwiefältig erstattet werde. Zu meiner Beruhigung denke ich hierbei immer — und Du, lieber Christian, hast vielleicht auch davon gehört — an die Bretagne in Frankreich. Eh' die Spinn- und Webmaschinen aufkamen, gab's dort viele Leute, welche sich mit Strumpfstricken ernährten, wobei sie freilich selbst barfuß gingen; denn für sie selbst warf das Geschäft keine Strümpfe ab. Als nun die Strumpfwirkstühle sich aufthaten, was für Lamento gab's da in der Bretagne! Woher, fragte man ängstlich, sollen nun diese Tausende ihr Brot nehmen? Aber siehe da! Seitdem die guten Bretagner nicht mehr für alle Welt Strümpfe stricken, sind sie so gut gesetzt, daß sie selbst welche tragen können. Denn sie treiben nun den Feldbau besser als zuvor und haben andere Arbeit gefunden, die mehr einträgt. Wer aber solche Thatsachen ins Auge faßt, der kann so wenig, wie ich, über das Maschinenwesen lamentiren und schreien, die Maschinen umbringen und die Fabriken zertrümmern wollen. Wer mit dem lieben Gott gut Freund bleiben will, muß nicht wider ihn streiten wollen. Ich wenigstens will's nun und nimmer; lasse darum auch die Fabriken in gutem Frieden.

Wollte ich sie aber stürmen, so wäre ich auch nicht einmal mein eigener Freund; und für so thörlich siehst Du mich doch wohl nicht an. Oder müßte ich als solcher Sturmläufer nicht folgerecht auch allen Eisenbahnen den Krieg erklären; nicht alles, was ich durch ihren Dienst an Zeit und Geld jetzt erspare, ihnen vor die Füße werfen und nichts achten? Müßte ich nicht, was mir noch näher liegt, Rock und Hose doppelt und dreifach bezahlen, wenn hier zu Lande die Tuchwebemaschinen plötzlich in Ruhestand versetzt würden, und die Herren drüben in England die Tuchpreise stellen könnten, wie sie wollten? Dies Bedenken hätte auch wohl die Fabrikstürmer der neusten Zeit von ihrem thörichten Beginnen zurückhalten müssen, wenn sie dasselbe Bedürfniß nach Rock und Hose, wie ich, gehabt hätten und nicht mehrfach darüber hinaus und wahre „Ohnehosen" gewesen wären.

Durch diese Darlegung meines socialen Glaubensbekenntnisses hoffe ich mich nun von dem argen Verdacht

der Fabrikstürmerei, welchen Du, alter Christian, etwa auf mich geworfen, völlig gereinigt, mich purificirt zu haben, wie man's nennt. Von meinen obigen drei Denksprüchen aber gehe ich dennoch nicht ab. Ich erkläre nach wie vor Maschinen und Fabriken für Unholde, „für Freiheitsräuber und Bettelkrücken." Doch es wird Zeit sein, hinter der eingelegten Verwahrung her, mich nun gegen Dich des Weiteren darüber auszulassen,

wie ich's meine

mit dem dreiblättrigen Kleeblatt von da oben. Und das sollst Du nun hören. Aber erlaube, daß ich mich erst ein wenig verschnaufe und die Fortsetzung einige Tage hinausschiebe; denn meine Hand, die sich mit der Federfuchserei nicht viel befaßt, ist schon unter der heutigen Vorrede kreuzlahm geworden. Kaum daß ich noch so viel Kraft habe, Dich mit Weib und Kind zu grüßen und hierunter meinen ehrlichen Namen zu setzen.

Y., den 10. März 1852.

Gottfried.

B.

Lieber Christian!

Wie ich's also meine mit den dreizackigen

1. Maschinen, Fabriken — die zwei, gebt Acht!
Sie bringen die alte Leibeigenschaft."

2. „Fabriken und Maschinen
Zum Bettel trefflich dienen."

3. „Maschinen und Fabriken
Das sind zwei Bettelkrücken."

das sollst Du, Freund, versprochener Maßen heute hören. Vorauf ein Stückchen von der Leibeigenschaft; hinterher von den Bettelkrücken. *)

---

*) Sollten die hier folgenden Aeußerungen hie und da wieder Anstoß erregen, so ist zu bemerken, daß der Aufsatz nur die allgemeinen Zustände des Fabriklebens schildert, und zwar nicht um zu kränken, sondern um zu bessern. Es giebt aber Gegenden, wo die gerügten Uebelstände nicht so hervortreten, und Gott Lob! fehlt es nirgends an einzelnen Fabrikherren, welche ihren Arbeitern nicht allein einen Sonn- und Festtag gönnen, sondern auch durch Einrichtung von Spar- und Krankenkassen, durch Anlegung von Schulen und andern Werken der Barmherzigkeit ihnen alle christliche Liebe erweisen. Daß ihre Zahl sich mehre, dazu ist dieser Aufsatz geschrieben.

Anmerk. d. Herausgebers.

Du weißt nun schon von sonst her, daß ich kein unbedingter Lobredner des Alten bin. Auf solch Stück Alterthum aber, wie die Leibeigenschaft ist, bin ich sogar schlecht zu sprechen. Es jauchzt ordentlich in mir, wenn ich daran denke, daß wir der gräulichen Leibeigenschaft der alten Zeit glücklich entronnen sind. Hoffentlich wirst auch Du nicht darüber weinen, daß heutiges Tags kein Edelmann und Gutsherr mehr so willkürlich über seiner Dienstmannen Kräfte und Eigenthum, Leib und Leben verfügen kann, wie da unten ein afrikanischer Häuptling. Den Zeiten wären wir mit Gottes Hilfe entronnen. Gott sei Dank!

Aber nun vorgesehen! Vorgesehen, daß wir nicht wieder auf den alten Stand und Fuß kommen! Den Ansatz dazu hat's längst wieder genommen. Nur in den Personen ist ein Wechsel vorgegangen. An die Stelle der alten unumschränkten Gutsherren sind die heutigen Fabrikanten getreten. Manche von ihnen kommen mir bis auf ein Haar geradezu wie amerikanische Sklavenhalter vor. Mögen sie mir's nicht übel nehmen; aber ich weiß sie nicht anders zu classificiren, diese kleinen souverainen Monarchen. Das Herrenleben, welches sie führen, wollte man ihnen gern lassen, und daß der Arbeitsmann im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, das ist auch nach Gottes Ordnung. Allein der unbarmherzige Druck, welchen die ersteren auf das ihnen untergebene Fabrikpersonal ausüben, ist nicht nach Gottes Ordnung.

Aber wie so? fragt wohl einer. Läuft nicht euch Bauern das Gesinde aus dem Dienst und zieht in hellen lichten Haufen hinüber zu den Fabrikanten? Wo soll der Druck, davon Du redest, stecken? Scheint's doch offenbar, als bringe das Fabrikleben eher eine Entlastung als eine Belastung. Hofft nicht das euch abspännstig gewordene Gesinde im Dienste der neuen Brotherren selbst ein kleiner Freiherr zu werden?

So hab' ich auch wohl früher gedacht und gesprochen; bin jedoch seit lange schon anderes Sinnes geworden. Ich kenne jetzt den bittern Kern in der überzuckerten Mandel. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Denn worin besteht die ganze geträumte Herrlichkeit? Darin, daß solcher Fabrikmensch mit dem Glockenschlage Feierabend hat, jeden frischen Tag frisch Geld mit nach Hause bringt und dann nach Herzenslust seinen eignen Gängen nachgehen kann.

Und wenn nun, während Knecht und Magd auch nach dem Feierabend an ihre Herrschaften gebunden und von ihnen bei ihren Ausgaben und Belustigungen abhängig bleiben, solch Freimann und solche Freifrau alle Abend bis in die sinkende Nacht jubiliren und gastiren, trumpfen und hopsen können: so mag das manchem wohl besser behagen, als wenn er als Nachtschwärmer von der bäuerlichen Herrschaft ausgesperrt worden wäre.

Indessen diese Freiheit ist nichts nutz und ein höllisches Blendwerk. Daß so viele dies nicht begreifen! Ich sage umgekehrt: Unser Hausgesinde, wenn es brav ist, lebt bei uns Bauern, vorausgesetzt, daß wir rechter Art sind, im Freiherrnstande, und der Fabrikarbeiter ist der geknechtete Mann. Und das sage ich nicht blos, sondern will's auch beweisen.

Bei Bauersleuten, wie Du und ich sind, wird sechs Tage tapfer gearbeitet und nicht geschont, das ist wahr; wenn aber Sonnabends die Feierabendsglocke läutet, dann ist einen ganzen Tag lang Feierabend und wird den lieben Sonntag hindurch nichts gerührt. Herr und Knecht feiert von dem Wochenwerk, trocknet den Wochenschweiß ab, hat einen süßen Ruh- und Rasttag und nimmt frische Munition ein für die Arbeitswoche, welche vor der Hand ist.

Wann aber, frage ich nun, wird denn einmal der Fabrikarbeiter aus seinem Arbeitsjoche ausgespannt? Bei ihm geht's — daß sich Gott erbarm'! — Sonntag wie Alltag, spät und frühe, Tag und Nacht sonder Ruh und Rast. Was scheert sich mancher Fabrikherr darum, ob ihre Arbeiter zu ihrer eigenen Erholung und zu ihres Gottes Ehren Sonntag halten. Sucht doch der Zwingherr nur seinen eigenen Gewinn einen Tag wie den andern. Und wer Sonntags ihm nicht arbeiten will, wird Montags zurückgewiesen und abquittirt. Da fühlt sich denn, zumal in nahrungslosen Zeiten, der Arbeitsmann, welcher im dritten Gebote noch nicht taktfest ist, halb gezwungen, sich auch in das Sonntagsjoch von seinem Peiniger einspannen zu lassen.

Mit oft widerstrebendem, blutenden Herzen kehrt dann dies arme, geknechtete Geschlecht in der heiligen Sonntagsfrühe, wo der Bauerhofsarbeiter geruhig und in Frieden bei Weib und Kind dasitzt, seiner stillen Häuslichkeit den Rücken, betritt die dumpfigen oder dampfigen,

eisigen oder glühenden Arbeitslokale, bietet den Treibern seine starken Knochen und bringt seine unbezahlbare Gesundheit, welcher zur Kräftigung auch am Sonntage nicht einmal Zeit verstattet wird, auf dem Altare des Mammonsgötzen zum Opfer dar. Da wird denn des lieben Sonntags außer den Schweißtropfen auch mancher Thautropfen bittern Unmuths und stiller Thränen mit in den Zucker gesotten — hast Du, Christian, nicht schon einmal so etwas Bitteres in Deinem Kaffee geschmeckt? — oder mit in den Spiritus destillirt, mit in das Gewebe gewoben, mit in das Eisenwerk geschmiedet, mit in den Taback geschnitten, mit auf dem schwarzen Acker als eine himmelschreiende Blutsaat untergegraben, oder sonst wie mit verarbeitet.

In solcher Unbeschränktheit, welche selbst den Widerwillen der Arbeiter zu brechen und ihn sich zu unterwerfen weiß, verfügt heut' zu Tage mancher Fabrikant über seine Leute! Und das wäre nicht der Ansatz zu der leibhaftigen Leibeigenschaft? Möchte ich doch lieber als schwarzer leibeigener Sklav in Westindien Zuckerrohr pressen, als hier zu Lande in mancher Fabrik meine Hantirung haben! Denn jene schwarzen Heiden haben doch noch einen arbeitsfreien christlichen Sonntag, während bei uns im Herzen der Christenheit für manches weiße Gesicht keine Feierabends- und keine Sonntagsglocke mehr geläutet wird.

Sag' an, Christian, soll man über solch Gehantire sich die Augen aus dem Kopfe weinen oder darüber desperat werden? Denn gleichgiltig kann man's doch nicht mit ansehen, wenn solch armes Volk sein Bestes, was es hat: seines Leibes Gesundheit, seines Hausglücks behaglichen Genuß und seines lieben Herrgott's Ehre um das Lumpengeld des Sonntagsverdienstes an die Herren Nimmersatt verhandelt.

Und wenn doch nur etwas Erkleckliches dabei herauskäme! Aber die Bettelkrücken stehen für diesen Schlag von Menschen längst hinter der Thür. Halt, halt! ruft da wohl einer. Verdient der Fabrikarbeiter, zumal wenn er den Sonntag zu Hilfe nimmt, nicht Woche für Woche ein hübsches Sümmchen? Bringt er sein Tagelohn nicht höher als die, welche nur Alltags sich von ihrer Hände Arbeit nähren? Gewinnt er nicht gut und gerne seine drei Thaler wöchentlich, während unsere Hausarbeiter kaum auf zwei zu stehen kommen?

Mag das sein, antworte ich; aber trotzdem hat der Koppel- und Fabrikarbeiter knapper zu brechen und zu beißen als die andern Arbeitsleute und kommt mit seinem reichlichen Erwerb nicht so weit, wie sie mit ihrem geringeren. Wenn der kleine Handwerker in seiner Werkstatt und der Drescher bei seinem Dreschflegel und der Haus- Acker- und Hofknecht es redlich meinen, tauschen sie doch nicht mit den Fabrikleuten. Denn daß diese der glänzenden Einnahme ungeachtet einen weit schlimmeren Stand haben, als jene, das lehrt die tägliche Erfahrung und war ihnen zu prophezeien.

Ich will's getrost darauf ankommen lassen und Dich dreist fragen: Christian, was lehrt darüber die Erfahrung in Deiner Gemeinde? Zeigt sich's, daß die, welche täglich mehr als die andern verdienen, nun auch wirklich mehr als die andern haben? In welchen Familien bei Euch triffst Du die meiste Armseligkeit? An welchen Häusern sehen Hunger und Kummer zu allen Löchern heraus? Auf welchen Antlitzen liegt ein glühenderes Rosenroth der Gesundheit? Aus welcher Arbeiterklasse kommen die zahlreichsten Rekruten zum Kranken- und Armenhause? Aus welchem Kreise stammt die größere Zahl ungezogener Kinder und mißrathener Burschen? Wo sind die meisten mit einander zerfallenen Eheleute und die meisten mit Gott und der Welt zerfallenen Gemüther? Ist solch Leidwesen im Stande der bäuerlichen Dienstleute, oder im Stande der Fabrikarbeiter größer?

Es sollte mich wundern, Christian, wenn Du nicht antworten und sagen müßtest: Die meiste Armseligkeit ist bei den Fabrikarbeitern zu Hause; das meiste Siechthum schleicht im Stande der Fabrikarbeiter; die meisten Invaliden wanken aus der Fabrikarbeiter Mitte dem Armenhause zu; die meisten losen Vögel fliegen zu den Nestern der Fabrikarbeiter aus; der meiste Haussturm heult durch die Ehen der Fabrikleute, wo einer des andern doch nur selten habhaft wird; die meiste Mißachtung von Vater und Mutter ist bei den Kindern, zu deren früher Zucht die nie abreißende Fabrikarbeit keine Zeit ließ; die meisten unruhigen Köpfe gab's Anno 48 unter den Genossenschaften der Fabriken. — Ehrenwerthe Ausnahmen giebt's auch hier; aber gerade die hier Ausgenommenen werden das eben bloßgelegte böse Geschwür des Fabriklebens am allerwenigsten wegdisputiren und am allerwenigsten behaup-

ten wollen, ihre Kameradschaft gehe im Großen und Ganzen nicht dem totalen Bankerot an Leib und Seele im Sturmschritt entgegen. Und das nenne ich nun, lieber Christian, die Bettelkrücken.

Aber es kommt noch mehr und noch böser. Wird bei unser Einem Knecht und Magd krank, so wartet und pfleget man sein, wie's recht ist; hält ihm Doctor und Apotheker, und Deine Christel kocht dem Patienten die Suppe, wie sie ihm dient. Hat sich in unsern Höfen ein alter Drescher stumpf gedroschen, so wirst Du so wenig wie ich ihn verstoßen wollen, sondern giebst ihm das Gnadenbrot, bezahlst ihm seine geringen Leistungen für voll, reichst ihm den Gnadengroschen und was sich sonst zuträgt, und bist ihm bis an sein seliges Ende ein Freund, Helfer und Fürsprecher.

Wie viele Fabrikanten giebts denn nun aber, welche mit ihren krank und invalid gewordenen Arbeitern solch Erbarmen haben? Und wie viele Fabrikantenfrauen giebt es, welche, wie Deine Christel, dem armen Fabriklazarus die Suppe kochen? Wie viele Fabrikherren sagen zu dem alten Graukopf, der ihnen langjährige Dienste gethan: Bleibe bei mir nun auch aufs Alter, und ich will Dein Brotherr sein und bleiben? Heißt's nicht gemeinlich ganz entgegengesetzt: Ist Deine Kraft verraucht und verbraucht, so geh' Du, wohin Du willst, und hilf selber Dir, so gut Du kannst; wir sind geschiedene Leute!? Womit soll der Alte dann seine letzten Tage fristen? Ja, wenn er einen Sparpfennig zurückgelegt, wenn er ein Dutzend Hemden sich auf den Leib verdient und einen Großvaterstuhl sich angeschafft hätte, möcht's mit ihm passiren. Aber die Sparer, welche auf ihre alten und kranken Tage einen Nothpfennig zurücklegen, sind nicht rarer zu suchen, als gerade unter den Fabrikleuten. So sind sie denn am letzten Ende auf Bettelbrot angewiesen, und dies ihr trauriges Loos will ich unter den Bettelkrücken, welche ich da oben ihnen prophezeiet habe, auch mit verstanden wissen.

O Christian! Jammert Dich nicht diese Elendigkeit, welche an der Hand des Maschinen- und Fabrikwesens unter unsern Augen heranwächst; erbarmt Dich nicht jene entsetzliche Leibeigenschaft, welche von dem Personal der Fabrikleute Besitz zu ergreifen droht? Weißt Du kein Präservativ, womit diesem zweifältigen Uebel vorgebeugt und gesteuert werden könnte? Wer eins weiß, der

soll um der Barmherzigkeit willen damit heraustreten und nicht zurückhalten. Ich wüßte wohl eins, ein rechtes Universal- und Radicalmittel, und werd's im nächsten Briefe kund thun, wenn anders Du zum Hören aufgelegt bist und Verlangen hast, etwas Näheres zu erfahren von diesem Fündlein

Y., den 17. März 1852. Deines Freundes
Gottfried.

C.

Lieber Gottfried!

Du thust ja fast wie ein Geheimnißkrämer mit Deinem Universal- und Radicalmittel gegen die neue Leibeigenschaft der Fabrikleute und ihre Bettelkrücken. Aber ich muß Dir nur sagen, daß ich gar nicht neugierig bin, dies Mittel zu erfahren. Denn — ich weiß es schon; ganz bestimmt weiß ich's; Du selbst hast's wider Willen in Deinem lieben, treuherzigen Briefe mir verrathen. Zum Beweise will ich Dir spornstreichs mit der Auflösung des Räthsels entgegen kommen. Hättest Du wider Vermuthen dennoch Einwendungen gegen diese meine Lösung, so sei damit gefälligst so lange stille, bis ich mich ausgesprochen habe. Sowohl die Leibeigenschaft als auch die Bettelkrücken getraue ich mir aber mit meinem Grund-Mittel gründlich zu kuriren und zu bessern, wenn man nur stille halten wollte.

Soll vorerst die Leibeigenschaft, welche droht und theilweis schon da ist, zum Lande hinausgetrieben werden: so müssen.

1. alle Sonntage, die Gott der Herr werden läßt, die Fabriken stille stehen. Wöchentlich einen arbeitsfreien Tag hat unser Herrgott selbst auch dem ärmsten Menschenkinde ausgesetzt und zugestanden, den soll ihm niemand verkümmern. Wie es nun solch ein Fabrikant verantworten will, wenn er Gott zum Trotz sein armes Arbeitervolk um ihr gutes Sonntagsrecht betrügt und den Ruhe- und Rasttag ihm zum Schweiß- und Lasttage macht: das weiß ich nicht. Denn die 500 Arbeiter, welchen solch ein Fabrikant Brot giebt, helfen doch auch hinwiederum ihm, sein Brot zu machen. Sind nun aber diese Ar-

beitsleute etwa seelenlose Maschinen, die nur auswendig geschmiert, oder vernunftlose Creaturen, die nur mit dem, was den Magen füllt, abgefüttert zu werden brauchen?

So schlimm, wie heutiges Tags die Fabrikherrn, machten's vor Zeiten selbst die alten Schloßherren mit ihren Leibeigenen nicht; sondern unverkümmert und unverkürzt wurde ihnen der Sonntag gelassen und der Schloßkapellan hinuntergeschickt ins Dorf zu den leiblich Gedrückten, um wenigstens die Freiheit der Kinder Gottes sie schmecken zu lassen. Wo sind aber jetzt die Fabrikherren, welche an die Seelen ihrer Dienstleute auch nur gedacht und schon Anstalt getroffen hätten, ihnen und ihren Kindern einen Fabrikkapellan zu halten? Und bis es dahin kommt, muß wenigstens in den öffentlichen Gotteshäusern seine religiöse Erbauung zu suchen der Arbeiter durch Fabrikdienst nicht behindert sein. Aus diesem einen Grunde schon muß von Gottes und Rechts wegen den Fabrikleuten der arbeitsfreie Sonntag, welchen die meisten Fabrikanten für sich in die Tasche gesteckt haben, wieder herausgegeben werden. Das meine ich in allem Ernst und Du, Gottfried, bist darin gewiß mit mir derselben Meinung.

Und die Fabrikarbeiter selbst? Nun, die sind darüber schon längst mit mir einverstanden. Würden auch dafür sehr dankbar sein, wenn sie's erreichten. Gewiß keiner von ihnen würde die Unverschämtheit wirklich haben, welche neulich in der französischen Nationalversammlung (wie sie ja wohl das Ding nennen?) ein angeblicher Fürsprecher der armen Leute, ein Linksscher, ihnen aufbürdete. „Sollten die Armen nicht auch des Sonntags arbeiten," meinte jener Monsieur, „so müßten sie für sechstägige Arbeitszeit siebentägigen Arbeitslohn empfangen." Dazu sage ich ganz einfach: Entweder hat der französische Arbeiterstand das Gefühl für Recht und Billigkeit total verloren; oder — weil ich das nicht glaube — jener kostbare Herr hat bei seiner Sprechübung im Pariser Saale Effect machen und einen Theatercoup anbringen wollen; oder aber er ist mit Blindheit geschlagen, mindestens umnebelt gewesen. Denn weder diesseit, noch auch jenseit des Rheins wird es einem rechtschaffenen Arbeitsmanne auch nur im Traume einfallen, solche ungebührliche und unerhörte Prätension zu machen. So viel Rechtsgefühl ist ja, Gott sei Dank! auch bei dem geringsten Manne noch vorhanden, daß er für die arbeitsfreie

Sonntagszeit ebenso wenig Löhnung verlangt, wie für die arbeitslose Schlafenszeit. Und nur halber oder ganzer Wahnsinn kann sich bis zu der Forderung verirren: Soll ich meinen Leib dem stärkenden Schlafe und meine Seele der stärkenden Sonntagsruhe überlassen, so müssen andere mir ihren Geldbeutel unter's Kopfkissen oder auf den Kirchensitz legen!

Die Arbeitsfreiheit des Sonntags oder sonstigen Ruhetags hat aber auch bis jetzt noch kein Mensch von den Fabrikherren extra bezahlt haben wollen, und wird's auch könftig keiner wollen. Macht sich ja doch der Sonntag bei demjenigen, welcher ihn im Hause seines Gottes und am Hausaltare zur Erfrischung seines Gemüths und zur Erquickung seines Herzens und zur Stärkung seiner Seele verlebet, schon ganz allein reichlich bezahlt. Und das weiß auch der arme Mann. Darum will er ganz ohne alle Prämie den lieben Sonntag wieder erobern und sein himmlisches Sonntagsrecht für seine Seele wieder gewinnen.

Daß sie diesen freien Tag auch sonst nöthig haben, um ihres zeitlichen Lebens einmal froh, ihres Weibes und Kindes recht habhaft zu werden und um, wie Du Dich ausdrückst, für die kommende Woche neue frische Munition einzunehmen: das versteht sich so von selbst, daß ich Dir gegenüber kein Wort darüber zu verlieren brauche. Und so lange diese Armen sich die Freiheit vom Sonntagsjoche der Arbeitgeber nicht errungen haben, kann der ganze Kram der Märzerrungenschaften sie nicht beglücken. Wenn auch sie aber, wie jetzt die Zeitungsdrucker, an den lieben Sonntagen sich nicht mehr zu quälen brauchen, so will ich das mit tausend Freuden eine gute Errungenschaft nennen.

Freilich, die Fabrikkasse wird durch die Vergünstigung eines arbeitsfreien Tags einen Ausfall erleiden. Aber das kann gar nicht in Betracht kommen. Denn wo steht geschrieben, daß die Herren Fabrikanten gleich in den ersten Jahren reich werden; daß sie durch Uebergriffe in das Sonntagsrecht ihrer Leute und durch Eingriffe in Gottes Ordnung emporkommen sollen? Nichts da! Suum cuique! Gotte seine Ehre; dem Arbeiter seinen Sonntag und dem Fabrikherrn die Mahnung: Wehe dem, der sein Haus mit Sünden bauet und seine Gemächer mit Unrecht! Kannst das Wort auch Deinem Amtmann, lieber Gottfried, und Deinem Kalkbrenner, welche, wie ich höre, Sonntags wie Alltags fuhrwerken, ernstlich zu bedenken geben und

ihnen dreist diesen Stachel ins Gewissen werfen. Vielleicht thut dieser Brocken, der für diese beide so nebenher hier abfällt, auch sonst noch manchem, selbst unseres Standes gute Dienste. Theile Du denn das Wort redlich aus nach rechts und links, nach oben und unten. Mich aber laß hier bei der Stange bleiben.

Als Advocat, der ich heute bin, und als Fürsprecher der armen Fabrikleute verlange ich außer dem arbeitsfreien Sonntage zu ihrer völligen Emancipation auch noch

2. Ferien und Feste hin und her für meine Klienten. Und damit gehe ich vielleicht über Deine Gedanken, Gottfried, noch hinaus. Angedeutet wenigstens ist hievon in Deinem Briefe nichts. Aber ich kann nicht ohne diese Ferien und Feste abgehen und muß auch das noch für den Fabrikarbeiter beanspruchen. Will nämlich ein solcher, welcher nicht Jahr aus, Jahr ein und nicht ausschließlich von der Fabrik sein Brot hat, seine Feldfrüchte bestellen, seine Bohnen und Kartoffeln hacken, seinen Morgen Brotkorn einfahren oder ein sonstiges Nothwerk verrichten, so muß ihm, wenn er gebührend darum nachsucht, ein Feiertag von Fabrikwegen eingeräumt werden, und zwar ein Alltag; denn sonst plagt sich der arme Mensch dennoch des Sonntags, wär's auch nur mit seinem eigenen Feld-, Hof- und Hauswesen. Solchem armen Schlucker nun aber, wie geschehen ist, gleich mit Dienstentlassung zu drohen, wenn er hin und her auf einen Tag das eigene Hauswesen beschicken will, ist barbarisch und wider die Christenheit. Meinst Du nicht auch, Gottfried?

Aber nicht blos Feiertage, wie die gedachten, sondern auch seine Festtage muß der Fabrikarbeiter halten dürfen. Er hat deren, theils Trauer-, theils Freudenfeste. Da ist bald eine alte Mutter, die wohl das letzte dankbare Geleit um den Sohn verdient hat, zu beerdigen oder sonst ein Freund zu bestatten; bald bedarf in Kindesnöthen die Hausmutter der tröstlichen Nähe ihres Ehegemahls, oder ein Kind muß getauft werden. Wenn zu solchem oder ähnlichen Behuf der Dienstmann keinen Urlaub empfinge und sein Trauer- oder Freudenfest nicht feiern könnte: so hätte er keinen warmblütigen Menschen, sondern nur ein menschlich gestaltetes, aber herzloses Wesen zu seinem Gebieter.

Richtige Fabrikherren versagen solche Festfeier nicht;

sollten aber noch mehr thun und ihren Leuten ab und zu einen Festtag machen und veranstalten. Gleich Mähern und Dreschern, den Knechten und Mägden in unsern Bauerhöfen, sollte auch den Fabrikarbeitern von ihren Brotherren ein Erntedankfest mit Erntebraten und Erntebier und dem Erntegesang: Nun danket alle Gott — jedes Jahr hergerichtet und dargeboten werden; — nur brauchte nicht gerade dabei die ganze Nacht getanzt zu werden. Wie hoch würden solch Liebeszeichen sie aufnehmen! Wie würde in ihrer untergeordneten Stellung es sie heben, zu gewahren, daß sie nicht für bloße Knochenmaschinen vom Fabrikherrn angesehen, sondern mit der Ehre des freien Menschenthums bedacht würden!

Treten erst alle diese billigen Rücksichten auf das Arbeitergeschlecht ein und liegt namentlich die ganze Fabrikwirthschaft den lieben Sonntag total stille: dann, dann hat's mit der Leibeigenschaft ein Ende; dann hangt in freier Liebe an seinem Fabrikherrn der freigelassene Arbeiter; und der emancipirte weiße Sclave wirft dann auch die Bettelkrücken, soweit sie fliegen wollen. Gottfried, ob wir diesen Tag wohl noch erleben?

Die Bettelkrücken freilich könnten wohl schon vor der gehofften Emancipation sehr füglich beseitigt werden. Was Du über diesen zweiten Punkt in Deinem Briefe andeutest, scheint in der That auch mir das rechte Universal- und Radicalmittel zu sein. Nur einiger guter Wille von Seiten der Fabrikherren und einiger Verstand von Seiten der Fabrikarbeiter und die Sache wäre gemacht. Erstere nämlich müßten für ihre Leute einrichten und kostenfrei verwalten nicht mehr als drei Kassen. Letztere aber müßten Vernunft annehmen und zu diesen Kassen ihr Decem herzlich gern einzahlen. Und was für Kassen das nun sein sollen? Laß Dir sagen. Jede größere Fabrik müßte, meine ich, haben:

1. Eine Sparkasse. Nach festzusetzender Hausordnung müßte jeder Arbeiter verbunden sein, alle Sonnabend etwas — der fleißige und nüchterne mehr, der träge und verbringerische weniger, aber doch etwas in diese Kasse einzulegen, wenn er künftige Woche auf der Fabrik Arbeit haben wollte. Die Einlage würde ihm vom Fabrikanten quittirt und mäßig verzinset. Rückzahlung dürfte nur nach voraufgeschickter vierwöchentlicher Kündigung und nur an den vier Quartalen des Jahres geschehen. Als

giltiger Kündigungsgrund dürfte nur angenommen werden: Verheirathung, häusliche Einrichtung, Ankauf von Grund und Boden, Miethe, Einschlachten zum Winter und der Rücktritt aus dem Fabrikverbande.

2. Eine Kranken- und Invalidenkasse. Sie bildet sich aus den kleinen, aber geregelten wöchentlichen Einlagen, welche allsonnabendlich der Arbeiter von seinem Wochenlohne inne lassen muß, und aus Geschenken, welche Fabrikherren und Fabrikbesucher oder sonst wer den Fabrikleuten zu machen sich gedrungen fühlt. Der Fabrikant nimmt auch dies Geld und verzinset es. Rückzahlung der geschehenen Einlage findet auf keinen Fall statt. Schon nach dem ersten Vierteljahre kann aus dieser Kasse den krank gewordenen, oder in der Fabrik zu Schaden gekommenen, vielleicht ganz arbeitsunfähig gemachten Leuten ein Hilfsgroschen monatlich verabreicht werden.

3. Eine Sterbe- und Wittwenkasse. Diese wird entweder ganz wie die Krankenkasse eingerichtet — was das Beste sein möchte — oder auch meinethalben auf Gegenseitigkeit gegründet; entweder also in gezwungener oder in freier Weise. Aus dieser Kasse empfangen die Hinterbliebenen eines heimgegangenen Fabrikarbeiters einen kleinen Beitrag zu den Beerdigungskosten; bei angewachsenen Fonds vielleicht auch die Wittwen der Gestorbenen eine kleine Zubuße auf so und so viele Jahre, wenn nicht auf Lebenszeit.

Meinst Du nicht auch, Gottfried, daß bei diesen drei Einrichtungen die Bettelkrücken der Fabrikleute weit weg fliegen und ihre jetzige Armseligkeit einer standesmäßigen Wohlhabenheit Platz machen würde? Und sprich, ob ich mit diesen meinen Vorschlägen Dein Universal- und Radicalmittel, welches Du bei Deinem vorigen Briefe noch in petto behalten wolltest, nicht schon im Voraus errathen und ob ich's getroffen habe. Sage mir, ob Du meinen Rathschlägen mit demselben vollen Herzen beistimmst, als Deine Schilderung der vorhandenen Nothstände mir aus der Seele geschrieben ist. Bin ich gleich in meine Landweisheit, welche ich hier ohne Rückhalt vor Dir, dem gleichgestellten Landmanne, zu Tage gefördert habe, keineswegs verliebt: so ist mir's doch, ich kann mir nicht helfen, ganz unzweifelhaft, daß nach meiner Methode, wenn man sie nur practiciren wollte, der hereinbrechenden Leibeigenschaft vorgebeugt und alle Lumperei und

Bettelei der Fabrikarbeiter beseitigt werden würde. Auf den Fabrikherren aber würde alsdann auch nicht ein Schatten von Aehnlichkeit mit amerikanischen Sclavenhaltern mehr ruhn, und das Fabrikwesen alsdann erst ein rechter Segen für's Land werden.

So weit. Nun bin ich fertig. Jetzt kommst Du, Gottfried, wieder an die Reihe und kannst's nun einmal tariren, ob ich hier mit meinem Geschreibsel leeres Stroh gedroschen habe, oder ob hie und da doch ein Körnlein herausgefallen, das sich zur Aussaat wohl eigene. Hätte ich übrigens bei der versuchten Lösung Deines räthselhaft angedeuteten Universal- und Radicalmittels gänzlich fehlgeschossen: so komm damit nur ohne Zaudern heraus! Du hast den andächtigsten Zuhörer an

Z., den 24. März 1852. Deinem Freunde

Christian.

D.

Lieber Christian!

Das heiße ich einem das Wort vor der Nase abschneiden. Und doch bin ich Deinem lieben heutigen Briefe, der mir zuvorgekommen, nicht im mindesten böse. Im Gegentheil ist mirs eine rechte Freude gewesen, von Dir schon von ferne verstanden zu sein. Denn daß Du meine reservirten Fabrikgedanken zum großen Theil richtig errathen, brauche ich wohl nicht erst lang und breit zu versichern.

Nur einen Punkt hast Du unausgesprochen gelassen und den muß ich denn nachholen und expreß aussprechen. Die Gerechtigkeit nämlich fordert's, daß wir nicht blos rechts, sondern auch links sehen. Du hast nur die Fabrikherrn ins Auge gefaßt und was die thun könnten und sollten, um die Leibeigenschaft sammt den Bettelkrücken zu bannen. Aber was hiezu Seitens der Fabrikarbeiter geschehen könnte und sollte, darüber schweigst Du. Wenn ich das hier nun ausdrücklich ausspreche, wirst Du vielleicht sagen: das versteht sich von selbst! Aber es versteht sich manches von selbst, und die Leute verstehen sich doch nicht dazu, wenn man's ihnen nicht deutlich zu verstehen giebt.

Wenn Du also einmal, statt an Deinen alten Gottfried, an das ganze liebe Publikum schriebest, so müßtest Du doch, wie ich, auch den Arbeitern in unsern Fabriken ernst auf den Leib rücken und ihnen eins ans Herz reden. Sonst halten sie wahrhaftig ihre Brotherrn, die Fabrikanten, für die alleinigen Schuldträger und Sündenböcke all des Jammers, der in den Arbeiterquartieren zu Hause ist. Nun aber haben an den Bettelkrücken gerade die Leutchen, welche mit Maschinen und Fabriken zu hantiren haben, gut und gern (will's billig machen) ihre 50 Procent Schuld. Zur Steuer der Wahrheit muß das frank und frei gesagt werden, und sollte man auch Gefahr laufen, die Popularität des türkischen Sultans sich damit zu verdienen.

„Jeder ist seines Glückes Schmied," sagt das Sprüchwort, und das Gesagte hat Grund. Glück will geschmiedet sein; mit Nähen und Nesteln, mit Löthen und Leimen, mit Klimpern und Pinkern ist nichts ausgerichtet. Nun denkt aber ein großer Theil unserer Fabrikleute auch nicht von ferne daran, an seinem Glücke zu schmieden und zu schweißen; denn Schmiedearbeit ist ein schweißtreibender Thee, der nicht jedermann mundet.

Oder soll ich's ein Schweißen nennen, wenn die jungen Bursche, welche mit straffem Geldbeutel zum Fabrikthore herauskommen, schon unterwegs in Sorge sind, wie sie ihre Groschen des Abends mit unter die Decke nehmen, und mit

Trinkt aus, schenkt ein
Buddel Bier, Buddel Wein

ihre Feierabende und Feiertage in wilder, tobender Lust hinbringen?

Ein Schweißen es nennen, wenn das Fabrikjüngferchen den Rock für nöthiger hält als das Hemd; für seine Tageslöhnung, statt Linnen und Drell für den Kasten zu beschaffen, allerlei Geflunker von kattunenen Fahnen sich auf den Leib hängt, um nur auf dem Tanzboden vorpürschen und singen zu können:

Tanz mit mir, tanz mit mir,
Ich hab' 'ne bunte Schürze für?

Soll ich ein Schweißen es nennen, wenn die Hausväter sich von ihrer Fabrikarbeit in Schenken und Gasthäusern erholen; wenn sie, statt im Familienkreise mit

den frommen Bibelkönigen sich zu beschäftigen, die wilden Kartenkönige citiren und

Trumpfen so lange mit Schellendaus,
Bis der letzte Heller zur Tasche hinaus?

Ist das ein Schweißen, wenn die Hausmutter, statt ihren Fabrikkindern die Strümpfe zu stopfen und die Jacke zu flicken, bei Freundin Faulenz hausiren geht, und mit Gevatterin Lecker zusammenhockt, um, wenn vielleicht das Männchen nach außen und die Kinder zu Bette, mit einander

Im Wiederschein rußiger Lampen
Zu schwelgen noch und zu schlampampen?

Schon mit diesen vier Registern, welche ich hier gezogen habe, wird wohl ein ziemlicher Theil unserer Fabrikmannschaft untergebracht und registrirt sein. Und nun giebt's noch andere Register, die noch ärger brummen. Solche Lebensläufe müssen aber jedwedes Menschenkind ins Bodenlose führen; also auch den Fabrikmann.

Und siehst Du, Christian, das ist der eigentlich faule Fleck, warum Maschinen und Fabriken unsern Fabrikleuten zu Bettelkrücken werden. Könnte man diesen faulen Fleck ausschneiden und für Ordnung und Haushalten, für Sparsamkeit und Einrichtung, für Mäßigkeit und Selbstüberwindung die Leute gewinnen: so wäre damit ihrem Wohlstande spürbar geholfen, und die Spar-, Kranken-, und Sterbekassen, worauf Du für sie bestehst, kämen ihnen dann trefflich zu statten. Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß diesem faulen Fleck der kopf-, maaß-, zügellosen Genußsucht gerade von dem Gewirthschafte mit Fabriken und Maschinen rechte Nahrung zugeführt wird.

Weiß nicht, ob Du, lieber umsichtiger Freund, das Fabrikwesen auch schon von dieser Seite Dir angesehen hast. Mir ists längst verwunderlich gewesen, daß die Fabrikarbeiter im Durchschnitt genußsüchtig werden. Woher das? habe ich mich denn gefragt, und ist mir darüber ein Licht nach dem andern aufgegangen. Vor allem andern scheint mir diese vorwaltende grobsinnliche Genußsucht der Fabrikleute darauf zu beruhen, daß bei ihnen unter dem Einfluß der Fabrikatmosphäre das geistliche und das leibliche Leben aus der Balance gebracht wird und nun ganz folgerecht das edle Menschengebilde hinunterfährt in den Sumpf.

Das ist ein Sätzchen, Freund, worüber ich philoso-

phiren könnte, daß Dir Hören und Sehen und alle Sinne vergingen. Soll ich einmal? — Nein, ich will's nicht thun, sondern es gnädig machen und menschlich davon reden um Deiner und meiner Schwachheit willen. Oder noch besser, ich rede gar nicht davon und lasse Dich's errathen. Hast Dich in Deinem letzten Briefe als einen so tüchtigen Meister im Nüsseknacken kund gegeben, daß Du unbedenklich „Abt von St. Gallen“ werden und bleiben könntest. So nimm denn das deutungsgewärtige Sätzchen, dessen Auflösung ich vorläufig für mich behalte, als Räthsel auf Deine Zähne. Schlimmsten Falls helfe ich. Denn ich bin kein „kurriger Kaiser,“ sondern

Y., den 1. April 1852. Dein guter Freund

Gottfried.

XI.

Ehre, dem Ehre gebühret!

Oder:

Suum cuique!*)

Wem dies Decretum des deutschen Sprüchwörter-Rechts zu Ohren kommt, der darf, unbeschadet seines Respects davor, doch auch wohl seine Gedanken dabei haben. Ob denn die uns hier anbefohlene Ehrerweisung für den Empfänger selbst ein Ding von großem Werth und Gewicht sei und mit Recht hohen Cours habe, kann er fragen. Könnte zum andern auch wissen mögen: Welche Abzeichen die Verehrungswürdigen, vor denen man das Gewehr präsentiren soll, an sich tragen. Item: Wie und womit man die gebührende Ehre ihnen anthue. Auf diese 3 Fragen gehören sich 3 Antworten. Hier sind sie. Der „Ehrlieb" spricht von der Ehre Preis und Werth, Gewicht und Cours; „Ehrwürden" bezeichnen uns die Notabeln, welchen Ehre gebührt; unter „Ehrenzoll" giebt's Antwort auf das Item.

I. Ehrlieb.

Freund, ehre die Ehren,
Die and're gewähren.
Doch selbst sich geehrt,
Macht ehrenunwerth.

1. Besser gutlos
Als ehrlos.

2. Besser arm mit Ehren
Als reich mit Schanden.

3. Lieber Schaden
Als Schimpf.

4. Augen, Glaube (Credit),
Glimpf (guter Name)
Leiden keinen Schimpf.

5. Gut verloren, nichts verloren;
Muth verloren, halb verloren;
Ehre verloren, alles verloren.

---

*) So lautet, wer's nicht weiß und es wissen will, die bedeutungsvolle Inschrift des höchsten preußischen Ordens, des schwarzen Adlerordens. In dieser Inschrift (zu deutsch: Jedem das Seine) liegt der Schlüssel, warum 1848 König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone nicht angenommen hat, und mancher (wiewohl er kein Schwarzadler-Ritter, dennoch) kein Demokrat ist.

Als Franz I. auf dem Schlachtfelde bei Pavia 1525 sich hatte gefangen geben und seinen Degen dem Sieger überreichen müssen, schrieb er an seine Mutter: „Madame, alles ist verloren, nur die Ehre nicht.“ Die Ehre ging also dem Könige über alles, und das hatte er von St. Paulo. „Ich wollte lieber,“ schrieb dieser in seiner Briefe einem, „wollte lieber, ich stürbe, denn daß mir jemand meinen Ruhm sollte zu nichte machen.“

Nicht bei allen aber steht die Ehre so hoch angeschrieben, wie bei diesen beiden. Es giebt vielmehr auch solche, welche die Ehre nichts achten, wegwerfen, verschleudern. Wer zum Exempel dachte geringer davon: jener Fahnenjunker, der zur Erlangung eines armseligen Thalers dem Juden seine Ehre verpfänden wollte; oder der Jude, welcher, den Borg ablehnend, zur Antwort gab: „Verseihen's, Ihr Gnoden, was soll ich thun mit der Ehr?“

Zwei gegen zwei — fragt sich's: „Welche Seite hat Recht; hat Ehre Werth oder keinen?“ Wie entscheidet das Sprüchwort? Es antwortet: „Besser gutlos als ehrlos“ (Nr. 1—3), stellt sich also auf die Seite des ersten Paars. Und mit Recht. Besser Gut verloren, als Ehre verloren. Geld und Gut nämlich ist wieder zu erwerben; Ehre aber und gut Gerücht schwerlich. Die Niederlage bei Pavia hat König Franz nachmals wieder verschmerzt; verlorene Ehre aber hätte er so leicht nicht verwunden; denn er war ein Franzose, und Franzosen halten, wie man sagt, absonderlich viel auf Ehre. Aber auch für jeden Nichtfranzosen und Nichtkönig ist und bleibt's eine fatale Situation, ehrlos geworden und in der Achtung der Bessern unter Null gesunken zu sein; dazustehen, wie eine Vogelscheuche, davor jeder rechtschaffene Graurock von Sperling, welcher noch etwas auf Ehre hält, schüchtern davon fliegt. Die Blücherschen Mehlwürmer haben all ihr Lebtage den Mehlstaub nicht wieder abgeschüttelt, damit sie beworfen waren. Doch davon wollte ich ja erst erzählen, und zwar nacherzählen, wie es der beliebte Spinnstubenschreiber vorerzählt hat.

Verscherzte Ehre.

Als Napoleon wie ein böser Geist plötzlich von der Insel Elba wieder nach Frankreich kam, brach der Krieg aufs neue aus.

Der alte Blücher faßte wieder das Schwert und in den Niederlanden, bei Waterloo und Ligny, wurde hart gekämpft. Napoleon floh gen Paris und der alte „Marschall Vorwärts," wie die Soldaten den alten Blücher nannten, war tapfer hinterdrein. Damals litt der alte Held an einer gar schmerzhaften Augenentzündung und ans ruhige Pflegen war nicht zu denken. Nach vielen Mühseligkeiten und unruhigen Nächten wollte er denn einmal in dem Dörfchen Droux Sainte Marie in einer Scheune schlafen. Ein Bataillon treuer Schlesier hielt die Wache, damit nichts dem alten Helden seine Ruhe verkümmere. Alles war todtstille. Selbst die Soldaten redeten nur flüsternd mit einander, denn sie hingen mit treuer Liebe an Vater Blücher.

Bei jedem Heere müssen Kriegscommissäre sein, die für die Verpflegung der Truppen zu sorgen haben. Es ist eine alte Erfahrung, daß sie nicht arm werden und damals wußten's die Soldaten genau, woher das kam. Sie hatten diese Leute durchaus nicht lieb und der alte Blücher konnte sie apart nicht leiden, weil — sie bei der Suppe das Fett allemal für sich abschöpften und dem Soldaten nur die schale Brühe blieb. Ueberdies waren sie hochmüthig und patzig, und wenn die Kugeln pfiffen, machten sie sich flugs hinter die Fronte, das heißt, wo's sicher vor dem Getroffenwerden war.

In dieser Nacht ließen es sich zwei dieser Leute einfallen, sich ganz in der Stille eine Strohhütte an der Hinterwand der Scheune aufzurichten, wo Blücher schlief. Die Soldaten ließen es geschehen, weil sie meinten, die beiden Kriegscommissäre hätten das Recht dazu. Die beiden Pfiffikusse aber dachten: Wo der Feldmarschall schläft, da ist es sicher und stille. Das kommt auch uns zu gut! Dumm war der Anschlag nicht.

Morgens wollten sich die beiden aber, ehe der alte Blücher wach würde, aus dem Staube machen, daß er sie gar nicht sähe; denn es klang ihnen in den Ohren, daß sie dann ungerupft nicht davon kämen, weil sie keine Erlaubniß hatten, an der Scheune ihr Quartier zu nehmen.

Als aber in der Scheune alles so mäuschenstill blieb, da der alte Held einmal gut schlief auf seinem Strohlager, so dachten sie: Kaffee können wir uns denn doch noch kochen. Gedacht, gethan! Sie machen sich ein Feuer an — aber der Morgenwind weht Funken in das Stroh; die

Flamme schlägt empor und ergreift das Strohdach der Scheune, ehe die herbeieilenden Soldaten es wehren können.

Der Lärm, das Feuer über seinem Kopfe, weckt den alten Blücher. Er springt auf und von Zorn glühend eilt er heraus.

„Ihr verdammten Jungens," ruft er den Schlesiern zu, weil er meint, die seien die Ursache des Brandes, „ich glaube gar, Ihr habt mir das Haus mit Fleiß über dem Kopfe angezündet? Haltet Ihr so Wache bei mir? Schützt man so meine Ruhe?"

Wild funkelten bei diesen Worten die Augen des Feldmarschalls und die Hand fuhr an den Säbel.

Eben trat ein Hauptmann vor, um die wahre Ursache zu melden; aber mehr als funfzig Stimmen riefen aus dem Bataillon: „Wir sind's nicht gewesen, Excellenz, sondern die Herren Kriegscommissäre dort!"

„Was?" ruft der alte Blücher und tritt einige Schritte vor.

Da standen die Sünder, wie begossene Katzen. Aller Uebermuth und Hochmuth war von ihnen gewichen. Sie blickten, wie Hinkeldiebe, unter sich und zitterten vor Furcht, denn sie wußten, daß der Alte nicht spaße und — daß er sie von Herzen nicht leiden konnte.

Als er sie erblickte, rief er zornig: „Ihr vermaledeiten Mehlwürmer, Ihr verdammten Federfuchser, also Ihr habt mir das Dach über'm Kopf angesteckt? Ei, Euch soll ja" —

In diesem Augenblick aber war sein Zorn fort. Die armen Sünder standen da, als sollten sie eben gehängt werden und diese Furcht der hochmüthigen Blutsauger zerstörte allen Zorn, machte ihn vielmehr lachen. Das sahen aber die Bursche nicht, die nichts weniger erwarteten, als daß sie Blücher verhaften ließe.

Er aber wandte sich an seine Soldaten und sagte: „Jungens, ich hab' Euch Unrecht gethan! Ich sehe wohl, diese Kerls haben's verrichtet. Nun, zur Strafe dafür — lacht sie einmal tüchtig aus, die Federfuchser und Mehlwürmer, die fett werden, wenn Ihr darben müßt!"

Da brach das ganze Bataillon in ein so brausendes Gelächter aus, daß man's weithin hören konnte. Die Kriegscommissäre aber machten sich, so schnell sie konnten, aus dem Staube, froh, daß sie so gnädig davon kamen.

„So war's recht, Jungens," sagte Blücher und schwang

sich, seine Soldaten grüßend, aufs Roß. Die Soldaten aber konnten den Ernst lange nicht finden, und so oft sich einer der Kriegscommissäre blicken ließ, ging, auch später noch, das Lachen wieder los.

Den Namen „Mehlwürmer" nahm den Kriegscommissären niemand mehr ab, und die Geschichte wurde schnell im ganzen Heere bekannt und — weidlich belacht.

Und für seine eigene Ehre war der besagte alte Generalfeldmarschall stellenweis nicht wenig eifersüchtig. Und (Nr. 4) mit Recht. Man weiß, daß er namentlich gegen die Gelehrten, die klugen Herrn von der Feder, manchmal sehr hart zu Felde gezogen ist, und daß sie ihm nicht zu nahe kommen durften, sonst erbat er sich alles Ernstes den schuldigen Respect. So schickte ihm einst ein Minister den amtlichen Bericht über eine Angelegenheit, die ihn selbst betraf. Darin war er nach dem gewohnten Bureau-Stil immer „der pp. Blücher" genannt. Tags darauf kam er mit diesem Minister zusammen. „Ew. Excellenz soll ein D..........r*) kriegen!" rief Blücher ihm entgegen; „seid Ihr des Teufels, mich den „pp. Blücher" zu nennen? Für meine Soldaten bin ich der „Vater Blücher;" aber für euch Tintenkleckser bin ich Feldmarschall und Fürst. Das merkt euch!" Und damit kehrte er sich um und ging weg.

Ganz ähnlich hatte es schon 130 Jahr früher ein anderer Feldmarschall gemacht. Einst fragte ein französischer Gesandter bei der Tafel den großen Kurfürsten von Brandenburg, ob es wahr sei, daß er einen General im Dienst habe, der Schneider gewesen? Derflinger sprang auf und sprach mit flammendem Blicke: „Hier ist der Mann, von dem das gesagt wird; und hier" (auf seinen Degen schlagend) „hier ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und nach der Breite messe."

Will nun aber ein anderer, der kein Blücher und kein Derflinger ist, seine etwas wackelig gewordene oder gar desflorirte Ehre wieder in Flor und auf den grünen Zweig bringen, so soll er ja nicht eigenmündig sich Ehrentitel beilegen, nicht eigenhändig sich Ehrenkränze winden, nicht eigenmächtig sich Ehrenpforten bauen. Denn das mißglückt und führt nur noch tiefer in Mißcredit. Beweises sind die folgenden Sprüchlein nebst Vorfall.

---

*) Allen Respect vor dem Marschall Vorwärts; daß ich aber den hier ausgestoßenen Fluch ihm zu Ehren nachschreiben sollte — nein, das thu' ich nicht.

1. Wer sich lobt alleine,
Deß Ehr' ist gar kleine.

2. Eitle Ehr'
Ein bös' Geschwär.

3. Feindes Lob klingt,
Freundes Lob hinkt,
Eigenlob stinkt.

Der Prätendent.

„Weiß Er, wer ich bin?" sprach mit gekränktem Ehrgefühl zu einem Bürgersmann, der ihm keine Verbeugung gemacht hatte, ein Hochangestellter. „Ich weiß es nicht," antwortete der Bürger, „bekümmere mich aber auch darum nicht." — „Weiß Er," entgegnete der Große, „daß ich der (so und so) bin?" — „Nun, da danke Er Gott, daß Er das ist," antwortete der Kleine und ging.

Aus diesem Vorfall ist manches zu lernen. Erstlich: daß sich Ehre nicht immer erzwingen läßt und erzwungene Ehre immer nur ein äußerlich Ding ist. Zweitens: daß man die Scharte, welche man an seiner Reputation erlitten zu haben meint, nicht zu hitzig soll auswetzen wollen. Und drittens soll man hie und da denken:

1. Was ein Esel von mir spricht,
Das acht' ich nicht.

2. Sterben und Ehrabschneiden
Muß jedermann leiden.

3. Ehr
Ist zu hüten schwer.

So hat der alte Fritz gedacht. Ein auf ihn gezieltes Pasquille ließ er am Schaufenster des Buchladens etwas niedriger hängen, damit es jedermann lesen könnte, und dachte nicht daran, die seinem königlichen Renommé von einem Lump zugefügte Scharte auch nur im mindesten noch weiter zu berücksichtigen. Ganz ähnlich hat der Graf von Saint Cyr es ruhig gelitten, als man ihm an die Ehre griff. Hören wir,

wie einem die Ehre abgeschnitten ward.

In der ersten französischen Revolution, wo die Franzosen alles abschafften, was aus früheren Zeiten da war, und alle Stände gleich machten, kam ein Reisender an ein Thor von Paris. Der Thorschreiber sagte: „Wie heißt Ihr?" und machte ein lustiges Gesicht dazu.

„Graf von Saint Cyr" (d. h. vom heiligen Cyriacus), sagte der Reisende.

„Was, Graf?" rief der Thorschreiber, „es giebt keine Grafen mehr."

„Nun denn," sagte der Reisende, „so nennt mich: von Saint Cyr!"

„Was, von? Es giebt kein Von, es giebt keinen Adel mehr!" rief abermals der Thorschreiber.

„So nennt mich meinetwegen: Saint Cyr!" sagte ärgerlich der Fremde.

„Das wäre mir sauber!" sprach der Thorschreiber; „wißt Ihr nicht, daß es keine Heilige (Saint) mehr giebt?"

„Nun, so nennt mich kurzweg Cyr!" (lautet in der Aussprache wie Sire, ein Wort, womit man in Frankreich den König titulirt).

„Das wäre noch schöner!" rief der Thorschreiber; „es giebt auch, seitdem der König enthauptet worden, keine Sire mehr!"

So mußte denn der arme Graf von Saint Cyr nicht blos die Grafenkrone sich abheben und den Adelstitel sich abschneiden und den Heiligenschein von seinem Namen verwischen, sondern es sich sogar gefallen lassen, selbst den letzten Brocken seines ehrlichen Namens, das Cyr, einzubüßen und als ein Namenloser durch die Welt zu gehen. Das war ihm aber ganz genehm. Leicht hätte damals der Standesherr, wenn er von dem Thorschreiber denuncirt wäre, außer seinem Namen auch noch seinen Kopf verlieren können. — (Spinnstube.)

So viel im ersten Kapitel zur Würdigung der Ehre. Im zweiten folgen nun die Ehrwürdigen in Person.

II. Ehrwürden.

Im Lehr-, im Wehr-, im Nahrungsstand,
In Haus und Staat, zu Stadt und Land,
Wer Amtes wartet, gut sich führt:
Dem zweifelsohne Ehr' gebührt.

1. Fürchte Gott,
Ehre den König.

2. Wer's Alter nicht ehrt,
Ist des Alters nicht werth.

3. Gute Weis' und Geberd'
Machen das Weib werth.

4. Will eine Magd in Ehren leben,
Soll sie nichts nehmen und nichts geben.

5. Ehre steckt nicht in den Kleidern,
Sonst wär' sie bei allen Schneidern.

6. Wär' Hoffahrt eine Kunst,
Wäre mancher längst Doctor.

7. Titelgroß
Ehrenbloß.

8. Mancher scheint fett,
Und ist doch nur geschwollen.

9. Lehren
Bringt Ehren.

10. Geiger und Pfeifer
Sind keine Scheerenschleifer.
(wollen Künstler heißen.)

11. Ehre
Ist der Tugend Schatten.

12. Adel sitzt im Gemüthe,
Nicht im Geblüte.

Man weiß von Franz I., dem Franzmann, wie große Stücke er auf Ehre gehalten hat. Und Deutschmann soll nicht minder auf Ehre halten; soll sich nicht wegwerfen, um nicht ins schwarze Register der Ehrlosen zu gerathen, sondern die alte Titulatur der lieben, getreuen, ehrenfesten deutschen Stände wieder zu Ehren bringen, wo sie hin und wieder in Unehre gekommen wäre. Brauchst just nicht mit der Ehre um Dich zu werfen, wie junges Soldatenblut, so lang es noch mit dem ersten Schwerte ficht. Brauchst auch in der Ordens- und Rangliste vom 18. Januar jedes Jahrs nicht gar zu eifrig nachzusuchen, ob unter den Besternten und Bebänderten, den Belaubten und Beschliffenen nicht auch Dein werther Name zu finden sei (Nr. 7. 8). Sollst Dich auch nicht ob des schönen Merinopelzes, den Du trägst (Nr. 5), in die Brust werfen und aufblasen, wie ein Frosch (Nr. 6); noch in gravitätischer Amtstracht und Amtsmiene die Ehrwürdigkeit suchen. Aber daß Du als Kriegsmann statt der vaterländischen Cocarde nicht die graue Maus tragen müssest; als Beamteter nicht degradirt oder abgesetzt werdest; als Handelsmann nicht zum leichtsinnigen Bankerottirer und Leutebetrüger heruntersinkest; als Bürgersmann nicht beigesteckt oder unter polizeiliche Aufsicht gestellt werdest: das erfordert die Ehrenhaftigkeit im Großen und Ganzen. Und im Einzelnen stehet darin Deine Ehre, daß Du als Hausvater kein Hausplager; als Hausfrau keine Ausfrau (Nr. 3); als Kind kein ungezogen Rind (Nr. 2) seist; als junger Bursch Leib und Seele unbesudelt haltest; als Braut mit dem Jungfernkranz am Altar erscheinen (Nr. 4) und nicht fürchten dürfest, den Kirchgang mit Stichelreden und Häckerling bestreut zu finden. Außerdem sind einige (Nr. 1 und 2) schon von Natur Ehrwürden, d. h. solche, denen Ehre gebührt.

Der verehrungswürdige Leser merkt schon, daß der Orden der Ehrwürden unter allen Ständen seine Glieder hat; nicht blos im Wehr-, sondern auch im Lehr- und Nährstand; nicht blos unter dem wehrhaften, sondern auch unter dem wehrlosen Geschlechte; nicht blos bei den Groß-

händlern in Staat und Kirche, sondern auch bei den Kleinhändlern in Haus und Familie. Jeder, der auf seinem Posten seine Schuldigkeit thut und seine Ehre nicht in der Schande sucht: wird ohne Ballotement und Widerspruch in den Orden der Ehrwürden aufgenommen (Nr. 11). Eindringlinge (Nr. 10) aber kommen nicht weit. Nur der Tugendweg führt zum Ehrentempel. Ehre und Tugend sind Zwillingsschwestern. Das haben die alten blinden Heiden schon gar sinnig angedeutet, als sie in dem alten Rom den Tempel der Ehre und den Tempel der Tugend neben einander anlegten und mit einem und demselben Dache überbaueten.

Wer nun also sicher erfahren will, wem Ehre gebühre und wem nicht: der soll den Maßstab der Ehrenhaftigkeit stets bei sich führen und mit fester Hand anlegen. Sonst könnte jeder kommen und von ihm honorirt sein wollen. Jeder — und mancher scheint zwar fett, d. i. ehrwürdig (Nr. 8), ist doch aber nur geschwollen, d. i. nichtswürdig. Nicht in Worten oder Kleidern (Nr. 5. 6), nicht im Stand und Geblüte, sondern im Gemüthe sitzt Adel; aus diesem Adel wächst wahres Verdienst; und diesem Verdienste allein ziemt Ehrenkranz und Ehrenkrone, Ehrenzeichen und Ehrenpforte. Sollen das alles im nächsten Kapitel von uns auch empfangen. Und hoffen wir, dabei uns nicht zu vergallopiren und selbst nicht so unehrenhaft zu sein, wie jene Altenburger, welche sich sehr verrechnet hatten mit ihrem

Bravo!

Bei den Unruhen im Jahr 48 war's hoch vonnöthen, daß Altenburg mit fremden Truppen belegt wurde; denn man hatte was gemerkt.

Kein Dörflein war damals so klein, klein, klein,
Ein Wühler mußte drin sein, sein, sein.

Und in Altenburg war mehr als einer. Zwei oder drei solcher Geister machen sich da mal des Abends an der fremden Soldaten einen und nehmen ihn mit sich ins Bierhaus, wo sie ihn flott traktiren, sie wußten wohl, warum. Als sie nun ungefähr glauben, daß das Bischen Soldatengewissen im Bier ersäuft und das Gedächtniß des Fahneneides auf den braunen Bierfluthen ins graue Meer der Vergessenheit hinuntergeschwemmt sei: da

rücken sie näher. „Höre," sagen sie zu dem Kriegsmann, „nicht wahr, Du schießest nicht auf uns Bürger, wenn's Krawall giebt?" — „Bewahre," antwortet der Gefragte, „ich nicht!" — „Das ist brav," sagen die Gäuche und kommandiren für unsern Soldaten flugs noch „ein Töpfchen Bier."

Inzwischen sind noch zwei andere Kriegsleute eingetreten, gute Bekannte von dem, der schon dasitzt. Auch die werden an den Tisch complimentirt und mit traktirt. Soldaten sind nicht blöde; die nahmen das also an ohne Umstände. Nach einer guten Weile, da man sich denkt: „jetzt ist's so weit;" fragt man, wie zuvor schon den Ersten, nun auch diese Zweiten. „Nicht wahr," fragt man, „Ihr schießt auch nicht auf uns Bürger, wenn's was giebt?" Da antworteten die Zwei ohne langes Besinnen: „Ja, wir schießen und halten hin." — „Was?" sprechen die bedonnerten Rebellen, „Ihr wollt schießen? Seht hier Euren braven Kamerad, der hat erklärt, er schieße nicht."

Da wollten die beiden Soldaten sich ausschütten vor Lachen. „Der schießt nicht," sagten sie, „ja das glauben wir," und lachten da capo. „Was soll das bedeuten?" fragten da sehr trotzig die Rebellen. „Nur sachte, sachte!" sprach jetzt, von seinem Stuhl aufstehend, der belobte Brave, „ich will's Ihnen erklären. Sehen Sie, ich schösse wahrhaftig auch, wenn ich, wie diese meine Kameraden, ein Gewehr hätte. Aber ich bin bei der Kompagnie nur Tambour."

Es könnte nicht schaden, wenn jeder Lump, der den Braventitel austheilen will, so anliefe.

III. Ehrenzoll.

Wem Ehren gebühren,
Den soll man auch zieren
Mit Werken, Worten und Blicken,
Wie's just sich am besten will schicken.

1. Danach der Mann ist,
Wird ihm die Wurst gebraten.

2. Jedermann ein Ei,
Dem frommen Schweppermann zwei.

3. Wenn mancher Mann wüßte,
Wer mancher Mann wär':
Thät mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehr'.

4. Frage und Antwort.
Wer hat den besten Adel, Christ? —
Wer von Gott geboren ist —
Wer ist der bestgeehrte Mann? —
Wen Gott in Gnaden schauet an. —

Wir halten jetzt mit einander ein — was man so nennt — Ordenskapitel, worin ich, mit Ehren zu melden, als Ehrenanwalt den Vorsitz führe. Meine hochzuverehrenden Herren und Damen, sage ich, Ew. Ehrwürden ist wohl bewußt, daß es mit den Ordensverleihungen ein verwunderlich Ding sei. Verwunderlich, daß Tugend und Rechtschaffenheit durch ein Schnittchen Band im Knopfloch und ein Blättchen Metall auf der Brust Adel und Auszeichnung empfangen sollen. Verwunderlich, wie mancher zu solchen Ordensehren kommt. Verwunderlich, daß mit wenigen Ausnahmen das ganze Geschlecht der ehrsamen und verdienstvollen Hausfrauen von der Decoration mit Ehrenzeichen ganz ausgeschlossen bleibt.

Darum haben wir nach dem Vorgang unseres großen Ordensmeisters und nach Bestimmung unseres Ordenstatuts von allen rein äußerlichen Ordenszeichen, wie sie Fürsten austheilen, gänzlich Abstand genommen; die Brüder und Schwestern vom Orden der Ehrwürdigen aber haben nach dem äußerlichen Gepränge der Ehrenzeichen, Ehrenkreuze, Ehrentitel, Ehrendiplome, Ehrensäulen nun und nimmer zu trachten, sondern sie sich höchstens gefallen zu lassen. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, sagt unser Ordensmeister. Wir dürfen demnach nicht prätendiren, daß jeder Achilles unter uns seinen Homer finde; jeder ehrenfeste Zwillichrock in einem Bürgerschen Lied vom braven Manne besungen; jeder Ehrenmann von Ludwig dem Bayer in die Walhalla zu Regensburg aufgenommen werde. Uns Ehrwürdigen muß es genug sein, wenn uns ein innerliches, stilles Vivat zugerufen wird! In diesem still innerlichen Vivatruf besteht uns Ehrwürdigen eigentlich die ganze Ehre. Was drüber ist, das ist, wenn nicht vom Uebel, doch mindestens drüber.

Ein solch Uebriges zu thun, soll indessen, wenn das Herz dazu drängt, keineswegs verwehrt sein. Thue man dem, welchem Ehre gebührt, immerhin auch

„In Werken, Worten und Blicken,
Wie's just sich am besten will schicken"

Ehre an. Aber für unmöglich darf man diese Zuthat nicht ansehen; nicht meinen, daß die Tugend erst einen äußerlichen Triumphzug halten müsse, um zu Ehren zu kommen, und daß, wo die äußere Anerkennung fehlt, auch niemals respectable Ehrenhaftigkeit zu finden sei.

Wir unseres Orts haben in dem heutigen Ordenska-

pitel rein innerliche Decorationen zu verleihen; mehr zu thun, haben wir weder Macht, noch Beruf, noch Lust. Und zwar darum auch nicht einmal Lust, weil es offenkundig ist, welche Ungerechtigkeiten bei den landesüblichen Ordenshändeln mitunterlaufen und welche Uebel- und Mißstände dabei obwalten, indem hiebei zwar der Obermann dem Untermann, aber nicht umgekehrt der Untermann dem Obermann, nicht der Kleine dem Großen, nicht der Schwache dem Starken die gebührende Ehre anzuthun vermag. Nicht Bänder und Schleifen also, nicht Kreuze und Schwerter, nicht Medaillen und Schnallen, sondern einzig und allein den Ehrenzoll der Anerkennung theilen wir aus und zwar an solche, welchen Ehre gebührt darum, weil sie andern gebührende Ehre bewiesen haben.

Verstatten Sie, verehrungswürdige Bundesglieder, mir den Vorschlag. Besserer Uebersicht halber will ich Ihnen die in den Orden der „Ehrwürden" Aufzunehmenden klassenweise vorführen und Bericht erstatten: 1) Von Untergeordneten, welchen ihre Vorgeordneten, 2) von Gleichgestellten, welche ihren Beigeordneten, 3) von Vorgeordneten, welche ihren Untergeordneten gebührende Ehre angethan haben und darum von uns mit gebührender Ehre bedacht werden müssen.

A. Untermann dem Obermann.

a. Dem Alleroberſten.

Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. So lieset man im Psalter. Nun hat man aber anderswo Anno 48 von Bauleuten gelesen, welche in der Paulskirche zu Frankfurt am Main den Bau deutscher Einigung haben fertig machen wollen ohne den himmlischen Oberbaumeister und haben ihre täglichen Berathschlagungen weder angefangen, noch beschlossen unter Gebet und Ehrerweisung nach oben. Haben vielmehr unter wahrem Matrosenlärm und Geschrei gemauert und gezimmert über ein Jahr lang, sechshundert Mann stark, und als der Bau fertig geworden, hat niemand darin wohnen mögen, und dem man den Hausschlüssel hat geben wollen, der hat sich dafür bedankt. Da ist denn erfüllt, wie geschrieben steht: Wer mich ehret, den will ich

wieder ehren; wer aber mich verachtet, der soll wieder verachtet werden.

Ganz anders der Mann, den ich jetzt zur Aufnahme in unsern Orden Ihnen empfehlen möchte, ich meine Christian III., König von Dänemark († 1559). Beichtete einst seinem Hofprediger Andreas Martini. Als der König niederkniete, fing der Hofprediger, welcher erst kürzlich in dies Amt gekommen war, mit schüchterner Unterthänigkeit zu reden an: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster —.“ „Meister Andreas,“ fiel ihm da der gottesfürchtige König ins Wort, „wie fangt Ihr die Beichte an? Ich kniee hier als ein Sünder vor Gott. Ihr müßt also mit mir nicht reden, wie ein Unterthan mit dem Könige, sondern als ein Beichtvater und Diener Christi mit seinem Kinde. Hier heiße ich nicht Großmächtigster, Allergnädigster, sondern schlechtweg Christian!

So hat ein hochgestellter Fürst dem Allerhöchsten die Ehre gegeben. Indem wir mit Ehrerbietung und Hochachtung ihn den Unsern beizählen, gedenken wir im Vorübergehen jenes winzigen und doch so kecken Schneidermännleins, welches auf die Frage, warum es nicht zu Gottes Tische gehe, die Antwort gab: „Nein, lieber Herr Pastor, sprechen zu müssen in der Beichte: Ich armer, elender Sünder — das kommt mir zu schlecht vor.“ — „Das haben Sie ja auch nicht nöthig,“ erwiederte der Geistliche, „sagen Sie nur: Ich hochmüthiger Schneider. Das gilt ebenso viel vor Gott dem Herrn.“

Christian III. und dieser armselige Schneider — — giebt es ein treffenderes Bild und Gegenbild? Der Gekrönte legt dem Allerhöchsten seine Krone zu Füßen, und der Ungekrönte dünkt sich auf seinem Schneiderthrone wer weiß was.

b. Dem Staatsobersten.

Staatsobersten giebt es große und kleine. Und auch den kleinsten soll man gebührende Ehre thun; jedoch aus reinem Herzen und nicht aus selbstischem Triebe, wie jener Bettler. Zu einem einäugigen Bettelvogt sprach ein Bettler: „Gnädiger Herr Prachervögt, dörf ick wol een lütjen in de Straat herumgahn?“ — Und der Bettelvogt bejahte die Anfrage mit einem gnädigen Kopfnicken; „denn,“ sprach er, „wenn man noch synen rechten Titel kriegt, kann man wohl een Oge todohn.“ — So sehr dieser Prachervogt selber sich geehrt fühlte, können wir doch in der un-

verschämten Titelei keine Ehre und in dem Titularius von Bettler keinen Ehrenmann erblicken, welcher jenem Staatsobersten mit Gebühr begegnet wäre.

Da war der Menonit Abraham Nickel ein ganz anderer Mann. Als in den Unglücksjahren nach der Schlacht bei Jena (14. October 1806) das preußische Land fast ganz von Franzosen besetzt und die Staatsobersten, d. i. der König und seine Familie zur Flucht bis in die Grenzstadt Memel genöthigt worden waren: litten dieselben nicht selten Mangel an baarem Gelde. Woher sollte er's auch nehmen der König. Da kommt eines Tags Abraham Nickel nebst seiner Frau zum König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise. Er kam als Abgeordneter der Taufgesinnten aus der Gegend von Culm. Der treuherzige Mann brachte ein Geschenk von 3000 Friedrichsd'or, und die Frau trug einen Korb mit frischer Butter. Er sprach also: „Gnädigster Herr! Deine getreue Unterthanen, die Gemeinden der Taufgesinnten, haben erfahren, wie groß die Noth ist, die Gott über Dich, Dein Haus und Land verhängt hat. Das thut uns allen leid und darum sind wir zusammengetreten und haben gern und willig diese Kleinigkeit zusammengebracht. Wir bitten Dich, unsern lieben König, diese Gabe aus treuem Herzen wohlwollend anzunehmen, und wir werden nicht aufhören, für Dich zu beten."

Abraham Nickels Frau aber überreichte darauf ihren Korb der Königin und sagte: „Man hat mir erzählt, daß unsere gnädige Frau Königin gute frische Butter sehr liebt und auch die jungen Prinzen und Prinzessinnen gern ein gutes Butterbrot essen. Diese Butter hier ist rein und gut, aus meiner Wirthschaft, und da sie jetzt rar ist, so habe ich gedacht, sie würde Dir wohl angenehm sein. Die gnädige Königin wird auch meine kleine Gabe nicht verachten. Du siehst ja so freundlich und gut aus; wie freue ich mich, Dich einmal so in der Nähe sehen zu können."

Mit Thränen der Rührung im Auge drückte die Königin der Bauerfrau die Hand, nahm das Umschlagetuch, das sie eben trug, ab und hing es mit den Worten: „Zum Andenken an diesen Augenblick!" der gutmüthigen Geberin um die Schulter. Auch der König nahm die Gabe solcher Liebe gern an, quittirte über den Empfang und vergalt späterhin reich und königlich den treuen Söhnen des Vaterlandes. (Eindler.)

Man kann zweifelhaft darüber sein, ob diese Menonitengaben **mehr** die Geber oder die Empfänger ehren. Das aber ist unzweifelhaft, daß Abraham **Nickel** und sein Weib sich wie einer qualificiren, in unsern Orden der „Ehrwürden", wenn sie so gut sein wollen, einzutreten.

e. Dem Hausobersten.

Das sind die Aeltern und Herren im Leiblichen, wie im Geistlichen, die Obersten am häuslichen Heerd und am gotteshäuslichen Altar. Wie ein Kind die kleinen Hausregenten gebührend ehre, kann es von dem Rittmeister **Kurzhagen** lernen. Dieser war einst von Friedrich II. mit zur Tafel geladen. „Von was für einem Hause stammt Er ab?" fragte ihn, um seine Gesinnung zu prüfen, der König. „Von gar keinem, Ew. Majestät," erwiederte der Rittmeister, „meine Eltern sind nur schlichte Landleute, ich möchte sie aber um keine andern Eltern in der Welt vertauschen." — „Das heißt edel gedacht," sprach der König und eine Freudenthräne floß über seine Wange herab; „wehe dem, der klein genug denkt, sich seiner Eltern zu schämen!" (Wölbling.)

Am 1. October 1756 wurden zu Erfurt drei Verbrecher hingerichtet. Sie waren alle drei protestantischer Religion. Einige Tage jedoch vor ihrer Hinrichtung gelang es den Jesuiten, die Verurtheilten zum Katholicismus hinüber zu ziehen. Ihre Freude über dies Wegkapern dreier Gauner, die keiner Religionspartei Ehre bringen konnten, war grenzenlos und wurde laut und öffentlich ausgesprochen. Am lautesten aber von dem **Pater Beckmann**. Draußen vor dem Thore, wo die Deliquenten abgethan wurden, bestieg er eine Art Kanzel und begann mit lauter Stimme das große Glück zu schildern, zu dem die nun Hingerichteten gelangt wären, weil sie noch vor ihrem Ende sich zum katholischen Glauben bekannt hätten. Dann entwarf er mit jesuitischem Scharfsinn ein treues Gemälde ihres vorigen gottlosen Lebenswandels und ihrer begangenen Verbrechen. „Aber," setzte er hinzu, „war das wohl zu verwundern? Die Unglücklichen konnten ja nicht anders, denn sie folgten nur dem Beispiele ihres Glaubensvaters **Luther**, dessen Lebenswandel bekanntlich auch nicht der beste war, und so gings hier nach dem Sprüchwort: „**Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.**" Kaum war das ehrenrührige Wort über seine Lippen gegangen, so gab

ihm der nahestehende Knecht des Scharfrichters ein Paar so derbe Ohrfeigen, daß er von seiner Kanzel herabfiel und beinahe vom Rabensteine heruntergeflogen wäre.

Unleugbar hat sich der Knecht in dem Mittel, Luther, diesen seinen geistlichen Vater und gotteshäuslichen Kirchenobersten, zu Ehren zu bringen, total vergriffen; aber daß er wenigstens den guten Willen gehabt hat, ist ebenso unleugbar.

B. Nebenmann dem Nebenmanne.

Hierunter werden Friedens- und Kriegskameraden begriffen. An die letzteren denkst Du zunächst, wenn Du von „Nebenmann" hörst. Gut; fangen wir damit an.

Der alte Blücher gab in einer Gesellschaft einmal das Räthsel auf: „Wie einer seinen Kopf küssen könne?" Als das Räthsel keiner zu lösen wußte, nahm er den General Gneisenau beim Kopfe und küßte ihn derb ab. „Denn der," sprach er, „hat in seinem Kopfe alle die Pläne ausgeheckt, die meine Hand nur ausgeführt hat. — Ehre, dem Ehre gebühret!"

Am Abend nach der Schlacht bei Wartenburg (3. October 1813) rückten die siegreichen preußischen Truppen in ihr Lager. General York hielt da mit seinem Stabe und ließ das ganze Fußvolk an sich vorübermarschiren. Jedes Bataillon seiner Kriegskameraden begrüßte der Feldherr auf die gewöhnliche Weise. Nun kam aber mit seinen Tapfern der General von Horn. Er hatte das heißeste Stück jenes Tags auszufechten gehabt. Im fürchterlichsten Kugelregen mit seinen Getreuen dastehend, vor sich die Feuerschlünde der Franzosen und hinter sich auch nicht den mindesten Succurs, hatte er einen Hundsfott draufgesetzt und „Bursche," hatte er gerufen, „ein Hundsfott, wer nun noch einen Schuß thut! Vorwärts mit dem Bajonette!" Und nun wars drauf losgegangen; das zweite Bataillon vom Leibinfanterieregimente voran und siegreich darüber her. Als dies Korps nun am Abend beim Einzug ins Lager herankam, fragte General York: „Ist das das zweite Bataillon vom Leibregimente?" „Ja!" rief der rechte Flügelmann des ersten Zugs. Da entblößte York sein Haupt, seine ganze Begleitung folgte seinem Beispiele, und sie bedeckten sich nicht eher wieder, als bis der letzte Zug des Bataillons vorüber war. So

ehrte York seine Kriegskameraden; ihn aber ehrte das dankbare Vaterland und gab ihm den Namen: York von Wartenburg.

Als die Leiche des großen Kurfürsten († 1688) aus dem alten Dome zu Potsdam in den neuen hinübergeschafft wurde, war der alte Fritz selbst gegenwärtig und befahl den Sarg zu öffnen. Das Gesicht war noch kenntlich. Der König betrachtete die Leiche seines Urgroßvaters geraume Zeit, dann ergriff er die Hand des großen Kurfürsten und sprach, die Augen thränenfeucht, zu den Umstehenden: „Messieurs (meine Herren), Der hat viel gethan! — Macht den Sarg wieder zu."

So ehrt ein Nebenmann den andern.

C. Obermann dem Untermanne.

1. Römische Art.

Der Kaiser Konstantius (350) stellte sich einmal, als wäre er heidnisch geworden, und befahl allen seinen Hofleuten, sie sollten morgen, bei Verlust ihrer Dienste, mit zum Opfer gehen. Etliche waren bereit. Etliche aber traten vor und sprachen: „Gnädigster Herr und Kaiser, die Sache läuft wider unser Gewissen." Da sprach Constantius: „Das sind Ehrenleute! Gebt Euch zufrieden. Ihr sollt mir die liebsten sein."

2. Baierische Art.

Seyfried Schweppermann erfocht am 28. Sept. 1322 bei Mühldorf jenen in den baierschen Annalen ewig denkwürdigen Sieg gegen Friedrich von Oestreich, wodurch die deutsche Königskrone auf dem Haupte Herzog Ludwigs von Baiern befestigt wurde. Abends nach der Schlacht nahm Ludwig auf dem Schlachtfelde selbst mit einen Generalen ein sparsam Mahl, blos in Eiern bestehend, und sprach da jenes Wort, welches seitdem zum Sprüchwort geworden ist: „Jedermann ein Ei; dem frommen Schweppermann zwei!" Auf dem Grabstein des Helden im Kloster Kastel steht dies Ehrenzeugniß noch heute zu lesen.

3. Französische Art.

Heinrich der Vierte von Frankreich († 1610) hatte einst in Uebereilung einen braven Officier seines

Heeres, den Herrn von Schomberg, mit kränkenden Worten tief verletzt. Einige Tage drauf sollte die Schlacht bei Ivry geliefert werden. Der König sah den Officier, rief ihn zu sich und sagte zu ihm in Gegenwart der vornehmsten Generale: „Herr von Schomberg, ich habe Sie beleidigt. Dieser Tag ist vielleicht der letzte meines Lebens. Ich will die gekränkte Ehre eines braven Mannes nicht mit ins Grab nehmen. Ich bitte Sie herzlich um Vergebung. Kommen Sie in meine Arme!"

4. Englische Art.

Der große Naturforscher Isaak Newton († zu London 1727) verstand selbst in seinem Alter die Werke nicht mehr, die er in seiner Jugend geschrieben hatte. Dennoch ehrten die Zeitgenossen und der königliche Hof das früh erworbene Verdienst auch in dem Greise. Sein Begräbniß war wie eines Königs. Der Kanzler und drei Pairs von England trugen den Thronhimmel über seinem Sarge und in der Westminsterabtei, wo Englands Könige ruhn, lieset man auch Newtons Grabschrift. Wir gedenken hierbei der ehrenvollen Leichenfeier deutscher Sänger und deutscher Gottesgelehrten: eines Gellert, Klopstock, Schleiermacher u. A.

5. Preußische Art.

Seinen alten Ziethen hielt der alte Fritz in hohen Ehren. Schon ein 86jähriger Greis kam der alte Haudegen zur Parole einst aufs Schloß. „Da ist ja mein alter Ziethen," rief der König; „geschwind einen Stuhl her!" Ziethen weigerte sich, sich zu setzen. Der König aber sprach: „Setz Er sich, alter Vater; setz Er sich, sonst geh Ich weg; denn Ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen." Und vor ihm stehend unterhielt sich gar freundlich der alte Herr mit dem noch ältern Diener. — Ein andermal war der alte Ziethen beim König zur Tafel und, da es etwas lange währte, schlief der betagte General über Tische ein. Dies bemerkend, sprach der König zu seinen Gästen das leise Wort: „Laßt ihn schlafen; er hat oft genug für uns gewacht." — Als man dem Könige später Ziethens Tod meldete, sagte er: „Im Kriege führte er immer die Avantgarde, ich die Hauptarmee. Auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht, ich werde auch hier ihm bald folgen."

Wie das „in Ehren halten,“ so verstand Friedrich II. auch 2) das „zu Ehren bringen“ und 3) vor der Ehrenhaftigkeit sich beugen. Zwei Vorfälle beweisen das. Der preußische Gesandte in London, Baron von Bülow, beschwerte sich einst bei dem Könige darüber, daß sein Gehalt zu niedrig sei. Er könne sich deshalb keine Equipage halten, müsse seine Besuche bei Hofe zu Fuß abstatten und sich darüber verlachen und verspotten lassen. Da schrieb der König: „Sage Er den Leuten, welche über Ihn lachen, Er sei der Gesandte des Königs von Preußen und hinter Ihm gingen 200,000 Mann.“ Man hat seitdem nicht wieder gehört, daß die Schranzen am Hofe des Königs von England über den zu Fuß ankommenden preußischen Gesandten gelacht hätten. Der alte Fritz hatte seinen Gesandten zu Ehren gebracht.

Aber, was noch mehr sagen will: der alte Heldenkönig hat selbst einmal vor einem preußischen Juristen seinen „Serviteur“ gemacht. Eines gewissen Processes wegen war bei ihm Beschwerde über die betreffende Justizbehörde eingelaufen. Friedrich befahl diesem Gerichte, die Acten jenes Processes noch einmal genau durchzusehen. Die Durchmusterung geschah, aber bei dem ersten gerichtlichen Erkenntnisse bliebs. Der König verlangte abermalige Revision; aber auch das dritte gerichtliche Erkenntniß blieb beim ersten Urtel. Der König war aufgebracht und schrieb an den Chefpräsidenten des Gerichtshofes, Herrn von M.: „Gericht hat schlecht untersucht, schlecht unterrichtet, schlecht beurtheilt! Friedrich. Und damit Punktum.“ Der unerschrockene und ehrenwerthe Gerichtspräsident respectirte aber das Punktum nicht, sondern bemerkte auf dem nämlichen Blatte: „Mein Kopf ist zu Dero Diensten, aber nicht mein Gewissen. Das Urtheil bleibt!“ — Wer nun den alten Fritz kennt, mag wohl denken: das wird böses Blut setzen und den Präsidenten um Amt und Brot und auf die Festung nach Spandau bringen. Allein zwei Stunden nachher erhielt der unbeugsame gerechte Richter ein sehr gnädiges Handschreiben von der Majestät, und es wäre gut und er solle eine jährliche Besoldungszulage von 800 Thaler erhalten. — Das ist des Königs Serviteur vor dem Juristen.

Aehnlichen Bückling, wie hier dem Juristen der Großoncle, hat später der Großneven, Friedrich Wilhelm III., einem scheinbar verunehrten Landpfarrer gemacht. Der

König wollte damit etwas gut machen, was andere verschuldet hatten oder auch nicht verschuldet; wie mans nimmt. Doch ich will die Geschichte erzählen, die da unten bei Erdmannsdorf in Schlesien dem seligen Könige nach seines Lebensbeschreibers W. Hahn Zeugnisse passirt ist. Er machte also einst mit seiner Familie eine Landpartie. Gemeinschaftlich fuhren sie alle in einem großen Korbwagen nach einem schön gelegenen Ort im Riesengebirge. Schon früh kamen sie an, blieben zu Mittag und fuhren gegen Abend wieder ab.

Dem König hatte die Bewirthung gefallen. Bevor er in den Wagen stieg, ließ er den Wirth zu sich rufen, um sich bei ihm zu bedanken. Aber statt des Wirthes kam die Wirthin.

„Warum kommt Ihr Mann nicht?" fragte der König.

„Ach, bei dem war's heute Morgen um neun schon halb sieben," sagte die Frau und war ziemlich verdrießlich.

„Um neun halb sieben?" fragte der König. „Versteh' ich nicht."

Die Frau mußte dem Könige erst erzählen, was jeder von uns weiß: daß, wenn einer ein Glas zu viel getrunken hat, man von ihm sagt: „es ist bei ihm halb sieben." Nun wußte es der König. Und auch der Kronprinz und die anderen Prinzen wußten's; und alle bedankten sich bestens für diese Mittheilung.

Denn als sie darauf nach Hause fuhren, hatten sie allerlei Spaß an der Redensart. Immer wenn einer etwas sprach, das irgendwie nicht hingehörig oder unpassend gedeutet werden konnte, hieß es: „Ist wohl halb sieben bei Dir?" Man lachte recht herzlich dabei.

Unter solchen Gesprächen kamen sie durch ein Dorf bei der Wohnung des Predigers vorbei. Der Geistliche stand in seiner Amtstracht vor der Thür und begrüßte den König. Der König ließ halten und unterhielt sich mit ihm. Aber nicht lange. Denn der König wollte weiter fahren. Es war nicht mehr fern vom Dunkelwerden.

„Was ist die Uhr?" fragte er den Prediger.

„Halb sieben!" antwortete dieser.

Da lachte alles laut auf; auch der König lachte. Und der König fuhr ab.

„Halt!" rief unser König.

Schnell stieg er vom Wagen und ging zum Prediger zurück. „Können sich wohl nicht denken, worüber wir ge-

lacht haben?" fragte er ihn. „Die Sache verhält sich so." Und nun erzählte er ihm kurz die Geschichte. „Essen Sie künftigen Sonntag bei mir: dann will ich's Ihnen umständlicher erzählen."

Wer war froher als unser Pfarrer, da er erfuhr, daß die königlichen Herrschaften nicht über ihn gelacht hatten.

Saß Sonntags drauf ganz wohlgemuth
An Königs Tisch. Und's schmeckt' ihm gut. —

Den besten Genuß aber hatte dabei der König. Seinem edlen Herzen that es unendlich wohl, durch diese Herablassung die, wenn auch nur scheinbar, gekränkte Ehre eines Ehrenmannes wieder zu Ehren zu bringen.

Ehrenvolle Grabinschriften

sollen hier am Schlusse, wo sich's am besten fügt, die Schlußsteine bilden.

1. Eine kurfürstliche.

Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen, der treue Vertreter der protestantischen Sache gegen den katholischen Kaiser Karl V., von letzterem in der Schlacht bei Mühlberg 1547 geschlagen und gefangen, dann auch der kurfürstlichen Würde verlustig gemacht, beschloß sein Leben zu Weimar und starb den 3. März 1554. Die evangelische Kirche, dafür er ernstlich gestritten und deren Wohlfahrt zu befördern, er sich ritterlich angenommen, hat ihm diese denkwürdige Inschrift über seine Gruft aufhängen lassen:

> Johann Friedrich, von Gottes Gnaden erwählter Zeuge und Märtyrer Jesu Christi, ein Fürst der Betrübten, Herzog der rechtschaffenen Bekenner des Glaubens, Graf der Wahrheit, Fähnrich des heiligen Kreuzes, ein Exempel und Vorbild der Geduld und Beständigkeit, Erblasser des ewigen Lebens, ist in Christo selig entschlafen und aus diesem elenden Leben abgeschieden in das himmlische Vaterland den 3. Martii im Jahre 1554.

2. Eine herzogliche.

Ferdinand, Herzog von Braunschweig, königl. preußischer Generalfeldmarschall im siebenjährigen Kriege, ein Mann von hohem militärischen Talent, edler Humanität und wahrem Christenthum, welcher wegen seiner Herablassung und Milde noch bei den heutigen Braunschweigern unvergessen ist, hat die Inschrift, welche auf seinen Sarg gesetzt werden sollte, wörtlich vorgeschrieben. Zu Häupten des Sargs ist eine metallne Platte angebracht mit den Worten:

Ferdinand,

Gutsherr von Vechelde von 1762 an.

Geboren zu Braunschweig

Auf dem kleinen Masthofe den 12. Januar 1721.

Zu den Füßen ist wieder eine Platte von Metall und darauf diese Worte:

Großer
Aber durch das Blut Jesu Christi
Seines Heilandes und Erlösers
Begnadigter
Sünder vor Gott.
Hier ruhet seine irdische Hülle.

Und auf dem Deckel des Sarges ruht ein Krucifix.

3. Eine staatsmännische.

Benjamin Franklin, gestorben 1790 als Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, berühmt geworden durch die Erfindung der Blitzableiter, von Hause aus aber nichts als ein schlichter Buchdrucker, hat selbst sich folgende Grabschrift geschrieben:

> Hier ruhet, um eine Speise der Würmer zu werden, der Leib des Buchdruckers Benjamin Franklin, wie der Einband eines alten Buchs, dessen Blätter abgenutzt, dessen Titel und Vergoldung verwischt sind. Aber das Werk selbst wird nicht verloren gehen. Es wird, wie er hofft und glaubt, zum zweiten Male in einer neuern und schönern Ausgabe erscheinen, verbessert und berichtigt vom Urheber!

4. Eine schlicht unterthänige.

Auf dem Grabmale des großen Astronomen Kopernikus († 1543) kann der Besucher der Johanniskirche zu Thorn folgende von ihm selbst verfaßte Grabschrift lesen:

„Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri non posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni
Sedulus oro.“

Das ist verdeutschet:

Nicht um Pauli Gnadenbecher, (2 Cor. 12, 2.)
Nicht um Petri Gnadenstund: (Joh. 21, 15. 17.)
Nur um Gnad', wie sie der Schächer (Luc. 23, 43.)
Hat empfangen, fleht mein Mund.

Zugabe
vom Jacobikirchhofe zu Magdeburg.

Letzte Zeitung
oder
Grabschrift
Auf einen Juristen
Und guten Christen.

Quaeris hic mortuum? Vivit.
Quis fuerit? JCtus erat.
In Institutis divinis institutus bene.
In Codice Sacro versatus non modice.
Pandectae erat Christus, qui πάντα
in se suscepit*) peccata.
Novellas habebas!
Qui Advocatus quondam, in omnium
Advocati
Sinu jam suaviter ac in alternum
quiescit.

ANDREAS SIMSON BEUCHLING
natus die 6. Jan. 1656,
denatus die 13. Sept. 1691.

*) Um das Wortspiel noch mehr zu verdeutlichen, hätte statt suscepit geradezu δέδεκται gesetzt werden sollen.

Druck von Friedrich Klöppel in Eisleben.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jedem Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Superint. Westermeier in Biere bei Magdeburg, unter der innerhalb der preußischen Staaten portofreien Rubrik: „Angelegenheiten des christlichen Vereins." Unter derselben Aufschrift sind bei dem genannten Geschäftsführer auch nachfolgende Schriften zu bestellen, welche in der Niederlage der Schriften des christlichen Vereins zu Eisleben, in Pappe gebunden, unter beistehenden Preisen vorräthig sind:

	thl.	sgr.	pf.
Hauspostille. 5 Bde.	1	—	—
Epistelpredigten. 3 Bde.	—	20	—
Kirchengeschichte. 7 Bde.	2	—	—
Offenbarungen Gottes in Geschichten d. A. T.	—	12	—
Leben Jesu. 3 Bde.	—	12	—
Die heilige Passion	—	6	—
Weckstimmen in biblischen Betrachtungen auf alle Tage. 3 Bde.	—	12	6
Andenken an den heil. Tag der Confirmation	—	1	—
Lehrkatechismus	—	3	—
Lernkatechismus	—	2	—
Evangelisches Kirchengesangbuch	—	10	—
Krankenbuch	—	3	—
Die Pforte ist weit	—	4	—
Die Pforte ist eng	—	6	—
Vesperglocke	—	5	—
Gebetbuch	—	6	—
Beicht- und Communionbüchlein	—	2	6
Biblische Andachten. 2 Bde.	—	6	—
Die Frage: Was fehlt mir noch?	—	3	—
Christliche Unterhaltungen	—	5	—
Bethanien	—	1	6
Der Prophet Jeremia	—	7	6
Geschichte der französischen Revolution	—	5	—
Des Glaubens Trost	—	5	—
Der Friedensbote	—	4	—
Neuer christlicher Kinderfreund	—	7	6
Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz	—	5	—
Trostbüchlein	—	3	—
Geschichte der deutschen Freiheitskriege	—	8	—
Weisungen zur Wahrheit in Gedichten	—	2	6
Missionsbüchlein. 1r Bd.	—	1	6
Geistlicher Rathgeber für Kranke und Sterbende	—	3	—
Deutscher Volksspiegel. 1. Bd.	—	5	—
— — 2. Bd.	—	5	—

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um $33^1/_3$ % erhöheter Ladenpreis ein. Eben so erhöhen Portoauslagen, wo sie nöthig werden, in unbestimmter Weise den Preis.